

Dol

es österreichischen Widerstandes

DÖW — Bibliothek

Handbibliothek



JAHRBUCH

2003

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes

Stiftung Dokumentationsarchiv
des österreichischen Widerstandes
A-1010 Wien, Wipplingerstraße 8
Tel. 01/534 36/90319

JAHRBUCH
2003

Redaktion: Christine Schindler

© 2003 by Dokumentationsarchiv des österreichischen
Widerstandes (DÖW), Wien
Printed in Austria
Umschlaggestaltung: Atelier Fuhrherr, Wien
Layout: Christa Mehany-Mitterrutzner
Hersteller: Plöchl-Druck Ges. m. b. H.,
4240 Freistadt

ISBN 3-901142-51-7

INHALT

MAXIMILIAN AICHERN OSB Festvortrag anlässlich der Jahresversammlung des DÖW, Wien, 11. März 2002	5
<i>Schwerpunkt Exil</i>	
REGULA NIGG / PHILIPP METTAUER „Wir sind für euch immer noch die Emigranten.“ Eine österreichisch-argentinische Lebensgeschichte	12
JÖRG THUNECKE Fritz (Frederick) Brainin Österreichischer Dichter in der Neuen Welt	42
CHRISTOPH HAACKER Ernst Sommer — Deutscher Jude, tschechischer Patriot und Anti-Österreicher? Zu Ernst Sommers Bild von Österreich im englischen Exil	83
WOLFGANG NEUGEBAUER / SIEGWALD GANGLMAIR Remigration	96
EDITH BLASCHITZ NS-Flüchtlinge österreichischer Herkunft: Der Weg nach Argentinien	103

Varia

MILO DOR	
Die Mechanik des Tötens	137
JONNY MOSER	
Von der Don-Front ins jüdische Spital in Wien	149
EGON EHRLICH / HELGA RASCHKE	
Josef Ritter von Gadolla	
Ein Grazer Offizier im militärischen Widerstand	162
DOKUMENTATIONSARCHIV DES ÖSTERREICHISCHEN WIDERSTANDES	
Tätigkeitsbericht 2002	192
DIE AUTORINNEN	211

MAXIMILIAN AICHERN OSB

FESTVORTRAG ANLÄSSLICH DER
JAHRESVERSAMMLUNG DES DÖW,
WIEN, 11. MÄRZ 2002

Sehr geehrtes Präsidium, geschätzte Mitglieder des Kuratoriums, sehr geehrte Damen und Herren!

Es bewegt mich, dass Sie mich eingeladen haben, bei Ihnen zu sprechen. Ich bin Bischof von Linz, habe aber enge Beziehungen zu Wien. Ich bin nicht nur gebürtiger Wiener, sondern mitten in dieser Stadt auch aufgewachsen. Ich habe hier die Schulen besucht, die unmittelbare Vorkriegszeit, die Kriegszeit und die Nachkriegszeit erlebt. Wir waren auch ausgebombt. Ich bin dann später in das Benediktinerkloster St. Lambrecht in der Steiermark, an der Kärntner Grenze, eingetreten. Aus Kärnten sind meine Eltern ursprünglich nach Wien gekommen; mich hat es in den Süden gezogen. Das Theologiestudium machte ich in Salzburg und in Rom. Ich hätte nie gedacht, nachdem ich im Süden Österreichs ganz daheim war, dass ich noch einmal in den Norden gehen sollte.

Die Bewertung des österreichischen Widerstandes in der NS-Zeit schwankt in der Öffentlichkeit, wie ich es so erlebe, zwischen Überschätzung und Abwertung. Daher ist es sehr wichtig und verdienstvoll, dass sich das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes der Erforschung dieses Phänomens widmet. Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, Ihnen für die intensive und wertvolle Arbeit zu danken.

Ich möchte das Augenmerk vor allem auf Oberösterreich richten, wo ich das 21. Jahr im Dienst als Bischof bin. Gewiss wäre es recht, die NS-Zeit in Oberösterreich umfassend zu beleuchten, aber Sie wissen, wie vielfältig das ist. Immer wieder werden bei ähnlichen Gelegenheiten Teile aufgearbeitet, und so möchte ich bei Ihnen heute eher auf den kirchlichen Bereich, auf den Teil der katholischen Kirche Oberösterreichs, in der genannten Zeit hinweisen. Ich möchte auch etliche Querverbindungen zum übrigen Österreich herstellen, aber besonders neben einigen markanten kirchlichen und kirchennahen Personen doch die beiden Bischöfe Oberösterreichs in dieser Zeit in den Mittelpunkt stellen.

Die Haltung der Kirche in der NS-Zeit war nicht einheitlich. Bischöfe und Klerus standen im Dilemma zwischen dem Anliegen, pastorale Möglichkeiten aufrecht zu erhalten und dem notwendigen Widerstand, aufgrund der Unmenschlichkeiten und der Weltanschauung des Nationalsozialismus. Es gab vereinzelt auch Sympathie, vor allem aber die Gewissensfrage, wie weit der Gehorsam gegenüber der Staatsgewalt gehen darf und soll. Wir haben hier das Beispiel Franz Jägerstätters, eines Bauern aus St. Radegund an der österreichisch-bayerischen Grenze. Er war Messner, ein fröhlicher Mensch, der aber nach seiner Heirat die

Bibel sehr ernst genommen, danach gelebt und aus der Geistigkeit der Bibel die Situation betrachtet hat. Sein Widerstand gegen Hitler war religiös motiviert. Er ging zu seinem Bischof, Joseph Calasanz Fließer, und legte ihm seine Gewissensschwierigkeiten dar: einerseits die Familie, andererseits das Einrücken-Müssen mit dem Eid auf Hitler. Er differenzierte: für die Heimat Österreich würde er selbst mit der Waffe in der Hand in den Krieg ziehen, für das ungerechte Hitlerdeutschland aber nicht. Der Bischof ließ ihn in der Gewissensentscheidung allein. Später wäre Jägerstätter bereit gewesen, in den Sanitätsdienst zu gehen, doch ließ die Behörde das nicht mehr zu, sondern verurteilte ihn wegen Wehrkraftzersetzung zum Tod und ließ ihn hinrichten. Übrigens, Frau Franziska Jägerstätter hat in diesen Tagen den Beginn ihres 90. Lebensjahres gefeiert. Ich habe sie in St. Radegund antelefoniert und ihr gratuliert. Sie ist eine sehr markante Frau, eine Zeitzeugin par excellence.

Es darf nicht übersehen werden, dass in Oberösterreich Priester nach den Eisenbahnern die Gruppe mit den höchsten Opferzahlen an KZ-Toten waren. Wir sind zum Beispiel in der Diözese Linz gerade dabei, die Lebens- und Leidensgeschichte von Johann Gruber aufzuarbeiten, der in grausamster Weise in Gusen umgekommen ist. Dr. Johann Gruber war Priester und Direktor der Blindenanstalt der Diözese Linz. Er wurde mit vielen schrecklichen Vorwürfen und Verleumdungen überschüttet. Nach einem grausamen Prozess kam er zuletzt nach Gusen. Als man merkte, wie sehr Gruber historisch und archäologisch versiert war, setzte man ihn für die Ausgrabungen im Lagerbereich und für Verwaltungsaufgaben ein. Dabei wurde der Priester Dr. Johann Gruber zum Retter für viele Menschen, die im Lager sonst verhungert wären. Er hat sich die Möglichkeit genommen, immer wieder Einzelnen etwas an Nahrung zukommen zu lassen. Manche wissen — sehr zu Herzen gehend — auch heute noch zu erzählen, wie sie es damals erlebt haben. Besonders der emeritierte Polizeipräsident von Lüttich in Belgien, der auf diese Weise sein Leben Dr. Gruber verdankt. Es ist kein Wunder, dass, genauso wie bei Jägerstätter, Anregungen an die Diözese Linz kamen, das Seligsprechungsverfahren für Dr. Gruber einzuleiten.

Bei Jägerstätter ist ja das bereits erfolgt. Allerdings gab es zunächst manchen Widerstand. Sein Verhalten war für viele Menschen nicht akzeptabel. Sie sagten, dass sie auch nicht in den Krieg gehen wollten, weil sie an ihre Familien dachten und dem Regime nicht nahe standen. In vielen Gesprächen wurde darauf hingewiesen, dass Jägerstätter selbst niemanden verurteilt hat, der anders handelte. Für ihn selbst war es eine religiös motivierte Gewissensentscheidung. Wir haben im Bereich der Diözese Linz und darüber hinaus, mit Moraltheologen, mit Bundesheerverantwortlichen, mit gesamtkirchlichen Organisationen und Friedensgruppen viele Gespräche und Diskussionen durch Jahre hindurch geführt. Auch das jährlich veranstaltete Gedenken in Ostermiething und St. Radegund hat zur Bewusstmachung des Falles entscheidend beigetragen. Gerade auch aus der Inter-

nationalität kamen immer wieder Anstöße und Ermutigungen. Viele publizistische Vorarbeiten lagen bereits auf dem Tisch.

Die „Arbeitsgruppe Jägerstätter“ gab mir schließlich den Rat, den Informativprozess in der Diözese Linz auch offiziell einzuleiten. Das war Mitte der 90er Jahre. Intensiv wurden Zeugen, die Jägerstätter kannten und sich meldeten, im In- und Ausland angehört. Wir haben dies in einer Weise (mit Zeugen), dass es in Rom akzeptiert ist, dokumentiert. Nun läuft bereits der Seligsprechungsprozess für Jägerstätter in Rom. Bei Gruber haben die zuständigen Stellen in Rom gemeint, so wie ursprünglich bei Jägerstätter, soll zuerst eine Biographie erstellt werden, was derzeit geschieht.

Es gab den religiös motivierten Widerstand. Ich denke da an die Jugendarbeit, von der ich in Linz immer wieder höre, mit Professor Ferdinand Klostermann, der später an der Wiener Universität als Pastoraltheologe gewirkt hat. Ich denke an die katholische Hochschuljugend in den Katakomben der Peterskirche in Wien, die mit den Namen Karl Strobl und Otto Mauer sehr verbunden ist. Ich verweise auf die Kundgebung der katholischen Jugend im Oktober 1938 in Wien, die die einzige Großkundgebung gegen den Nationalsozialismus im gesamten „Großdeutschen Reich“ war, wie die Historiker ermittelt haben. Der frühere Sektionschef Dr. Hermann Lein ist der letzte Überlebende der „Innitzer-Gardisten“, die wegen der Beteiligung an der Kundgebung nach Dachau und Mauthausen eingeliefert wurden.

Im Jahre 1987 war in Rom, von Papst Johannes Paul II. einberufen, die Weltbischofssynode über den Laien und das Laienapostolat in Kirche und Welt. Die Österreichische Bischofskonferenz hat mich gewählt, ihr Vertreter dabei zu sein. Der Papst hat damals mit Blick auf die Jahrtausendwende die Anregung gemacht, jede Bischofskonferenz möge dafür sorgen, dass die Zeugnisse der Märtyrer totalitärer Regime des 20. Jahrhunderts nicht verloren gehen, sondern aus den Dokumenten erhoben und veröffentlicht werden. Kardinal Groer hat als damaliger Vorsitzender der Bischofskonferenz den Vorschlag sofort aufgegriffen und Dr. Jan Mikrut, einen Priester der Wiener Erzdiözese, beauftragt, mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der kirchlichen Archive aus ganz Österreich ein solches Werk zu erstellen. Mittlerweile sind die Bücher herausgekommen. In Band 1 sind die Märtyrer der Diözesen Wien, Eisenstadt und St. Pölten, in Band 2 jene der Diözesen Graz-Seckau und Linz und in Band 3 die Märtyrer der Diözesen Salzburg, Gurk-Klagenfurt, Innsbruck und Feldkirch dokumentiert.

In Band 1, der sich hauptsächlich mit der Erzdiözese Wien befasst, ist unter anderen die selige Hartmann-Schwester Restituta Kafka behandelt. Ihr Brief an ihre Oberin, vorhin vorgetragen, war auch jetzt noch für uns zu Herzen sprechend. Weiters sind dokumentiert: Kaplan Maier von Gersthof, Roman Scholz von den Chorherren in Klosterneuburg, Otto Schimek, der junge Wiener Soldat, der sich bei einem Hinrichtungskommando in Polen zu schießen weigerte und

dafür selbst hingerichtet wurde. Papst Johannes Paul II. hat mich schon mehrmals gefragt, ob da ein Informativprozess vorgesehen ist und wie die Menschen darüber denken. Weiters findet sich im Buch Professor Hans Zessner-Spitzenberg. Mir wurde in meiner Kindheit öfter von ihm erzählt. Und schließlich Dr. Jakob Kastelic, der in der Pfarre Wien-Penzing gewohnt hatte und mit den Kalasantinern in Wien-Fünfhaus und in Wien-St. Josef, Reinlgasse, enge Kontakte hatte. Letztere ist meine Heimatpfarre. Ich habe als Kind Dr. Kastelic gekannt. Es hat mich damals tief betroffen, was wir an Schrecklichem über ihn gehört haben, wie es um ihn stand und wie er dann hingerichtet wurde.

In Band 2 ist aus der Steiermark vor allem der hingerichtete Pfarrer Dalla Rosa von St. Georgen bei Obdach dokumentiert, der schrecklich leiden musste, nachdem er durch den Volksschuldirektor des Ortes angezeigt wurde. Nicht im Buch sind Märtyrer des Glaubens, wo noch nicht alle Umstände der Verurteilung und des Todes erhoben sind, oder solche, welche mit dem Leben davon kamen. Ich denke da an Pfarrer Wiener von Seewiesen, später Unzmarkt, den ich gut kannte und der mir manches, was ihm widerfuhr, erzählte. Aus Oberösterreich haben wir im Buch: Jägerstätter, Gruber, Abt Bernhard Burgstaller von Wilhering und den seligen Marcel Callo, ein junger Franzose, Mitglied der Katholischen Arbeiterjugend, der in Mauthausen ums Leben kam. Weiters sind zu nennen die Arbeiterin Camilla Estermann und andere mehr.

Die Tiroler haben in ihrem Band Pfarrer Neururer und — gemeinsam mit den Vorarlbergern — Provikar Lampert von Innsbruck-Feldkirch.

Ich halte diese Dokumentationsbände für sehr wichtig. Weiters möchte ich den religiös motivierten Widerstand wie die Beteiligung von Wilheringer Zisterziensern an der österreichischen Widerstandsbewegung erwähnen. Abt Bernhard Burgstaller wusste nichts davon, wurde aber zur Verantwortung gezogen und starb im Gefängnis.

Es gab auch immer wieder einfache Leute, wie die Familie Langthaler in der Nähe von Mauthausen, die entkommenen KZ-Insassen halfen und mehrere Tage ihnen unter dem Heu am Dachboden Unterschlupf gaben. So wurde ihnen das Leben gerettet. Das waren die Eltern des langjährigen Provinzials der Barmherzigen Brüder der österreichischen Provinz (Wien-Große Mohrengasse), der erst kürzlich verstorben ist. Die KZler, die damals geflüchtet sind, wurden einfach wie bei einer Hasenjagd verfolgt und abgeknallt. Familie Langthaler hat gewagt, einige zu verstecken.

Die Diözese Linz wurde in der NS-Zeit von zwei sehr unterschiedlichen Bischöfen geleitet. Bischof Johannes Maria Gföllner ist 1867 geboren und war 1915 der letzte vom Kaiser ernannte Bischof von Linz. Er leitete die Diözese bis 1941. Im Juni dieses Jahres verstarb er im Linzer Bischofshof. Er war gekennzeichnet durch eine enge Rombindung und — aufgrund seiner Vergangenheit und seiner Erziehung — große Kaiserstreue. Als erster österreichischer Bischof

nahm er bereits 1929 gegen den Nationalsozialismus Stellung. Bekannt ist sein Hirtenbrief von 1933 über „wahren und falschen Nationalismus“, wo der NS-Rassenstandpunkt und die nationalsozialistische Moral widerlegt wurden. Es sei unmöglich — heißt es im Hirtenwort — guter Katholik und gleichzeitig Nationalsozialist zu sein. Der Brief fand in ganz Europa und darüber hinaus Beachtung und erschien in 8 Sonderausgaben mit 35.000 Exemplaren. Wenn auch Gföllner nach dem Anschluss deutlich vorsichtiger agierte und die umstrittene Bischofserklärung vom März 1938 mitunterzeichnete (allerdings nicht im Diözesanblatt, dem offiziellen Organ der Diözese Linz, veröffentlichten ließ), so zeigte er doch immer wieder seine ablehnende Haltung dem Nationalsozialismus gegenüber. Er gab auch den entscheidenden Anstoß, dass im Sommer 1938 ein geplantes Abkommen zwischen Staat und Kirche in Österreich scheiterte, das der berühmte Dr. Himmelreich und der Rektor des Anima-Kollegs in Rom, Bischof Hudal, ausgearbeitet hatten.

Sein Nachfolger als Weihbischof in der Diözese und Kapitelvikar — weil während des Krieges kein Diözesanbischof bestellt werden konnte — war Josef Calasanz Fließner, 1896 geboren, 1960 gestorben. Er konnte mit diplomatischem Geschick manche Eingriffe in das kirchliche Wirken in Oberösterreich verhindern. Er war um eine gute Gesprächsbasis bemüht, woraus man aber keine Sympathie für das Regime herauslesen kann. Er hat in schwierigster Zeit viel für die Seelsorge, für die Priester und vor allem für die Jugend getan und war der große Förderer der Volksliturgischen Bewegung. Er hat interessanter Weise durch seine Briefe an den Klerus und an die Pfarren bereits in der Kriegszeit die Weichen für die spätere Aufbauarbeit der Pfarrorganisation, des Seelsorgeamtes und der Katholischen Aktion gestellt.

Auf keinen Fall lässt sich aus dem Verhalten Fließners eine Sympathie für den Nationalsozialismus herauslesen. Frau Dr. Erna Putz, Journalistin und Historikerin in Ostermiething, schreibt in ihrer Jägerstätter-Biographie: „In der grundsätzlichen Ablehnung des Nationalsozialismus unterscheidet sich Fließner nicht von seinem Vorgänger Gföllner, wohl aber in der Taktik des Umgangs. Gföllner hatte Winkelzüge jeder Art, auch dem Nationalsozialismus gegenüber, verabscheut. Fließner wollte im Interesse einer Aufrechterhaltung der Seelsorge jeweils herausholen, was ging.“ Damit ist ein wesentlicher Aspekt für das Wirken Fließners in der Zeit des Nationalsozialismus genannt. Trotz des immer enger sich schließenden Netzes der Gesetze gegen die Kirche, die das kirchliche Leben massiv einzuschränken versuchten, wollte er garantieren, dass die Seelsorgsarbeit nicht zusammenbrach. Interessant sind Fließners Predigten, die er vor allem in den großen Städten Oberösterreichs hielt. Er galt als vorzüglicher Prediger und hat wiederholt klar und deutlich zu den Zeitproblemen Stellung bezogen. Er forderte die Rechte Gottes und auch die Rechte der Menschen als Kirche unerschrocken ein. Dabei verstand er es, seine Worte so zu wählen, dass sich die Zuhörer auskann-

ten, was er meinte, dass sie aber den Machthabern keine Handhabe boten, gegen ihn vorgehen zu können. Es war also eine verschiedene Art und Weise zu wirken. Natürlich steht jedes Wirken immer wieder unter Kritik, schon durch die Menschen der damaligen Zeit und durch die Historiker und Historikerinnen.

Ich möchte den kurzen Rückblick abschließen mit dem Eingeständnis, dass die Kirche durch eine lange Tradition des religiösen Antisemitismus manches zur Wegbereitung des nationalsozialistischen Rassenantisemitismus beigetragen hat. Erst in den letzten Jahrzehnten ist man wirklich konsequent darangegangen, dieses Unrecht zu benennen und zu korrigieren und so weit als möglich durch den Dialog und durch andere Aktionen wieder gutzumachen.

Ich möchte sagen, dass ich jedes Jahr mit dem Katholischen Akademikerverband der Diözese Linz mit Freude zu den Brüdern und zu den Schwestern in die Linzer Synagoge gehe und wir dort aus den Psalmen ein gemeinsames Gebet sprechen und unsere Gedanken austauschen. Ich freue mich, dass es den 17. Jänner als Tag des Judentums gibt. Das ist der Tag vor Beginn der Weltgebetsoktav der Ökumene für die Einheit der Christen. Gerade da erinnern wir uns als Christinnen und Christen unserer religiösen Wurzeln.

Ich möchte aber auch sagen, dass die oft enge Verbindung von Thron und Altar, wie man es benannt hat, im politischen Verhalten der Katholiken Auswirkungen hatte. Damit bin ich bereits bei Konsequenzen für unsere Zeit. Dazu gehört der in vielen Bereichen begonnene und gepflegte Dialog. In Gesprächen beispielsweise mit Vertretern der Juden — ich habe es schon erwähnt — besinnen sich die Christen auf ihre Wurzeln im Judentum. Es gibt gerade hier erfreulich viele Begegnungen auf lokaler Ebene, die zu einem neuen Verständnis und zu einem Miteinander führen. Auch das Gespräch mit Roma und Sinti, etwa sehr gepflegt in der Diözese Eisenstadt, ist bedeutsam für das gemeinsame menschliche Leben in unserer Zeit und für unsere Zukunft.

Zu den Konsequenzen gehört auch die Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Politik nach 1945 (Mariazeller Manifest).

Für wichtig sehe ich auch die internationalen Kontakte zur Aufarbeitung geschehenen Unrechts an. Ein Beispiel dafür, wieder aus der Diözese Linz, sind Ebensee und Prato in Mittelitalien. Im KZ Ebensee war eine Reihe von Pratesen, die sich geweigert hatten, mit der deutschen Besatzung in ihrer Heimat zusammenzuarbeiten. Es gab Erschießungen, aber ebenso Transporte in das KZ Ebensee. Ebensee und Prato sind heute in enger Verbindung, nicht nur als politisches und kulturelles Miteinander, sondern auch als kirchliches Miteinander. Die Pfarre Ebensee und die Pfarre S. Lucia in Prato besuchen mit ihren Seelsorgern einander gegenseitig. Auch der Bischof von Prato war bereits in Ebensee, ich war in der Arbeiterstadt Prato und es ist bewegend, mit den Bewohnern dieser Stadt, vor allem den Arbeitern, gemeinsam das Miteinander und die Erinnerung an das seinerzeitige Gegeneinander erleben zu können.

Auch die intensive Arbeit in St. Radegund und Ostermiething, dem Heimatgebiet von Franz Jägerstätter, ist ein wichtiger Beitrag, dass die Vergangenheit neu gesehen und Geschehnisse wie in der NS-Zeit für die Zukunft verhindert werden. Ein konkreter Beitrag ist auch der Einsatz der Kirchen, besonders von Caritas und Diakonie in der Ausländerfrage und Flüchtlingsbetreuung. Das ist wieder sehr aktuell in unseren Tagen. Diese Themen, die ich eben genannt habe, spielen mit anderen auch im Ökumenischen Sozialwort der 14 christlichen Kirchen Österreichs eine Rolle. Sie werden in den Gesprächen über den Sozialbericht der Kirchen mit den Politikern aller Parteien, mit den Sozialpartnern, mit Wirtschaft, mit Kultur und Wissenschaft diskutiert. So wird das Ökumenische Sozialwort vorbereitet. Es soll Ethik aus dem Glauben für unsere Arbeit im Alltag miteinander geschenkt werden.

Schwestern und Brüder! Wir haben eine gemeinsame Aufgabe, besonders der Jugend gegenüber: an einem Geist zu arbeiten, der Unmenschlichkeiten, Diktatur, Diskriminierung von Menschen wegen ihrer Sprache, Nationalität, ihrer Religion, ihrer Weltanschauung, ihrer ethnischen Herkunft unmöglich macht. Dazu gehört auch das klare Eintreten für diese Werte in der Öffentlichkeit, nicht nur in unserer Heimat, im ganzen EU-Raum, in unserem Europa. Möge es dem Konvent gelingen, der die Kommission und die gemeinsame Arbeit regenerieren und verbessern soll, dass Werte, auch christliche Werte, in der EU eine Rolle spielen. Für alle diese Arbeiten braucht es sensible Bildungsarbeit. Ich höre, dass in Mauthausen ein Gebäude als Gesprächszentrum errichtet werden soll, vor allem für die Jugend. Es wird wichtig sein, eine solche Bildungsarbeit immer stärker voranzutreiben.

Wir sind nach wie vor zu großer Wachsamkeit aufgerufen, wenn Feindbilder aufgebaut werden, wenn umfassende Solidarität, Mitmenschlichkeit und Toleranz in Gefahr sind. Das extreme Endergebnis solcher Tendenzen und einer solchen Politik sehen wir in den Konzentrationslagern und anderen Orten des Schreckens. Die Einsicht der Fehler und Versäumnisse in der Vergangenheit muss uns dazu bringen, in der Gegenwart wachsam zu sein, Sensibilität zu entwickeln, Zivilcourage zu haben und für Bildung zu sorgen.

„WIR SIND FÜR EUCH IMMER
NOCH DIE EMIGRANTEN“

Eine österreichisch-argentinische Lebensgeschichte

Vorwort

In der Zeit von 1938–45 fanden schätzungsweise 2.000 österreichische Vertriebene in Argentinien Zuflucht vor der nationalsozialistischen Verfolgungsmaschinerie — mehr als in jedem anderen lateinamerikanischen Staat. Buenos Aires als Großstadt bot den mehrheitlich aus Wien stammenden Flüchtlingen vielfältige Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten sowie ein breites kulturelles Leben. Die wenigsten von ihnen sind nach dem Krieg wieder nach Österreich zurückgekehrt, die meisten haben sich auf die eine oder andere Art und Weise und in unterschiedlichem Ausmaße in die argentinische Gesellschaft integriert bzw. sich ihr angepasst.

Die Lebensgeschichten dieser Menschen, von denen ca. 400 in hohem Alter noch am Leben sind, ihre persönlichen Erlebnisse und Empfindungen, ihre Identität und Selbstwahrnehmung zu untersuchen und mittels *oral history*-Interviews zu dokumentieren, hat sich das Forschungsprojekt des DÖW „ÖsterreicherInnen im Exil: Die La-Plata Staaten“ zur Aufgabe gemacht.

Der nachfolgende Artikel basiert auf einem Interview mit Frau Charlotte Koppmann (Name geändert), das exemplarisch für viele andere stehen kann, auch wenn jede Lebensgeschichte selbstverständlich individuell verlaufen ist. Zahlreiche Aspekte dieses Gesprächs, das im Dezember 2001 und Januar 2002 geführt wurde und eine Originallänge von fünf Stunden aufweist, sind repräsentativ für das österreichische Exil in Argentinien.

„Mein ganzes Wiener Leben“

Charlotte Koppmann, heute wohnhaft in einem Vorort von Buenos Aires, wurde 1913 in Wien geboren und wuchs dort in einem bürgerlichen Milieu auf. Ihr Vater hatte eigentlich Fleischhauer gelernt, machte sich aber schon früh mit einem eigenen Kino selbständig, „einem der ersten in Wien“, wie Charlotte im Interview betont. Sie beschreibt ihn als „großen, feschen Mann und sehr elegant“. Finanziell ging es der Familie nicht schlecht. Beide Elternteile arbeiteten im Kino. Um Charlotte und ihren älteren Bruder kümmerte sich ein Kindermädchen. Lediglich während des Ersten Weltkrieges geriet die Familie in wirtschaftliche

Schwierigkeiten, wobei Charlotte vor allem die Lebensmittelknappheit in Erinnerung blieb. Ihre Wohnung im siebten Bezirk beschreibt sie folgendermaßen:

„Ja, im siebten Bezirk, in der Seidengasse 39, das war Ecke Kaiserstraße. Da hab' ich eigentlich mein ganzes Wiener Leben gelebt, bis auf die letzten paar Monate ... Ich hab' im März geheiratet, und im September sind wir weg. Also bis zu meinem 24. Lebensjahr hab' ich dort gelebt. *Bueno*, und die Wohnung war eine Bürger-, eine bürgerliche Wohnung, also, das Schlafzimmer der Eltern, dann war das Speisezimmer, dann war das Kabinett, da haben die Kinder geschlafen und damals auch noch zusammen mit dem Fräulein, also zu dritt.“

Ihre Mutter starb, als Charlotte gerade sieben Jahre alt war. Mit dem Tod der Mutter begann für sie eine konfliktreiche Zeit mit ihrem Vater und vor allem dann mit ihrer Stiefmutter, die sie nie akzeptierte. Charlotte sah sich so schon früh genötigt auf eigenen Beinen zu stehen und spricht im Interview von einem gewissen Selbsterhaltungstrieb, den sie sich in ihrer Kindheit angeeignet hatte und den sie weder bei ihrem Bruder noch bei ihrem späteren Ehemann ausmachen konnte. „Ich hab' nur gelogen zuhause. Das war ein Selbsterhaltungstrieb, sonst wär' ich zugrunde gegangen.“ Von ihrem Vater, den sie als Patriarch empfand, wurde sie streng erzogen.

Charlotte Koppmann besuchte die Volksschule in Wien, danach ein Jahr die Bürgerschule und dann das Realgymnasium der Beamtentöchter in der Lange Gasse. Eigentlich wollte sie später Medizin studieren, hat es sich „aber nicht einmal getraut zu sagen. ... Man hat mich nicht lassen, was ich wollte, ich musste immer das machen, was sie wollten.“ Wie sie allerdings einige Jahre später gemeinsam mit Ihrem Gatten die Entscheidung zur Emigration traf, setzte sie sich gegen den Willen ihres Vaters durch, der meinte, sie solle doch ihren Mann alleine vorfahren lassen. Diese Eigenschaft, in kritischen Situation nicht auf andere zu hören, sondern der eigenen Überzeugung zu folgen, hat möglicherweise ihr Überleben gesichert.

Die Freizeit verbrachte Charlotte Koppmann in einer gemischt jüdisch-christlichen Pfadfindergruppe, in der sie ihre Liebe zum Wandern, Schifahren, zu Natur und Kultur und auch zu ihrem späteren Mann entdeckte.

„Ein Jubel ohne Grenzen“

Anfang der 30er Jahre lernte Charlotte Koppmann im Strandbad Alte Donau ihren späteren Ehemann kennen. Die Hochzeit war für November 1937 geplant.

Kurz davor erkrankte ihr Bräutigam allerdings an einer schweren Lungenentzündung und musste ins Sanatorium Purkersdorf eingeliefert werden. Nachdem er genesen war, konnten sich die beiden schließlich doch vermählen. Das unbeschwertere Glück des jungen Ehepaares sollte allerdings nur kurze Zeit währen.

„*Bueno*, wir haben dann im März geheiratet, genau am 3. März und am 12. März ist Hitler einmarschiert. Also, um das zu erzählen natürlich, ah, ah, findet man keine, gibt es keine Worte, oder doch gibt es Worte, aber die Worte, die man dafür verwendet, sind viel zu wenig und zu sanft, wollen wir sagen oder zu ... um das zu beschreiben.“

Charlotte fehlen die Worte, um dieses traumatische Ereignis, das ihr Leben grundlegend ändern sollte, zu beschreiben. Es fällt auf, dass sie dem Anschluss und den anderen politischen Ereignissen im Österreich ihrer Jugend sehr wenig Aufmerksamkeit widmet — der Brand des Justizpalastes, die Februarkämpfe und die Errichtung des Ständestaates etwa kommen in ihren Betrachtungen gar nicht vor. Während sie äußerst detailliert über ihre Kindheit, ihre Familie, ihre Schulzeit und ihre Arbeitsplätze erzählt, handelt sie das Thema Anschluss in wenigen Minuten ab. Dies könnte einerseits mit der Traumatisierung zusammenhängen, andererseits mit ihrer persönlichen Gewichtung der Geschehnisse. Schließlich wurde sie im Interview nach ihrem Leben und nicht nach der „hohen“ Politik gefragt, die zwar ihr Leben markant prägte, an der persönlichen Prioritätensetzung aber wenig änderte. Das unglückselige Zusammenfallen ihrer Hochzeit mit dem Anschluss führte etwa dazu, dass Charlotte diese beiden folgenschweren Ereignisse fortan assoziieren sollte.

Die Besonderheit an Charlottes Lebensbetrachtungen ist, dass sie stets reflektierend versucht, für alle einschneidenden Erlebnisse die Ursachen zu erkennen, nach Erklärungen zu suchen und Antworten zu finden, wobei sie auch die Meinung der Gegenseite gelten lässt und zu verstehen versucht. Selbst für die Begeisterung der österreichischen Bevölkerung über den Nationalsozialismus bringt sie Verständnis auf.

„Aber ich muss dazu sagen, dass eine furchtbare Arbeitslosigkeit war in Wien. Das ist jetzt so ähnlich wie hier, ich mein, da kommt einer und verspricht ihnen ... Gutes, verspricht ihnen alles und Arbeit vor allem! Und es waren natürlich schon vorher sehr viele Nazis in Wien, *no?* Enorm! Aber es waren auch sehr viele, die nicht für Hitler waren. ... Wir haben nebenan eine Eisenbahnerwohnung gehabt, der hat die Fahne nicht rausgehängt. Und er war nicht der einzige!“

„Dass ich vielleicht ja mal ‚Heil Hitler‘ geschrieen hätte ...“

Das Außergewöhnliche an Charlottes Interview und wohl auch an ihrer Persönlichkeit ist, dass sie sich selbst fragt, was sie getan hätte, wenn sie Nichtjüdin gewesen wäre. Die Antwort darauf fällt ihr verständlicherweise schwer.

„Also es war ein Jubel ohne Grenzen. Und die, die nicht gejubelt haben, das waren auch die Sozialdemokraten, natürlich. Die sind zu Haus gewesen und waren alle sehr, sehr still und ruhig. ... Wien hat — sagen wir — 2 Millionen Einwohner und davon sind 500.000 — das ist schon genug — auf die Straße gegangen, *no?* Ich kann das nicht so genau sagen. Aber es sind nicht alle auf die Straße gegangen. Logisch, *no?* Es sind außer den Juden auch noch andere zu Hause geblieben. Es waren nicht alle für Hitler. Das wäre gelogen. Aber, weißt du, das zieht dann die anderen mit. Man weiß ja selber nicht, was man getan hätte, wenn man Nichtjude gewesen wäre. Also ich hätt’, also wenn ich meinen Charakter gehabt hätte, den ich heute hab’, dann könnt’ ich mir vorstellen, ich hätte nicht geschrieen ‚Heil Hitler‘. Und ich hätt’ auch niemanden ... wenn ich meinen ... immer beton’ ich, ich weiß nicht — vielleicht wär’ ich ein anderer Mensch gewesen — dass ich jemanden umgebracht hätte, das kann ich mir auch nicht gut vorstellen. Dass ich um meines Vorteils willen vielleicht ja mal ‚Heil Hitler‘ geschrieen hätte, das könnte hundertprozentig natürlich ja sein. Um Arbeit zu bekommen, um meine Kinder ernähren zu können. Um viele Vorteile willen hundertprozentig hätte ich es wahrscheinlich ja gemacht. Nehm’ ich an. Ich nehme es an, *no?* Weil ich hätte auch keine Lust gehabt, eingesperrt zu werden, nur weil ich offensichtlich gegen sie war. Da wäre ich vielleicht zu feig gewesen. Wird nicht jeder Mensch als Held geboren. Es hat natürlich sehr viele gegeben, die erschossen wurden, weil sie direkt gegen die Regierung ... wollen wir sagen, von Angesicht zu Angesicht waren, *no?* Dass sie dann sofort eingesperrt, dass sie dann sofort umgebracht wurden, *no?* Diesen Mut hätte ich bestimmt nicht gehabt. Also wollen wir sagen, die Feigheit aller ändern. Wahrscheinlich um mein Leben zu retten, um das Leben meiner Lieben zu retten, meiner eventuellen Kinder, meines Mannes ... hätte ich wahrscheinlich mitgemacht, nehme ich an. Verraten hätte ich bestimmt niemanden. Und ich würde sogar fast denken, ich hätte jemanden versteckt. Aber immer wenn ich meinen Charakter damals gehabt hätte, den ich heute hab’. Versteckt hätte ich, glaub ich, zu 90 Prozent ja. Aber ‚Heil Hitler‘ hätte ich genauso gerufen, um mich und meine Familie zu schützen und hätt’ vielleicht auch noch andere Sachen gemacht, um uns zu schützen. Aber

gegen meinen Willen, gegen meine Natur oder gegen meinen Verstand oder gegen meinen ... ich weiß nicht, ich drück' mich im Moment eben aus, wie ich kann, *no?* Es ist nicht jeder ein Held auf dieser Welt, *no?* Deswegen weiß ich nicht, wie ich hätte sein können oder wie das war.“

„Fürchterlich! Diese Gesichter, dieser Hass auf einmal“

Das Schockierendste des Anschlusses war für Charlotte offensichtlich das sprunghafte Ansteigen des Antisemitismus in Wien, den sie zuvor so nicht am eigenen Leib zu spüren bekommen hatte. Allerdings gibt sie auch zu bedenken, dass sie in einem toleranten und aufgeschlossenen Milieu aufgewachsen war bzw. lebte. Die Besitzer der Möbelfabrik, in der sie ihre erste Anstellung hatte, waren selbst Juden. Danach arbeitete sie in einer amerikanischen Firma, in der, nach ihren eigenen Aussagen, Antisemitismus a priori ausgeschlossen war.

„Und ich hab' schon oft gesagt, bis zu diesem Moment, hat mir nicht ein Mensch jemals gesagt, ‚Du bist Jüdin‘ oder ‚Bist nicht Jüdin?‘ Nie, weder in der Schule, nie, haben wir irgendwie davon [gehört], dass wir minderwertig sind und dass wir ... Keiner hat mich je beschimpft. Nie, nie, nie bis zum 13. März habe ich einen Hass gegen mich gespürt. Von niemandem! Unglaublich, vielleicht glaubt das niemand, aber es war effektiv so. Mein Vater mit seinem Kino ... war mit allen gut, mit den Nachbarn ... Er war der ‚Herr Direktor‘, mein Vater. ... Das Kino war klein, aber er war immerhin der Besitzer. Also ... ich weiß nicht, aber er selbst hat auch nie erzählt, dass die Leute irgendwie jemals gesagt hätten ‚Du Jud‘ oder ‚Du Saujud‘. Nie, nie, nie! Komisch, nicht? Ist wirklich kaum zu glauben.“

Dann allerdings entwickelten sich die Ereignisse sehr rasch:

„Und dann haben sie abends alle Parks gesperrt. Du durftest in keinen Park mehr gehen. Das war alles, alles für die Juden. Durftest ... Ach, ich kann mich nicht mehr erinnern [rutscht unruhig in ihrem Sessel hin und her]. Viele Sachen. ... Auf den Bänken war angestrichen ‚Juden dürfen hier nicht sitzen.‘ ... Du durftest nicht teilnehmen an irgendwelchen öffentlichen Veranstaltungen. Also du warst schon ein *outsider*, ein Mensch, der null Wert hat, *no?*

Bei jüdischen Geschäften ist gestanden ‚Achtung hier, das ist ein jüdisches Geschäft‘. Aber ist noch nicht gesperrt geworden, noch nicht weggenommen. Das war ganz am Anfang. Aber überall war draufge-

standen ‚Achtung Juden‘ oder ‚Geht hier nicht einkaufen‘ ... Theater und Kino, das war schon alles ... war nicht verboten, glaub' ich — mein Vater hat's noch länger gehabt. Aber jedenfalls haben sie die Leute auf der Straße einfach so, wo sie geglaubt haben, das ist ein Jude, so direkt so mit der Brust, so vor sich hergeschoben: ‚Du kommst jetzt mit.‘ Und so haben sie die Leute ... [die Stimme versagt ihr]. Es ist so unvorstellbar, weißt du. Das kann sich ja kein Mensch vorstellen heute. Heute, Zwanzigjährige, Dreißigjährige ... Selbst für mich, wenn ich heute zwanzig wär', würd' ich's nicht glauben. Ich würde es bestimmt nicht glauben können, dass so was möglich is'. Und deswegen kann ich verstehen, dass wenn heute ein Mensch jung ist und eine schöne Jugend hat und studiert hat, dass der sich überhaupt [nicht] vorstellen kann, dass so etwas möglich war. ... Kein Mensch, der das nicht mitgemacht hat, kann sich das vorstellen. Es ist einfach unvorstellbar.

Und, *bueno*, dann ist das eben mit Angst, immer weiter, jeden Tag mit Angst, man wird abgeholt, man wird eingesperrt, man wird hinausgeschickt, man kommt zuerst ... ist man, glaube ich, ins Polizeipräsi- ... , Polizei- ..., was weiß ich, wo die Diebe eingesperrt werden [lacht] ..., die kommen doch zuerst zur Polizei. Da hat man sie zuerst hingebacht, und dann hat man sie nach Buchen- ..., nach Buchenwald, glaube ich, das war das erste Konzentrationslager. Aber das war noch kein ... Von den Gaskammern haben sie noch nichts gewusst. Das hat's noch nicht ... Es war so gut, dass es die Gaskammer noch nicht gegeben hat! Und sie wurden wahrscheinlich ein bisschen zu Tode geprügelt. Aber das war wahrscheinlich das Mindeste, was sie gemacht haben. Aber auf jeden Fall, wenn sie die Ausreise hatten ... Es wurden viele gerettet, wo die Verwandten im Ausland sich bemüht haben, um ihnen eine Einreise zu verschaffen. ... Wir sind am 20. September weggefahren. Es war ein tägliches Schlangemachen bei der argentinischen Botschaft. Und dann war da diese Angst, diese fürchterliche Angst, sie klopfen an deine Türe und nehmen dich mit ...“

Die Ausgrenzung, die Entwertung und Entmenschlichung des jüdischen Lebens kamen derart überraschend, dass sie es selbst nicht geglaubt hätte, wäre sie nicht Zeugin davon geworden. Die Kriminalisierung der jüdischen Bevölkerung beschreibt sie eindrücklich mit dem Hinweis, dass die Menschen zuerst ins Polizeipräsidium gebracht wurden, dort, wo man sonst „die Diebe einsperrt“. Die traumatisierende Erfahrung, dass sie sich als Jüdin in ständiger Todesgefahr befand, sie jederzeit willkürlich verhaftet oder in ein KZ hätte deportiert werden können, versucht sie mit einer gehörigen Portion Zynismus, der sich in dem Ausspruch „ein bisschen zu Tode geprügelt“ manifestiert, zu begegnen. Gleichzeitig

versucht sie, ihre Ängste zu relativieren, in dem sie feststellt, dass es noch keine Gaskammern gegeben hätte und viele durch die Flucht ins Ausland gerettet wurden.

„Ein Brief für die jüdischen Angestellten“

Neben der ständigen Angst, grundlos auf der Straße belästigt, geschlagen oder verhaftet zu werden und den öffentlichen Raum nicht mehr betreten zu können, konnten Auswirkungen am Arbeitsplatz nicht ausbleiben.

„Und ich war weiter im Büro. Und am 10. April haben wir alle, die jüdischen Angestellten, einen Brief bekommen. Also sagen wir um acht haben wir angefangen zu arbeiten, um neun haben wir einen Brief bekommen: ... ‚Wir müssen um 10 Uhr das Haus verlassen.‘ Am selben Tag um 10 Uhr! Ja, und da ist uns nichts anderes übrig geblieben, als unsere Sachen zu packen. Und dann haben wir uns gegenseitig noch gefragt: ‚Was, du bist Jüdin?‘ [Vorher] haben sie dich nicht gefragt. Wir haben keine Ahnung gehabt. Keiner hat sich vorher drum gekümmert, welche Religion er hat. Aber es war natürlich eine amerikanische Firma, es war vielleicht ein besseres Niveau. Dort arbeiteten Leute, die eben keine Nazis waren. Es waren vielleicht 200 Angestellte und davon waren 10, 20 jüdische Angestellte, so im Prozentsatz von 5 bis 10 %, auch nicht mehr. Aber keiner hatte weder gewusst noch gefragt. Nie, nie hab' ich gehört ‚Jüdin‘. Ich hab' das überhaupt nicht gekannt. Dann hast du es aber richtig zu hören gekriegt.“

Erst durch die nationalsozialistische Verfolgungspolitik wurde sich Charlotte Koppmann, die von sich selbst sagt, nicht „fromm“ erzogen worden zu sein, und die sich wenig um ihre Religion gekümmert hatte, ihrer jüdischen Identität und der ihrer LeidensgenossInnen bewusst.

„Wenn einer einen leeren Magen hat“

„Und ... die Leute waren begeistert. Sie hatten auch sehr bald Arbeit bekommen, weil die Waffenfabriken natürlich sehr rasch ins Leben gerufen und Straßen gebaut wurden. Und die Leute plötzlich haben Arbeit gehabt, und plötzlich haben sie wieder zu essen gehabt. ... Die Waffen haben sie dann ... soviel haben sie gar nicht nachgedacht, dass sie sich selbst die Waffen ... für sich selbst, für ihr eigenes Leben ... fabriziert haben [die Stimme bricht]. *Bueno*, aber ich werd' dir sagen, weißt du,

wenn einer einen leeren Magen hat, wahrscheinlich, dann denkt er auch gar nicht so. Oder wenn die Kinder hungern oder sie selbst ... Es war eine große Armut in Wien, eine große Armut. Und die Juden irgendwie, die waren vielleicht geschäftstüchtiger oder ... Es gab auch furchtbar viele arme Juden. Nicht dass man glaubt, die waren alle reich. Aber irgendwie prozentuell, woll'n wir sagen, vielleicht, ist es den Juden vielleicht doch etwas besser gegangen. Weißt du, die Juden sind immer verfolgt worden, mussten sich immer irgendwie retten, mussten immer irgendwie kämpfen, und dadurch sind sie vielleicht ... *no sé*, weiß nicht ... Aber dadurch haben sie gelernt, sich zu ... sich ihr Leben zu erkämpfen, ständig, um weiterzuleben, *no?*“

Die Begeisterung für den Nationalsozialismus führt Charlotte auf deren „ordentliche Beschäftigungspolitik“ zurück, allerdings nicht ohne auf deren Widersprüchlichkeit hinzuweisen, den Antisemitismus versucht sie durch den ökonomischen Neid der restlichen Bevölkerung zu erklären.

„Also, komm, wir fahren nach Paris“

Den Entschluss zur Flucht fassten die Koppmanns schon am Tag des Anschlusses. Charlottes Mann hatte sogar vorgehabt, noch am 13. März nach Paris zu fahren, was ihr dann aber doch zu überstürzt vorkam.

„Und viele sind geflüchtet schwarz, nach Tschechien über die Grenze. Und mein Mann — das muss ich noch erzählen — den ersten Tag — mein Mann war so ein bisschen abenteuerlich, oder genug sogar — also der 13. März, das war wahrscheinlich ein Wochentag, ich war im Büro. Und er hat mich abgeholt um fünf. ‚Also, komm, wir fahren nach Paris.‘ So, ‚*Así no más*¹‘, sagt er mir. So ohne weiteres. ‚Ich kann doch nicht auf einmal ... ich hab' doch nur das in der Hand, ich hab' doch nur das auf dem Körper, ich hab' doch nichts mit. Ich kann doch meine Eltern nicht lassen.‘ Also ich konnt' mir das nicht vorstellen, dass ich jetzt nach Paris ... Er hat natürlich Recht gehabt. *Absolutamente*, aber das war für mich zu rasch, weißt du. So rasch konnt' ich gar nicht denken. Wir hätten uns viel erspart. Nur wären wir mit ... ohne Geld, ohne Kleidung, ohne alles, einfach dort lassen. Trotzdem wär's viel gescheiter gewesen, wie noch diese vielen Monate in Wien zu bleiben. Aber ich konnt' nicht. Ich konnte mich dazu nicht entschließen. Das war mir zu

¹ Einfach so.

plötzlich und zu unvorstellbar. Und so haben wir uns eben noch gequält für weitere sechs Monate. Dann hatte ich z. B. eine Freundin, die geweint hat ‚Ich bleib‘ hier. So arg kann das nicht werden.‘ Da hat’s auch einige gegeben, die das gedacht haben, dass das nicht so arg werden kann.“

Unvorbereitet und fluchtartig das Land zu verlassen kam für Charlotte nicht in Frage. Von einem Tag auf den anderen alles und alle zurückzulassen ging über ihre Vorstellungskraft. Sie war sich durchaus bewusst, dass eine Emigration der einzige Ausweg war. Das Kapitel Österreich hatte sie trotzdem noch nicht abgeschlossen.

„Wir haben am 3. März geheiratet und wollten eigentlich nach Prag fahren, wollen wir sagen so quasi Hochzeitsreise, weil mein Mann dort Verwandte hatte. Die wollten wir besuchen. Wir sind aber nicht gefahren, weil wir unbedingt in Wien bleiben wollten, um den Schuschnigg noch zu wählen. Deswegen sind wir in Wien geblieben und hatten diesen 12. März natürlich noch miterlebt. Das brauch‘ ich ja nicht zu erzählen, wie das war.“

„Wählet Schuschnigg“

Ein weiteres traumatisches Erlebnis ist mit Schuschnigg verbunden, und sie könnte dieses gemeint haben, als sie sagte „Wir hätten uns viel erspart.“ Darüber hinaus betont sie, dass dies noch eines der harmloseren Erlebnisse war.

„Also Hitler ist schon gekommen. Also das, was wir da gesehen haben, war, man kann das gar nicht erzählen, es war am Anfang ja auch ziemlich harmlos, im Vergleich. Im Vergleich natürlich bitte! Immer im Vergleich, was dann gekommen ist. Also das Harmloseste war, wie wir mit einer Freundin im Cafehaus gesessen sind, ah, gezwungen haben ... Da war vorher ja Schuschnigg und die gegen Hitler waren, wollten den Schuschnigg wählen. Und da ist auf den Straßen gestanden ‚Wählet Schuschnigg‘, auf den Straßensteinen, auf dem Pflaster, *no*? Und diese Frauen hat man rausgeholt und die mussten das abreiben, mit der Bürste, sich da hinknien *y bueno*. Aber ich will sagen, das war noch das Wenigste. Und dann haben sie einfach auf der Straße abgefangen, wenn einer ein bisschen jüdisch ausgesehen hat und schon mitgenommen. Einfach bist du gegangen, haben sie schon, ohne ein Wort zu reden ... Dann sind sie schon in die Häuser gekommen.“

„Mit dem Anstellen ist die Zeit vergangen“

Nachdem die Koppmanns die Entscheidung zur Auswanderung gefällt hatten, stellte sich die Frage wohin. Charlottes Ehemann war bereits Anfang der 30er Jahre auf der Suche nach Arbeit nach Argentinien gelangt, wo er ein Jahr gelebt hatte. Dank diesem Aufenthalt besaß er die *cédula*, welche ihn dazu berechtigte, sich wieder in Argentinien niederzulassen.

„Und dann ist natürlich die Sache gekommen mit der Auswanderung. Nachdem mein Mann schon in Argentinien gewesen war, hatte er eine *cédula*² und hätte sofort auswandern können. Aber ich hatte natürlich keine und da war ein argentinischer Konsul, der war korrupt, sehr korrupt. Einen Pass für beide, das hat’s damals gegeben — ich weiß nicht, ob’s das heute auch noch gibt in Wien —, und der hätte meinem Mann das Visum gegeben, aber mir nicht. Und wir sind immer wieder hin und immer wieder Schlange gestanden, und es war nichts zu machen. Aber dann haben wir erfahren, dass man draufgekommen ist, dass er korrupt ist. Man hat ihn entlassen, zum Glück. Dann ist ein anderer gekommen, der ein ganz besonders feiner Mann war, der überhaupt kein Problem mehr war. Der hat mir sofort auch das Visum gegeben, und wir konnten ein Schiff belegen für — weiß ich nicht mehr — für Anfang September. Also, das war April, Mai, so lang hat sich das gezogen, diese ganzen — wie sagt man — *trámites*, diese ganzen Wege und das Anstellen und die Schlange stehen und Impfen. Es waren Tausende Sachen und es war fürchterlich, was inzwischen passiert ist. Die Leute sind eingesperrt und gefangen genommen worden.“

Einer erfolgreichen Emigration Charlottes stand also nur noch die fehlende Kooperation des argentinischen Konsuls in Wien im Weg. Ebenso wie bei unzähligen anderen Verfolgten hing das Schicksal der Koppmanns vom guten Willen eines Beamten ab. Die ständige Ungewissheit über den Ausgang der Visumsbeantragung und das gleichzeitige Wissen um die Bedrohung machten die letzten Monate in Wien zu einem nervenaufreibenden Wettlauf mit der Zeit.

„Wir haben weitergekämpft um das Visum“

Die anfänglichen Schwierigkeiten, die ihnen der argentinische Konsul in Wien bei der Visaumstellung gemacht hatte, veranlassten Charlotte andere Optionen in Betracht zu ziehen. Auch England, Paris oder Prag standen zur „Auswahl“. Zudem regten sich Zweifel, ob die Entscheidung zur Emigration überhaupt die

² Ein argentinischer Personalausweis.

richtige sei, schließlich blieben viele jüdische MitbürgerInnen in Wien wie eine Bekannte, die einen „Arier“ heiratete. Dass diese Vermählung nicht aus Liebe, sondern aus reinem Kalkül geschah, erschien Charlotte unter den gegebenen Umständen legitim. Auch die Option des aktiven Widerstandes war ihr bewusst — ein Freund aus der Pfadfindergruppe etwa ging nach Frankreich, um in der Fremdenlegion gegen die deutschen Truppen zu kämpfen. Dazu fühlte sie sich aber nicht im Stande, was in ihrer Feststellung „nicht jeder wird als Held geboren“ sehr offen zum Ausdruck kommt.

Nie lässt sie jedoch einen Zweifel daran, dass für sie von allem Anfang an klar war, dass das eigene Leben gefährdet war und dass Schutzvorkehrungen getroffen werden mussten. Bleiben, ausharren und auf bessere Zeiten zu hoffen war für sie keine Alternative. Als negatives Beispiel dafür zieht sie die Verwandten ihres Mannes in Prag heran:

„Und da hat ihnen mein Mann noch zugeredet: ‚Geht weg, geht weg! Hitler wird auch hier herkommen.‘ Aber das waren Leute, denen ist es sehr gut gegangen, die konnten sich das auch nicht vorstellen. Kein Mensch kann sich vorstellen, was über einen hereinbricht und die sind dort geblieben.“

Die Taufe als Versuch, der Verfolgung zu entgehen, kam für Charlotte letztendlich nicht in Frage.

„Ja und ... nachdem ich das Visum nicht bekommen habe, hat man nach anderen Möglichkeiten gesucht, evt. nach England. Da war ein Pfarrer oder *no sé* ... Da musste man sich taufen lassen. ... Der hat einem evt. eine Einreise nach England verschafft. Aber ich weiß nicht. Ich bin zwar überhaupt nicht fromm, ich war auch bei ihm dort, aber ich bin gleich wieder weg. ... Ich, ich, ich irgendwie konnte ich das auch nicht ... Es war blöd im Grund genommen, weißt Du, weil das Leben ist doch eigentlich mehr wert ... Es hat mich aber doch gestört zu sagen ‚Ich bin jetzt auf einmal protestantisch oder katholisch‘, nur weil ich jetzt einen Vorteil habe davon. Natürlich, der Vorteil ist nicht der, dass man ein paar Pesos mehr hat, sondern der Vorteil ist das Leben. Ist natürlich ein großer Unterschied. Und trotzdem, ich konnte das irgendwie nicht. Ich konnt's nicht. Und bin wieder von dort weggegangen. Also dann haben wir weitergekämpft um das Visum.“

„Wo die Affen noch auf den Bäumen klettern“

„Also es war eine entsetzliche Zeit. Mein Vater hatte noch das Kino weiter, und da hat er mir gesagt: ‚Lass doch deinen Mann vorfahren,

und du kommst nach.‘ ‚So was mach ich nicht,‘ hab' ich ihm gesagt. Sagt mein Vater: ‚Willst nach Argentinien, wo die Affen noch auf den Bäumen klettern?‘ Und da hab' ich mir gedacht: ‚Ist doch mein Vater. Wieso ist er eigentlich so, so unintelligent, oder weiß gar nichts?‘ Ich mein', damals hat schon ein jeder Mensch gewusst, dass Argentinien ein Riesenland ist, ein Riesenland war, eines der reichsten Länder der Erde. Argentinien und Venezuela. Venezuela wegen des Öls und Argentinien wegen der, wegen der Ex-, wegen der Exporte von Getreide und Tieren, *no*? Und mein Vater hatte gemeint, ich sollte warten, bis mein Mann hier ist. Und wenn mein Mann dann schon ein ‚reicher Mann‘ geworden ist, so unter Anführungszeichen, sollte ich dann nachkommen.“

„Leute, die die Wohnung schon genommen haben“

„Ja, die [Wohnung] ist uns weggenommen worden. Und die Möbeln auch. Wir haben nicht einen Groschen, nichts bekommen dafür. Die haben sie uns einfach weggenommen.“

Auf die Frage, ob ihnen Wohnung und Möbeln schon vor der Emigration weggenommen wurden, antwortete Charlotte Koppmann: „No, das haben wir ... wir sind weg und haben das dort lassen. Oder denen übergeben. So muss das gewesen sein. Also sie haben uns noch ... woll'n wir sagen — wie nett, muss ich schon dankbar sein — bis zum Schluss dort wohnen lassen. Weil wir waren in keinem Hotel. Das weiß ich genau. Also bis zum Schluss haben wir dort gewohnt. Und haben das, wie wir weg sind, denen übergeben. Es waren schon Leute da, die die Wohnung schon ... genommen haben. Die waren schon da mit Namen und allem. Die Wohnung war schon für sie. Die Möbeln auch. Ganz neue Möbeln waren das. ... Und ... *bueno*, wir haben mitgenommen eine Nähmaschine, ... Bettwäsche und auch Tuchenten — wie man in Wien sagt, *no*? — ein paar Decken und Besteck und die Sachen. Das konnten wir mitnehmen. Teller, das Service. Wir haben noch ein paar Sachen von damals. [lacht]“

Die Tatsache, dass Charlotte Koppmann bis heute einige Gebrauchsgegenstände aus ihrem „Wiener Leben“ aufbewahrt und mit Freude benutzt, lässt erkennen, dass sie noch an ihrer alten Heimat und ihren Wurzeln hängt.

„Die Leute waren doch froh, dass sie gerettet waren“

Von Prag aus reisten Charlotte Koppmann und ihr Mann mit dem Flugzeug nach Paris, weil sie deutschen Boden nicht mehr betreten durften. Die Erinnerungen an diesen ersten Teil der Reise und den vermutlich ersten Flug ihres Lebens sind

erstaunlich blass. War den beiden zum damaligen Zeitpunkt die Tragweite des Geschehens bereits im vollen Umfang bewusst? Auf alle Fälle war das Deutsche Reich noch bedrohlich nahe und die in Wien ausgestandenen Ängste saßen den beiden vermutlich noch allzu sehr im Nacken.

„In Paris waren wir ein oder zwei Tage. Dann sind wir nach Cherbourg, weil dort das Schiff war. ... ich glaub, es war ein englisches Schiff. Und ... dann waren wir sechzehn Tage an Bord. Aber es war ganz lustig, weißt du, weil man war jung und dann ... waren auch andere. ... Einmal war ich seekrank. Das war grässlich [lacht], das ist wirklich schrecklich. Aber es ist ja nichts Tödliches. Man hat's überlebt, *no?* Und ... das Essen war nicht sehr gut. Es war so englisches, komisches Essen [lacht]. Hat uns nicht geschmeckt, aber s'war unwichtig, *no?* ... Wir hatten sogar eine Kabine zu zweit, weißt du. Nicht an Deck. Zwischendeck wahrscheinlich. Da waren auch ein paar Leute, die wir gekannt haben vom Schlangestehen vor dem Konsulat. Die haben wir dann auch alle dort getroffen. Und da war Musik. Wir haben getanzt. Dann hat es verschiedene Flirts gegeben, so wie auf jedem Schiff. Sogar damals, weißt du! Die Leute waren doch froh, dass sie gerettet waren, mit einem Wort, *no?*“

„Dann kommen wir hier an, mutterseelenallein“

Als das Gespräch auf die Ankunft in Argentinien kommt, werden bei Charlotte Koppmann zwiespältige Erinnerungen wach. Wenn sie einerseits von einem „schönen Land“ spricht, kann diese Charakterisierung tatsächlich ihren ersten Eindruck widerspiegeln, könnte aber durchaus auch durch spätere Wahrnehmungen mitbeeinflusst sein. Andererseits bringt das Thema der Ankunft aber auch Erinnerungen an die Härte des EmigrantInnenloses ans Tageslicht. Ein Ankommen mit praktisch leeren Händen bedeutete in erster Linie, das Überleben mit der erstbesten Arbeit zu sichern. Zeit für Muße, Zeit für eine Erkundung der fremden Stadt, Zeit zum Nachdenken über das eigene Schicksal scheint es in den ersten Monaten praktisch nicht gegeben zu haben.

„*Bueno*, und dann sind wir eben hier angekommen, in diesem schönen Land, das auch damals sehr schön war. ... Dann kommen wir hier an, mutterseelenallein, ohne Geld, ohne irgendeine Bekanntschaft, Verwandtschaft, mutterseelenallein. Ich weiß nicht, es war fürchterlich. Aber wenn ich heut drüber nachdenk', war es nicht so fürchterlich, wie ich mir vorstell', dass es fürchterlich hätte sein müssen. ... *Bueno*, aber weißt du, wenn man jung ist, ist es doch ganz anders. Wenn wir alt gewesen wären und so hergekommen wären wie damals, wären wir zu

Grunde gegangen. Aber wenn man jung ist, dann hat man Kräfte und ... lernt auch Leute kennen.

Da sind wir dann in so ein billiges Hotel gegangen, das war — glaub ich — voller Wanzen, in der Lavallo.³ ‚Zur Post‘ hat das geheißen. Wahrscheinlich war das eine Absteige. Ich wusste sowieso gar nicht, was das ist. Und am nächsten Tag in der Früh haben wir ein Zimmer gesucht. Wir hatten 50 Mark, das war Bordgeld. Das hatten wir nicht ausgegeben. Das ist — so stell ich mir das vor — so viel wie heute vielleicht 50 Pesos. Nein, es müsste mehr gewesen sein, weil wir hatten ein Zimmer gemietet in so einem *conventillo*. ... Es ist unvorstellbar, dass man eigentlich nicht zu Grunde geht, ohne Geld und in so einem *conventillo*, wo ich nicht einmal gewusst hab', was ein *conventillo* ist und dann auf einmal gesehen hab, dass das eine Küche für alle ist. Und da hat einer neben dem anderen gewohnt in so einem Zimmer. Dann war ein Bad, das war auch für alle. Weiß gar nicht mehr, wie viele Leute da waren. Ich hab' dort irgendwas gekocht oder nicht gekocht, das weiß ich nicht mehr. Aber es war wahnsinnig schwierig, weil ich hab' doch keine Ahnung von der Sprache gehabt.“

Konkret darauf angesprochen, was für einen ersten Eindruck Buenos Aires auf sie gemacht habe, meint Charlotte Koppmann nachdenklich:

„Weißt du, das kann ich gar nicht ... Ich bin ja nicht als Tourist gekommen. Das ist ein Riesenunterschied. ... Ich hab' nicht drüber nachgedacht, ehrlich gesagt. Ich habe nicht drüber nachgedacht, weil wir waren zu sehr mit uns beschäftigt, weißt du. Wir waren zu sehr damit beschäftigt, Arbeit zu haben, Geld zu verdienen, um überleben zu können.“

Die *tranvia*⁴ war furchtbar billig. 10 Cents. Aber trotzdem sind wir zu Fuß gegangen. Wenn es fünfzehn, zwanzig *cuadras*⁵ waren, sind wir immer zu Fuß gegangen, weißt du, um 10 Cents zu sparen. Aber ich kann nicht sagen, dass ich meine, meine ... An das kann ich mich erinnern: Wir sind auf der *Cabildo*⁶ spazieren gegangen. Und da hab' ich

³ Zentrale Einkaufsstraße in Buenos Aires.

⁴ Straßenbahn.

⁵ Häuserblocks. Buenos Aires ist wie praktisch alle Städte in den ehemaligen spanischen Kolonien im Schachbrettmuster aufgebaut. Distanzen innerhalb der Stadt werden aus diesem Grund in *cuadras* und nicht in Metern oder Kilometern angegeben.

⁶ Die *Avenida Cabildo* ist eine der Hauptstraßen im Stadtteil Belgrano. Dieses Viertel hatte vor 60 Jahren noch den Charakter eines Vorortes mit niedrigen Häusern und viel Grün. Viele Neuankömmlinge aus Deutschland und Österreich ließen sich in Belgrano nieder, was diesem Viertel einen Hauch eines kleinen, deutschsprachigen Mikrokosmos verlieh.

mir gedacht, wenn wir jetzt weiter gehen und noch weiter, muss doch ein Wald kommen. Und ich konnte nicht begreifen, dass da kein Wald kommt. [Die Stimme versagt ihr] Also ich konnt' ... man geht und geht und dann muss doch irgendwo ein Wald kommen. Also ich war ... das war für mich schrecklich, dass da kein, dass da nix in der ganzen Umgebung war. So ungewohnt, weißt du. Ich wollt' immer nur ... ich wollte in den Wald, ich wollte im Wald spazieren gehen. Und ich bin auf der Cabildo gegangen, und es ist kein Wald gekommen. Ich konnt' das ... Am Anfang ... Nachher gewöhnt man sich dran.“

Die Ansprüche an die Freizeit mussten in den ersten Jahren bescheiden bleiben. Ein Spaziergang auf der Cabildo im Herzen vom Stadtteil Belgrano brachte zwar vielleicht etwas Abwechslung in den harten EmigrantInnenalltag. Aber die Wochenenden riefen in Charlotte Koppmann immer auch schmerzhaft Erinnerungen an die unvergesslichen Wochenendausflüge ihrer Jugendzeit in den Wienerwald wach. Nein, sie war nicht als Touristin nach Argentinien gekommen, sondern durch eine wahnwitzige Politik ihrer Heimat beraubt und gegen ihren Willen in ein fremdes Land verpflanzt worden. Die Eingewöhnungsphase musste deswegen notwendigerweise umso länger dauern.

„Und es ist trotzdem irgendwie weiter gegangen“

Als die ersten österreichischen EmigrantInnen nach Argentinien gelangten, fanden sie in Buenos Aires bereits eine relativ gut organisierte deutsche Gemeinde vor. Diejenigen, die Deutschland in den ersten Jahren nach der Machtergreifung Hitlers verlassen hatten, konnten einen großen Teil ihres Besitzes nach Argentinien retten, während die meisten österreichischen EmigrantInnen mit den üblichen zehn Reichsmark und im besten Falle mit einem so genannten Lift⁷ nach Argentinien gelangten. Diese bereits relativ gut situierte Schicht der deutschen EmigrantInnen bot vielen Neuankömmlingen Arbeitsmöglichkeiten, wo sich ihre fehlenden Spanischkenntnisse nicht hinderlich auswirkten. Qualifizierte, der Ausbildung entsprechende Arbeitsplätze waren aber rar.

⁷ Container. Es war den legal ausreisenden Flüchtlingen erlaubt, einen Teil des Haushaltes über bestimmte Speditionsfirmen in ihre zukünftige „Heimat“ zu verschicken. Was in der Theorie als alltäglicher Vorgang erscheint, war in der Praxis ein Unterfangen mit zweifelhaftem Erfolg. Manchmal wurde direkt von der Speditionsfirma ein Teil des Umzugsgutes zurückbehalten, wohl wissend, dass die BesitzerInnen keine Chancen hatten, ihr Hab und Gut einzufordern. In anderen Fällen wurden die Lifts von der Zollbehörde nach dem Kontrollieren derart nachlässig geschlossen, dass z. B. statt einem Service ein Scherbenhaufen nach Übersee gelangte. Mit Ausbruch des Krieges und den daraus folgenden immer komplizierteren Emigrationsrouten blieb der Lift meist irgendwo unterwegs hängen und ward nie mehr gesehen.

„Also, bei meinem ersten Posten hab' ich als Köchin gearbeitet bei einer Emigrantenfamilie. Palatschinken musste ich machen. Hatte keine Ahnung und hatte sie natürlich so gemacht, dass alles geronnen ist, weil ich zu wenig Mehl reingegeben hab', was ich heut zufällig weiß. Nach einem Tag bin ich dort rausgeflogen. Und dann hab' ich irgendwo genäht, und mein Mann hat alle möglichen Arbeiten gemacht. Aber er war sehr ... er war nicht so stark. Er hat, wenn er wo angefangen hat zu arbeiten — irgendwas, Maurer, weiß ich nicht, irgendwas — und man hat ihn entlassen und dann ist er jedes Mal krank geworden. Flucht in die Krankheit! Weißt du, das hab' ich dann gelernt, dass es dafür einen Ausdruck gibt. ... Ich weiß nicht wie das dann ... Also es ist trotzdem immer irgendwie weiter gegangen, sonst würd' ich ja nicht hier so sitzen und das alles erzählen können.

... Und dann hab' ich Wäsche geflickt. Ich hatte keine Ahnung vom Wäscheflicken. Irgendwie hab' ich's gemacht, aber ich weiß nicht mehr wie. [lacht] *no sé*⁸, das ist heute unvorstellbar, weißt du, wie ich das gemacht habe. Wäscheflicken! Und ich war doch vom Büro, amerikanische Firma. [lacht] Und dann flick' ich die Wäsche! Die Leut waren ganz zufrieden. Wieso weiß ich nicht. Komisch. Aber irgendwie hab' ich dann ... ich weiß nicht ... weißt du, wenn man muss, irgendwie geht das dann. ... Irgendwie, komischerweise, ich konnte immer alles, was man von mir verlangt hat. Das konnte ich immer irgendwie, weil ich wollte das. Ich war ehrgeizig.“

Charlotte Koppmann brachte eine wichtige Eigenschaft mit, die sich andere EmigrantInnen erst mühsam und nach einschlägigen Erfahrungen aneignen mussten: „Sag nie nein, wenn du gefragt wirst, ob du dies oder jenes kannst.“ Sie hatte erkannt, dass sie im Fall des Versagens von keinem sozialen Netz aufgefangen werden würde. Ihr eigenes Überleben und Weiterkommen sowie das ihrer Familie hing davon ab, ob sie es schaffen würde mit den Fähigkeiten, die sie aus Europa mitgebracht hatte, genügend Geld für den Unterhalt zu verdienen. Dass nicht alle Menschen aus demselben Stoff gemacht sind, musste sie am eigenen Leib erfahren, wenn ihr Mann jeweils unter der Last der Sorgen und Probleme zusammenbrach. Angesichts dieser Schwierigkeiten bringt sie im Gespräch immer wieder ihr Erstaunen darüber zum Ausdruck, dass sie all die Hindernisse überwand und sich trotz Rückschlägen langsam in die Mittelschicht hocharbeiten konnte.

⁸ Ich weiß nicht.

„Der Mann war nur Kaufmann“

Die erzwungene Emigration katapultierte die Betroffenen aus einem ihnen bekannten Gesellschaftssystem hinaus ins Ungewisse, wo oft ihr bisheriges soziales Prestige in Frage gestellt wurde und die herkömmlichen Rollenmuster ihre Gültigkeit verloren. So mussten beispielsweise Jugendliche, die bis dahin ein behütetes SchülerInnenleben geführt hatten, mit Arbeit zum Familieneinkommen beitragen, oder Ehefrauen, die sich zu Hause einzig und allein um den Haushalt gekümmert hatten, waren gezwungen, ihre Familien mit einem Dienstmädchenlohn zu erhalten. Diese Veränderung der sozialen Beziehungen führte nicht selten zu Spannungen, die zusätzlich durch Sorgen um Verwandte in Europa und beengte Wohnverhältnisse angeheizt wurden.

„Es hat viele Frauen gegeben, die von ihren Männern weg und mit anderen Männern zusammen sind, weil ihre Männer zuwenig verdient haben und andere mehr. Das ist sehr oft vorgekommen. Natürlich muss man dazu sagen, dass viele geheiratet haben, um auszuwandern, weil die Frau vielleicht einen Beruf hatte. Und der Mann war nur Kaufmann, *no?* Das hat dieser Bekannte aus Wien ja auch ... Die Freundin von ihm war ja Schneiderin, die war natürlich sehr gesucht. Weil eine Schneiderin kann überall auf der ganzen Welt arbeiten.“

Berufsgruppen, die in Österreich mit einem bestimmten sozialen Ansehen verbunden waren wie z. B. ÄrztInnen oder RechtsanwältInnen, hatten es in einem fremden Land besonders schwer, beruflich Fuß zu fassen. Ihnen blieb meist nichts anderes übrig, als ihren Titel mühseligst nostrifizieren zu lassen oder den Beruf zu wechseln. Im Gegensatz dazu hatten SchneiderInnen, wie von Charlotte Koppmann erwähnt, in der Regel kein Problem, schnell Arbeit zu finden, da ihr Handwerk universal war und sie zudem für ihre Arbeit nur einen minimalen spanischen Wortschatz benötigten. Demgegenüber war es eine unabdingbare Voraussetzung, mehr oder weniger fließend Spanisch zu sprechen, um als Kaufmann erfolgreich zu arbeiten zu können.

Die in Europa traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung führte nun dazu, dass Frauen in der Emigration oft problemlos eine Anstellung fanden, während vor allem Männer, die in Österreich einen qualifizierten Beruf ausübten, höhere Ansprüche an einen Arbeitsplatz stellten und daher länger arbeitslos blieben.

„Yo tengo un varón“

Nach nur zehn Monaten in Argentinien kam Charlottes Tochter auf die Welt. Die Geburt ist für sie ein unvergessliches Erlebnis geblieben, das noch akzentuiert

wurde durch die Tatsache, dass inmitten widrigster Umstände und eines Klimas von Angst, Unsicherheit, Leid und Sorgen neues Leben erwachte.

„Ja, also Spanisch konnte ich fast nicht, weil ich, wie gesagt, hauptsächlich bei Emigranten gearbeitet hab' und mich auch irgendwie nicht getraut hab' zu sprechen. *Bueno*, so ist das eben, *no?* Und im Spital war ich mutterseelenallein. ... Das war fürchterlich. Ich hatte überhaupt keine Ahnung. Nachdem mir kein Mensch gesagt hat, wie so eine Geburt vor sich geht, d. h. wie sie vor sich geht, konnte ich mir vorstellen, aber ich hab' geglaubt, ich sterbe. ... Nur das Glück ist, dass wenn's vorbei ist, vergisst man's gleich. Und die haben mich dann mit den anderen ‚Damen‘ — unter Anführungszeichen — rausgeschoben in so einen Vorraum. Und dann haben die Frauen untereinander — es ist ihnen ja schon ganz gut gegangen nach der Geburt, da war man wahrscheinlich schon schwach ..., aber wir sind ja gelegen — und da haben sie sich untereinander unterhalten: ‚Was hast du? Hast du denn einen Bub oder hast ein Mädle?‘ Und dann haben sie alle gesagt: ‚*Yo tengo un varón.*‘ Und die andere hat gesagt: ‚*Yo también tengo un varón.*‘ Und da denk' ich mir, das ist doch nicht normal. Diese armen Frauen, die ja wirklich arm waren, wieso kommen da lauter Barone auf die Welt? Also ich konnte das überhaupt nicht begreifen. Ich hatte das Wort nicht gekannt, also bis man mich dann aufgeklärt hat und gesagt hat, dass sie hier die Buben *varón* nennen.“

„Schickt uns das Visum, sonst kommen wir nach Theresienstadt!“

Für einen Bekannten und dessen Ehefrau, den Herr Koppmann in Wien bei einem Vorbereitungskurs für handwerkliche Arbeiten⁹ kennen gelernt hatte, besorgte Charlotte von Argentinien aus ein Visum. Doch obwohl diese Bekannten von Wien aus eine ansehnliche Summe Geld nach Argentinien transferieren ließen, war es im Jahr 1939 bereits praktisch unmöglich, eine legale Einreisemöglichkeit für Nichtfamilienmitglieder zu erhalten. Aber es gelang Charlotte trotzdem, ein Visum für Paraguay zu kaufen. Als das Ehepaar schlussendlich in Buenos Aires ankam, musste die Zollbehörde bestochen werden, damit die bei-

⁹ Viele EmigrantInnen versuchten sich vor ihrer Abreise auf ein Leben in der Fremde vorzubereiten, indem sie ein Handwerk erlernten oder einen Kurs über Landwirtschaft besuchten. Was in Deutschland eine regelrechte Infrastruktur an Ausbildungsmöglichkeiten hervorbrachte, musste in Österreich angesichts der sich überstürzenden Ereignisse nach dem Anschluss eine spontane, auf der Initiative jedes Einzelnen beruhende Aktion bleiben.

den in Argentinien bleiben konnten. „Das war alles *medio* Schw-, also alles halb Schwindel, weißt du? Da haben alle verdient daran.“

Zur selben Zeit gelangten aus Wien verzweifelte Briefe der Eltern und der Schwiegermutter nach Buenos Aires. So wurde Charlotte Koppmann nebst der Sorge um das Überleben ihrer kleinen Familie auch noch der immense bürokratische Aufwand und die zahlreichen Amtsgänge aufgelastet, die nötig waren, um eine *llamada*, eine Einreiseerlaubnis, zu erhalten. Im Verlauf des Verfahrens mussten die Koppmanns schließlich die wenigen Wertgegenstände, die sie aus Europa mitgebracht hatten, versetzen, um die diversen Amtsgebühren und wohl auch Schmiergelder zu entrichten. Kopfzerbrechen bereitete Charlotte, wie sie das für eine *llamada* erforderliche Bankguthaben, das sie selbstverständlich zu jenem Zeitpunkt nicht besaß, auftreiben sollte. In der Verzweiflung griff Charlotte nach jedem Strohalm, der sich ihr bot.

„Also, das war eine ganze Odyssee, bis meine Eltern gekommen sind. Hat über ein Jahr gedauert. Wir mussten in die Emigration[-sbehörde], Schlange, Schlange, Schlange, Schlange stehen. Und die haben Briefe geschrieben, schickt uns das Visum, sonst kommen wir nach Theresienstadt, nach Auschwitz.“

... Da hatte ich eine Idee, weißt du, wenn man in so einer Verzweiflung ist. Wir haben auf der Herfahrt in Rio de Janeiro einen Herrn getroffen. Das war der Bruder einer Schulfreundin von mir, den ich nie in meinem Leben gesehen hab, aber von dem sie mir erzählt hat. ... Irgendwie hat sie geschrieben, ihre Freunde kommen, und er hat uns am Schiff besucht. Der war schrecklich nett und auch Wiener und irgendwie war da ein Zusammengehörigkeitsgefühl, *no?* ... Also ich hatte die Idee, dem Mann zu schreiben. Wenn ich mir heute denk', das war doch ein fremder Mensch im Grunde genommen. Also in der Verzweiflung hab' ich ihm geschrieben, ob er uns dieses Geld borgen kann, weil ich muss meine Eltern kommen lassen, ich muss es auf die Bank geben. Er hat mir sofort das Geld geschickt. Das war kolossal! Es gibt eben gute und schlechte Menschen.“

Die Rettung ihrer Eltern und ihrer Schwiegermutter vor den Nazischergen erfüllt Charlotte Koppmann bis heute mit großer Genugtuung und Stolz. Bisweilen mischt sich auch ein Gefühl der Verwunderung über ihre eigenen Kräfte, die ihr damals in diesen schwierigen Zeiten erwachsen sind, unter diese Zufriedenheit.

„Weißt du, ich hab' drei Menschen gerettet. Dass aber alle drei nicht nett zu mir waren, nicht gut zu mir waren, steht auf einem anderen

Blatt. Aber das ist mir heute auch schon egal. ... Also ich sag' dir, wie weiß ich nicht. Das waren lauter Wunder.“

„Ich hab' Angst gehabt, wir müssen auf der *plaza* schlafen“

Die Entwurzelung durch die erzwungene Emigration und der Prozess der Eingewöhnung in Argentinien, der freilich Jahrzehnte in Anspruch nahm, spiegeln sich in der langsamen Verbesserung der Wohnsituation wider. Die Überfahrt bildet dabei sozusagen das Bindeglied zwischen zwei Welten und zugleich einen schwerelosen Raum. Die nackte Angst ums eigene Überleben hatten die von den Nazis Verfolgten zusammen mit ihrem bisherigen Leben in Europa zurückgelassen. Die sie erwartenden Schwierigkeiten in der Fremde hingen zwar wie ein Damoklesschwert über ihnen, waren aber noch nicht greifbar. Die erste Nacht in Buenos Aires in einem Hotel voller Wanzen und das nachfolgende Zusammengepferchtsein mit fremden Leuten in einer Unterkunft, die an die Wohnsituation der europäischen ArbeiterInnen vor 100 Jahren erinnert, ließ die süße Illusion der Schiffsreise im Nu wie eine Seifenblase zerplatzen. Doch das Leben in einem so genannten *conventillo* war auf die Dauer nicht tragbar, zumal Charlotte Koppmann bald nach der Ankunft mit ihrer Tochter schwanger wurde. Daraufhin bezogen die Koppmanns ein Zimmer im Haus einer italienischen Familie. Der nächste Schritt bildete eine Wohn- und Arbeitsgenossenschaft mit jenem Ehepaar, denen sie die Einreisebewilligung nach Argentinien verschafft hatten. Doch auch diese Lösung entpuppte sich als problematisch, nachdem es zu persönlichen Differenzen zwischen den BewohnerInnen gekommen war. Nach dieser Erfahrung suchten sich die Koppmanns wieder ein Zimmer in Untermiete. Ihre ökonomische Situation war zu jenem Zeitpunkt immer noch relativ gespannt, mussten sie doch zusätzlich für einen Teil des Unterhalts der Eltern und der Schwiegermutter aufkommen. Die Ansprüche an die Unterkunft blieben deshalb gezwungenermaßen in diesen ersten Emigrationsjahren noch sehr bescheiden. Erst nach ungefähr 6 Jahren, als Charlotte Koppmann mit ihrem zweiten Kind schwanger war, erlaubten es die finanziellen Möglichkeiten, eine eigene Wohnung zu mieten, in der sie auch eine Werkstatt einrichten konnten. In diesem Haus, mitten im Zentrum von Buenos Aires, sollte Charlotte schließlich beinahe 60 Jahre wohnen. In den fünfziger Jahren bot sich den Koppmanns die Gelegenheit, begünstigt durch eine das Wohneigentum fördernde Politik, im selben Haus eine Wohnung zu kaufen, die sie nach ihrem Geschmack renovierten. Da ihr Ehemann kurz nach dem Umzug von der Miet- in die Eigentumswohnung starb, blieb Charlotte alleine in der großen Wohnung zurück. Eine Unabhängigkeit, die sie bald sehr zu schätzen wusste. Erst als mit den Jahren das Gehen immer mühsamer wurde, was Charlotte Koppmann mehr und mehr an die eigenen vier Wände

fesselte, konnte sie sich entschließen, in das Haus ihrer Kinder in der Provinz Buenos Aires zu ziehen, wo sie heute ihre Sehnsucht nach der Natur in Form eines begrünten *patios* wenigstens zum Teil stillen kann.

„Die haben eine *Riesenpileta*¹⁰ gehabt“

In den ersten Jahren in Argentinien beschränkte sich das gesellschaftliche Leben der Koppmanns praktisch ausschließlich auf das deutschsprachige EmigrantInnenmilieu. Der bereits rund 50 Jahre früher von deutschen SozialistInnen gegründete Verein Vorwärts beispielsweise bot den Neuankömmlingen einen Ort, wo sie Deutsch sprechen, Sport treiben, tanzen, essen und sich politisch betätigen konnten. Daneben gab es das überparteiliche *Comité Austriaco*, auch *Austria libre* genannt. Große Anziehungskraft auf viele deutschsprachige EmigrantInnen hatte die Israelitische Kulturgemeinschaft [IKG], die ähnlich wie der Vorwärts in einiger Entfernung von Buenos Aires ein großzügiges Clubgelände besaß.

„Wir sind dann sehr bald zum Vorwärts. Wie meine Tochter zwei Jahre alt war, also nach drei Jahren. Da hat sich das Leben doch ein bisschen geändert, weißt du. Da waren unsere Leute, mit denen wir Sport getrieben haben. ... Und dann haben wir sehr nette Leute ... also auch sehr viele Wiener getroffen, *no*? Da war auch einer, der das Restaurant gehabt hat mit seiner Frau, der hat Reisfeld geheißt. Das war auch ein Wiener. Da konnte man billig essen. Die haben so Wiener Küche gemacht. Und *bueno*, die haben auch manchmal Tanzabende gemacht, weißt du. ... Das war irgendwie sehr schön, ... und wir haben uns sehr wohl dort gefühlt. ... Leider haben sie keinen *swimming pool* oder *pileta*, wie man hier sagt, dort gehabt. ... Wir sind dann ausgetreten, weil ja die Kinder, wenn's doch heiß ist, schwimmen wollen. Da sind wir dann in die IKG eingetreten. Die haben eine *Riesenpileta* gehabt. ... Da waren furchtbar viele Leute, voll, und für die Kinder war das sehr schön.

... Ich liebe die Natur sehr, aber was hab' ich davon, wenn sie so weit weg ist? Man wird bescheiden, eigentlich sehr bescheiden. Wir sind dann jeden Sonntag nach Banfield zur IKG, und da haben wir unsere Gesellschaft gehabt. Zuerst hab' ich auf die Kinder aufgepasst, und nachher hab' ich dann angefangen, Tennis zu spielen. Später vor allem sind wir dann viel geschwommen. Und dann waren immer irgendwel-

¹⁰ *Pileta* = Schwimmbecken.

che Wettbewerbe. Ja und am Sonntag Nachmittag hat man getanzt. Um fünf oder sechs war dann Musik. Damals waren noch Platten. Ist schon lange her. Wie lang ist denn das her?“

Ungefähr zur selben Zeit begannen die Koppmanns sich regelmäßig mit anderen sozialistisch eingestellten österreichischen Ehepaaren zu treffen. Man lud sich gegenseitig nach Hause ein, wo nach dem gemeinsamen Abendessen eine politische Diskussion oder ein Vortrag in Gang kam. Die Tradition dieser Diskussionsabende führten die Beteiligten auch lange nach Kriegsende noch fort, als sich längst die einzige genuin österreichische Exilorganisation in Buenos Aires, *Austria libre*, der vormaligen Bedeutung verlustig geworden, zu einer unbedeutenden kulturellen Vereinigung umfunktioniert hatte.

„Die haben eine andere Mentalität wie wir“

Obwohl die meisten Exilorganisationen oder Clubs und damit auch der Freundeskreis sowohl von Deutschen wie von ÖsterreicherInnen frequentiert werden, weist Charlotte Koppmann darauf hin, dass es Unterschiede zwischen den EmigrantInnen aus Deutschland und Österreich gibt. Das mag u. a. damit zusammenhängen, dass die ÖsterreicherInnen praktisch ohne Ausnahme aus Wien stammen, d. h. in einer Hauptstadt mit einem reichen kulturellen Leben aufgewachsen sowie auf die eine oder andere Art vom Roten Wien beeinflusst worden waren. Die deutsche EmigrantInnengemeinde ist im Gegensatz dazu viel heterogener. Ein beträchtlicher Prozentsatz stammte aus Kleinstädten und war z. T. in einem eher konservativ-bürgerlichen Milieu aufgewachsen. Auch vom religiösen Standpunkt her gesehen gab es Differenzen, zählte sich doch die Mehrzahl der ÖsterreicherInnen zu den so genannten Dreitagesjuden¹¹, wenn sie nicht sogar gänzlich atheistisch waren. Im Gegensatz dazu wurden auf Anlass der deutsch-jüdischen Gemeinde zahlreiche Religionsgemeinschaften gegründet.¹²

Möglicherweise werden in der gegenseitigen Wahrnehmung zwischen den beiden Gruppen aber auch Stereotype weitergepflegt, die noch aus Europa mitgebracht wurden und bis heute zur Erklärung der latenten Differenzen herangezogen werden.

Auf die Frage, ob es Unterschiede zwischen deutschen und österreichischen Emigranten und Emigrantinnen gab oder gibt, meint Charlotte Koppmann:

¹¹ Dreitagesjuden nennen sich diejenigen, die nur zu den hohen Feiertagen wie Rosh Hashana und Jom Kippur in den Tempel gehen.

¹² Vgl. dazu Alfred Bauer, Antifaschistische Arbeit der deutschen und österreichischen Emigration in Argentinien, in: Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst, Nr. 2, 42. Jahrgang, 1987: Vergessene und Unbekannte. Österreichische Exilliteratur, S. 74.

„Unbeschreiblich, *no?* [lacht] Allerdings, muss ich dazusetzen, dass meine beste Freundin, mit der ich fast vierzig Jahre ganz, ganz eng befreundet war, eine Berlinerin war. ... Aber sonst die Deutschen? Die haben eine andere Mentalität wie wir. ... Eine absolut andere Mentalität. Und die da im Club bei mir sind ... einige finde ich — überheblich wie ich bin — ziemlich primitiv. Hat einige, die kommen aus Frankfurt. Aber damals ... — heute ist Frankfurt ja schon fast eine Weltstadt, *no?* — aber sagen wir, wie die in die Schule gegangen sind ... Aber wir kommen zusammen, *no?* Das geht nicht, weil man kennt sich in dem Club bald 60 Jahre. Und dadurch ... hat sich so ein Kreis gebildet. Aber ... sagen wir ... die sind irgendwie anders wie wir. Aber es ist leider Gottes immer so, dass heute die Österreicher die Deutschen auch nicht lieben. Und so ist's geblieben, und so wird es ewig sein.“

„Man hat's mir genommen. Gestohlen“

Als das Gespräch auf das Thema Österreich kommt, wird offensichtlich, wie sehr diese Thematik Charlotte Koppmann nach wie vor bewegt. Die Schilderungen ihrer Gefühle und Wahrnehmungen besitzen eine große Intensität, gerade weil Charlotte mit einfachen Worten Erlebnisse, Anekdoten und Assoziationen erzählt.

„Einmal waren wir im Kino. Das war irgend so ein Dokumentarfilm über Österreich. Und da war eine Wiese mit Enzianen — ich weiß nicht, wächst Enzian auf der Wiese? — und die grüne Wiese und der blaue ... Ich hab' sooo geschluchzt! Ich bin aus dem Kino raus. [Weint] Ganz laut hab' ich angefangen zu schluchzen. Ich bin aus dem Saal raus ... Also es war fürchterlich! Der Anblick hat mich erschüttert. Die Wiese mit dem Enzian, das war zuviel für mich in diesem trockenen Buenos Aires. Weißt du, man konnt' sich doch nix erlauben, nix. Spazieren gehen auf der Cabildo, bah! ... Das sind so einzelne Momente, weißt du, aus dem Leben von damals, *no?* [Weint] Es sind schon so viele Jahr her, aber es ... Ich könnt's schon längst vergessen haben, *no?* Eigentlich. Aber ich ... es geht nicht.“

Gefragt ob sie sich für das aktuelle Geschehen in Österreich interessiert, antwortet Charlotte Koppmann: „Zu zwanzig Prozent, wollen wir sagen. Oder dreißig Prozent. Es interessiert mich schon, aber weißt du ... im Moment sind wir alle so unglücklich hier, dass in unserem Kopf schon kein Platz mehr ist für ... für die Geschicke Österreichs. ... Es ist kein Platz mehr, weil das letzte Jahr ist von

Tag zu Tag so katastrophal geworden. ... Ich meine, ich interessier' mich ein bisschen, aber nicht allzu sehr, *no?* Es geht nicht.“

Ihre Reflexionen darüber, welche Bedeutung Österreich für sie noch immer hat, machen deutlich, wie prägend die Jahre der Kindheit, Jugend und die Zeit als junge Erwachsene in Wien gewesen sein müssen — und wie tief die Verletzung über den Verlust der einstigen Heimat ist.

„Wollen wir sagen, es [Österreich] hat noch immer eine ... eine ... Nummer eins, trotzdem. Weil ich bin dort geboren ... [weint] Nummer eins! Was soll ich machen? Man hat's mir genommen. Gestohlen. ... So ist es.“

„Es wär' schöner gewesen“

Gegen Ende des Gesprächs reflektiert Charlotte Koppmann unaufgefordert den Einfluss der Emigration auf ihr Leben. Sie beginnt damit, wie ihr Mann nach zwei Jahren als Angestellter in einer internationalen Firma diesen sicheren und gut bezahlten Arbeitsplatz gegen die unsicherere, aber ihn erfüllende Arbeit als Kunsthandwerker tauschte.

„Dann hat's wieder so begonnen, dass wir wieder zusammen waren den ganzen Tag, und wieder musste ich in der Werkstätte arbeiten, also, *bueno*, machen wir mal einen Punkt.

Es wär' schöner gewesen, das ist für mich hundertprozentig klar. ... Das ist doch ein fremdes Land, noch immer, nach 63 Jahren! Ich hab' mich sehr gewohnt an das Land und die vom Club ... waren schrecklich nett, furchtbar nett. Aber weißt du, ich hatte so einen wunderbaren Posten, und den hätt' ich wahrscheinlich nie verloren, ... weil eine amerikanische Firma hätte keinen Grund gehabt, aufzuhören zu arbeiten. Und sie hätten auch keinen Grund gehabt, mich zu entlassen. Und ich hab' sehr schön verdient, und mein Mann hat auch verdient.“

Der Berufswechsel ihres Ehemannes bedeutete für Charlotte, dass sie nicht mehr nur bei den Kindern zuhause bleiben konnte, was für sie eine der „glücklichsten Zeiten ihres Lebens war“, sondern zusätzlich in der Werkstatt ihres Mannes mithelfen musste. Diese Arbeit hat ihr offensichtlich nie zugesagt, im Gegensatz zu ihrer Tätigkeit als Sekretärin in Wien. In nicht zu Ende geführten Sätzen deutet sie an, dass ihr Leben, wenn sie nicht zur Auswanderung gezwungen worden wäre, von weniger Sorgen geprägt gewesen wäre. Sie unterstreicht dies mit dem Hinweis auf den guten Verdienst von ihr und ihrem Ehemann in Österreich. Obwohl Charlotte Koppmann in Argentinien eine Familie gründen und sich wirtschaftlich in die Mittelschicht hocharbeiten konnte, lässt sie mit ihren Worten

keinen Zweifel daran, dass sie ihre erzwungene Emigration als Abbruch einer ro-sigen Zukunft und als Beginn eines dornigen Weges empfindet.

„Ich glaub’, ich gehör’ doch schon hierher“

„Ich fühl’ mich eher als Argentinierin, weil meine Kinder sind alles Argentinier. Meine Enkeln, meine Enkeln ... ich hab’ doch schon Urenkeln. Die Älteste ist dreizehn Jahre. Und ... was soll ich? Als Österreicherin kann ich mich kaum mehr fühlen. Wär’ ja wahrscheinlich nicht einmal mehr normal. Ich fühl’ mich schon! Wenn ich das Wort Österreich höre, sehe ich Wald und Bäume und Blumen und Seen und Gebirge. Das ist für mich Österreich. Und dann wenn ich ein bisschen länger nachdenke, dann erinner’ ich mich an das Josefstädter Theater, an das Volkstheater, an den Ring und ... und die letzten Besuche. Aber das ist dann schon, wenn ich weiter denke, *no?* Wenn ich Österreich hör’, dann denk’ ich nur an den Wald, an die Erdbeeren, die wir gefunden haben, und an die Himbeeren. [weint]

... Ich fühle mich natürlich ja zu Hause hier, aber ich bin nicht zu Hause. Ich fühl’ mich zu Hause, aber ich bin’s nicht. Manchmal denk’ ich mir: ‚Was machst du hier. Du gehörst doch gar nicht hierher.‘ Aber das vergeht dann wieder, weißt du. Zu Hause? ... Weißt du, es bleibt mir doch nichts anderes übrig, *no?* Schau mal, gestern Nachmittag habe ich mich mit diesen Kolleginnen und Freundinnen getroffen. Die sind so reizend. Die Argentinierinnen, *no?* Die sind im Alter zwischen fünfundvierzig und fünfundsechzig, wollen wir sagen, *no?* Viel jünger als ich. Und die sind so herzlich. Viel herzlicher wie die Deutschen und Österreicher. ... Das gibt’s in Österreich wahrscheinlich gar nicht, diese Herzlichkeit. ... Zu Hause bin ich nicht, nein. [seufzt] Aber ich glaube, ich würde heute in Österreich auch nicht mehr zu Hause sein. Ich glaube, wenn ich in Österreich wäre, würde ich mich nach hierher sehnen. Wahrscheinlich. ... Also ich war in Österreich. Da waren sie eigentlich auch sehr nett. Aber da war ich als Touristin. Ist natürlich ein großer Unterschied, *no?* Ich weiß nicht, ob ich ... In Österreich in so einem Altersheim glaub’ ich nicht, dass ich sehr glücklich wäre. Ich weiß nicht, ob die Humor haben [lacht] oder schon halbdeppert sind oder ganz deppert sind. ... Weil die Mentalität ist ja doch ... das Südländische ist ja doch herzlicher, weißt du. Ich glaub’, ich gehör’ doch schon hierher.“

Die scheinbare Widersprüchlichkeit in Charlottes Aussagen über ihre Identität und die Verbundenheit mit einem Land drücken ihre Zerrissenheit aus zwi-

schen Argentinien und Österreich. Sie fühlt sich auch nach mehr als sechzig Jahren in Argentinien manchmal noch als Ausländerin, obwohl sie argentinische FreundInnen hat und zuvorkommend und respektvoll behandelt wird von ihren Mitmenschen. Das Gefühl, nicht nach Argentinien zu gehören, scheint also eher ihrer Eigenwahrnehmung zu entspringen. Gleichzeitig fühlt sie aber, dass sie heutzutage auch in Österreich nicht mehr heimisch werden könnte — ganz abgesehen davon, dass der größte Teil ihrer Familie in Argentinien lebt. Auch wenn Charlotte Koppmann unumwunden eingesteht, dass ihre Wiener Jahre sehr prägend waren, so ist sie sich aber auch im Klaren darüber, dass sie die sechs Jahrzehnte in Buenos Aires verändert haben.

„Ich bin ... man ist viel, viel großzügiger wie drüben. Man lädt sich sein: ‚Komm wir trinken einen Kaffee.‘ Und dann zahl ich, oder der reißt sich darum, das zu zahlen. Drüben glaub’ ich, machen sie noch halb und halb. ... Hier sind sie viel, also hier ist man ... viel großzügiger.“

Charlotte träumt wie so viele österreichische EmigrantInnen von einem Wien und einem Österreich, dass es inzwischen längst nicht mehr gibt. Was man ihr vor 60 Jahren gestohlen hat, könnte man ihr heute nicht mehr zurückgeben — selbst wenn der politische Wille dazu vorhanden wäre. Im Wissen darum folgert sie, dass sie keine Heimat mehr hat.

Charlottes Kinder sind in ihren Augen bereits ArgentinierInnen. Allerdings besteht bei dieser zweiten Generation immer noch eine gewisse Verbindung zur deutschsprachigen Kultur. Diese Beziehung ist aber notwendigerweise relativ steril, da die Generation der Kinder bereits in einem argentinischen Umfeld sozialisiert wurde und die Tradierung der österreichischen Kultur und Mentalität einzig über die Eltern verlief, die in jenen Jahren praktisch keinen direkten Kontakt mehr zu Österreich hatten.

Am offensichtlichsten manifestiert sich diese Verbindung in der deutschen Sprache, die den Kindern von Charlotte und ihrem Mann zu Hause vermittelt wurde. Die zahlreichen Enkel- und Urenkelkinder sprechen in der Mehrheit aber bereits nicht mehr Deutsch. Nur die Tatsache, dass Charlottes Tochter mit ihren Kindern einige Jahre in Deutschland gelebt hat, hat einen neuerlichen Anknüpfungspunkt mit dem deutschen Sprachraum geschaffen.

„Die Wiener haben sich sehr schlecht benommen“

Als Mitte der Dreißigerjahre zuerst die deutschen und dann ab 1938 die österreichischen EmigrantInnen in Argentinien Zuflucht fanden, gab es im Land bereits eine relativ einflussreiche deutschsprachige Gemeinde mit diversen Clubs, Schu-

len, Religionsgemeinschaften und verschiedenen Zeitungen. Die meisten Vereinigungen, Schulen und Medien hatten sich jedoch durch die aktive nationalsozialistische Propaganda gleichschalten lassen und standen deshalb den rassistisch und politisch Verfolgten aus ihrer Heimat ablehnend bis feindlich gegenüber. Angesprochen darauf, ob es irgendwelche Kontakte gab zwischen den bereits längere Zeit hier ansässigen Deutschsprachigen und den Neuankömmlingen, lässt Charlotte Koppmann keine Zweifel offen, weiß aber auch zu differenzieren, Ausnahmen zu erwähnen sowie Kritik an den eigenen Leuten zu üben. Im Tenor mit den meisten österreichischen EmigrantInnen gibt sie auch ihrer Enttäuschung Ausdruck über das Verhalten des offiziellen Österreich.

„Überhaupt nicht, überhaupt nicht! Die haben ja überhaupt keinen Versuch gemacht, sich mit uns anzufreunden. Überhaupt nicht. Dieser, dieser, dieser österreichische Club¹³, die haben uns nie auch nur eine Hand gegeben oder ... nie einen Anruf. Nie, nie, nie. Nur die evt. im Vorwärts waren, die schon ein paar Jahre früher da waren, die ja, natürlich. Aber, sagen wir, die anderen waren alle Nazis. Und die keine Nazis waren, waren doch in diesen Vereinen und mussten wohl oder übel sowieso mitmachen. Logisch, sonst hätte man sie ja gar nicht geduldet, *no?* Werden auch nicht alle Nazis gewesen sein, all die Deutschen, die hier waren. Aber niemand hat uns geholfen. Niemand! Vielleicht, ich weiß nicht, vielleicht wollten die jüdischen Flüchtlinge auch nicht mit denen sein. Ist ja auch möglich. Kann ja genau so ... Die wären ja vielleicht gar nicht gegangen, wenn man sie gerufen hätte. Also ... einige von meinen Freunden wären bestimmt nicht gegangen. Ich wär' gegangen. Dann hätt' ich gesehen, wie das ist, *no?* Aber man hätte das fördern müssen. Aber die österreichische Botschaft ... die hätte das ... also, die hat das überhaupt nicht interessiert. Also die haben überhaupt nicht ... Also muss ich schon sagen, die hätten sich ganz anders benehmen müssen. Die Deutschen bekommen ja *revistas*¹⁴ geschickt, sehr schöne sogar, ... oder werden eingeladen. Wir sind auch eingeladen worden. Ich bin auch eingeladen worden für acht Tage mit Begleitung [nach Wien]. Aber die Begleitung musst du bezahlen. Also was ist das für eine Einladung?! Acht Tage nach Wien, eine ältere Frau, *no?* Und die Begleitung muss die Fahrt bezahlen. Das Essen hast du ja auch nicht den ganzen Tag gehabt. Das musstest du auch zahlen. Und dann kannst ja auch nicht mit leeren Händen nach Wien fahren. Bist mal eingeladen oder ... *no?* Also

¹³ Sportklub Austria.

¹⁴ Zeitschriften.

die Wiener haben sich sehr schlecht benommen, sehr, sehr schlecht. Es werden heute noch Leute eingeladen nach Deutschland. Am Sonntag war ich mit einer zusammen, die ist nach Hamburg eingeladen — eine Wienerin — weil ihr Mann Hamburger war. Mit Begleitung. Sie fährt mit ihrer Tochter. Wird bezahlt!“

„Aber irgendwie steckt die Jüdin natürlich in mir“

Über das Thema Israel kommt das Gespräch auf die jüdische Identität von Charlotte. Ihre Antwort auf die Frage, ob sie sich damals für die Gründung des Staates Israel interessiert habe, macht klar, dass Charlotte Koppmann wie die meisten österreichischen Juden und Jüdinnen nie zionistisch eingestellt war. Wie sie dann Israel viele Jahre später persönlich kennen lernte, war sie trotzdem sehr ergriffen. Doch hat diese Ergriffenheit nicht nur mit der Tatsache zu tun, dass die Juden und Jüdinnen mit Israel endlich wieder einen eigenen Staat haben. Ihre Empfindsamkeit lässt sie die Bedeutung und Geschichtsträchtigkeit dieses Ortes sowohl für das Juden- wie für das Christentum erkennen.

„[Die Gründung Israels hat mich] interessiert ja. Bewegt? Ich muss darüber nachdenken, weil ... schau, das ist ja auch schon lange her. Hat uns damals natürlich ja bewegt. Aber ich weiß, was uns mehr bewegt hat, war das Kriegsende. Ich weiß, wie Frankreich ... sich freigemacht hat, *no?* ... Das war kurz vor Kriegsende. Da war eine Riiesen- ... Da weiß ich, da ist mein Mann dort hingegangen, zur Plaza Francia. Das war, was uns kolossal bewegt hat. Ich möchte fast sagen, nachdem ich mich nie so ... jüdisch ... oder ... Hat mich schon bewegt, aber woll'n wir sagen, dieses Frankreich ist frei und dann das Kriegsende, das hat uns viel, viel mehr bewegt. Oder mich oder ... Weißt du, wir haben schon viel gelesen. Es war auch sehr arg da. Die sind von den Engländern so schlecht behandelt worden, die Israelis. Und haben auch viele Menschen verloren, *no?* ... Aber bewegt? Vielleicht ist das nicht der richtige Ausdruck für mich persönlich.

... Ich war dort [in Israel], und es hat mich sehr bewegt. Weißt du, jeder Moment im Leben ist anders. In diesem Moment ... das heilige Land und Jesus Christus dort und, und ... dass die Juden ihr Land gefunden haben. ... Nicht mehr verfolgt werden, so wie das eben war vor kurzem. Und doch, dieses Israel und dann Jerusalem, das ist doch etwas Spezielles in der Welt, glaube ich, *no?* Das Land ist doch das heilige Land. Weil Jerusalem ist doch irgendwie ... Jerusalem ist für mich die heilige Stadt irgendwie. Ich weiß nicht, was ich dabei denk' ... Wie ich dort war, hab' ich mich ... selber irgendwie heilig gefühlt, obwohl das natür-

lich überhaupt nicht stimmt, *no*? Aber es war irgendwie erhebend. Sagt man so? Es war ein Gefühl ... Ich kann das nicht erklären. Interessanterweise, dass ich überhaupt nicht religiös bin, freu' ich mich, wenn ich z. B. jemanden treff' in einem Geschäft, der sagt, er ist Jude. Dann freu' ich mich darüber, dass ich jemanden gefunden hab', der so ist wie ich, weißt du. ... Das ist wie ein ... wie ein Bruder oder eine Schwester, die ich getroffen habe im Moment. Ich weiß nicht, das ist schwer zu erklären, aber irgendwie eine Zusammengehörigkeit. Irgendwie, auf irgendeiner Basis. Auch wenn ich den nie mehr sehe. ... Ich fühl' mich absolut als Jüdin. Aber ich fühl' das überhaupt nicht aus, weißt du? ... Also ich ... ob ich Jüdin bin oder ... aber ich gehör doch irgendwie dazu. Nicht ob ich Jüdin bin oder nicht, ich streit's ja nicht ab. Aber irgendwie steckt natürlich die Jüdin in mir, immer, *no*?“

Charlotte Koppmann erwähnt mehrmals im Laufe des Gesprächs, dass sie in Wien vor dem Anschluss persönlich nie Antisemitismus gespürt hat. Sie lässt aber keinen Zweifel darüber, dass der Antisemitismus virulent war in Österreich.

Ihre Familie zählte sich zur bürgerlichen Mittelschicht, die einen österreichischen Patriotismus pflegte und das Judentum eher als Religionszugehörigkeit denn als Abstammung empfand. In dieser Logik kanalisierte Charlottes Vater den Antisemitismus auf die polnischen Juden und Jüdinnen, die im 2. Bezirk, auf der so genannten Mazzesinsel, wohnten und die jüdischen Traditionen befolgten. Trotz der intensiven Assimilierung ihrer Familie in Wien fühlt sich Charlotte Koppmann heute eindeutig als Jüdin und drückt im Gespräch ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit Juden und Jüdinnen aus. Angesprochen darauf, ob sie diese Zusammengehörigkeit auch schon in Wien verspürt habe, meint sie nach längerem Nachdenken, dass die Verfolgung und die Schicksalsgemeinschaft der EmigrantInnen, in der sie heute hauptsächlich verkehrt, diese Verbundenheit verstärkt haben.

Schlusswort

Seit mittlerweile 64 Jahren lebt Charlotte Koppmann in Argentinien. Als Flüchtling mittellos angekommen konnte sie sich in Südamerika ein neues Leben aufbauen. Durch ihre Familie, ihre Bekanntschaften und FreundInnen aus Beruf und Freizeit wuchs sie stark in die argentinische Gesellschaft hinein. Ihre Identität als österreichische EmigrantIn existiert zwar weiterhin, ist aber bereits etwas in den Hintergrund getreten. Im Interview spricht sie von Ex-Emigranten.

„Weil das ist schon zu lang her. Wir sagen schon nicht mehr so. Ihr sagt noch Emigranten, aber ... *claro*. Nein, es sind nicht Ex-Emigranten, wir

sind immer Emigranten. Aber wir sagen dann schon ‚Frau Soundso‘ oder ... weißt du? Das Wort Emigrant, irgendwie ist es schon vorbei. Ihr seht das wieder anders natürlich. Wir sind für euch immer noch die Emigranten.“

Nach wie vor hat Charlotte Koppmann eine emotionale Bindung an Österreich, in dem sie ihre Wurzeln verortet und ihre Sozialisation erfuhr. Darüber hinaus besteht eine weitere — für die Republik eher beschämende — Bindung: Die Pensionsversicherungsanstalt der Angestellten versagte vor kurzem der heute 90-jährigen, an einer unheilbaren Krankheit leidenden Frau eine Erhöhung des Pflegegeldes.

FRITZ (FREDERICK) BRAININ

Österreichischer Dichter in der Neuen Welt¹

Fritz (Frederick) Brainin wurde am 22. August 1913 in der Lessinggasse 8 im 2. Bezirk von Wien geboren.² Der Vater Isak (1874–1933), weißrussisch-jüdischer Emigrant und von Beruf Bildhauer³ — er hatte die Aufnahmeprüfung der Wiener Akademie der Bildenden Künste zwar nicht bestanden, war jedoch Schüler von Prof. Marschall, dem berühmten Medallion-Schöpfer der k.u.k. Monarchie —, wurde 1914 in die k. u. k. österreichische Armee eingezogen, geriet in italienische Kriegsgefangenschaft und kehrte erst 1918 aus dem Lager Porto Ercole (in der Nähe von Grossetto/Toskana) zurück, um mit der Familie — Fritz Brainin hatte einen älteren Bruder Max (1909–2002)⁴ —, die zwischenzeitlich nach Leipnik (dem heutigen Lipnik nad Bécvou) in Mähren zu den deutschsprachigen, jüdischen Großeltern mütterlicherseits⁵ übersiedelt war, nach Wien zurückzukehren. Die 1920er Jahre verbrachte Fritz Brainin als Schüler in Wien⁶ — seine Schulzeit (in der Vereinsgasse im 2. Bezirk) schloss er 1931 mit der Real-

- ¹ Zur Primär- u. Sekundärliteratur über Fritz Brainin vgl. Jörg Thuncke, Frederick (Fritz) Brainin (1913–1992), in: John M. Spalek / Konrad Feilchenfeldt / Sandra H. Hawrylchak (Hrsg.), *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933*, 4: Biographien — Schriftsteller Tl. 1, A–G, Bern–München 1994, S. 301–306, sowie neuerdings ders., Fritz (Frederick) Brainin, in: John M. Spalek / Konrad Feilchenfeldt / Sandra H. Hawrylchak (Hrsg.), *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933*, 3: USA Tl. 2, Bern–München 2001, S. 70–96, u. ders., *Der langsame Verlust der Muttersprache*, in: *Aufbau* 68, New York 18. April 2002, 8, S. 12.
- ² Vgl. dazu das Gedicht „Lessinggasse 8“, in: *Das siebte Wien — Gedichte*, Wien 1990, S. 11 (das Gedicht hieß ursprünglich „Wien“ und wurde erstmals veröffentlicht in: *Dein Herz ist deine Heimat*, hrsg. v. Rudolf Felmeyer, Wien 1955, S. 98 f.), sowie das Gedicht „Schule“, in: *Mit der Ziehharmonika* 1, 1984, 2, S. 4, leicht verändert in dem Gedicht „Österreich“ (in: *Das siebte Wien*, S. 119); vgl. dazu ferner das Gedicht „März '38“ in: *Lynkeus*, März 1982, S. 19, wiederabgedr. in: *Das siebte Wien*, S. 40. Zuvor wohnte die Familie Brainin Am Tabor 22 im 20. Bezirk.
- ³ Max und Fritz Brainins Cousin, Josef Brainin, der Sohn von Isak Brainins älterem Bruder Reuben (einem bekannten jiddischen Schriftsteller und Zionisten [1862–1939]), sollte den Brüdern später die Einreise in die USA ermöglichen, die dann wiederum ihre Mutter rechtzeitig nachholten, welche hochbetagt 1979 in New York verstarb.
- ⁴ Max Brainin lebte bis zu seinem Tode im Februar 2002 im New Yorker Stadtteil Queens (Interviews mit dem Verfasser dieses Beitrags in dessen Wohnung [9801 67th Street, Forest Hills, NY 11374] am 18. 10. 2000 u. 22. 10. 2001).
- ⁵ Der Mädchenname von Fritz Brainins Mutter war Melanie Vogel.
- ⁶ Der Versuch, den Linkshänder in der Schule zum Rechtsschreiben zu zwingen, führte dazu, dass Fritz Brainin zu stottern begann, ein Leiden, das ihm bis zu seinem Tode das Leben vergällte

schul-Matura ab (1931/32 studierte er dann kurzfristig Philosophie in Wien) —, um noch als Schüler, unter dem Einfluss von Dr. Viktor Frankl und dessen Freund, dem Verleger Erwin von Barth-Wehrenalp, dichterisch tätig zu werden.⁷ Das Ergebnis dieser jugendlichen Anstrengungen — welche, trotz der schwierigen wirtschaftlichen Lage,⁸ die volle Unterstützung des Vaters genossen (der dann allerdings bereits im April 1933 59-jährig verstarb) — war zunächst 1929 ein dünner, 45-seitiger Gedichtband *Alltag* sowie in den darauf folgenden Jahren zahlreiche weitere Gedichtveröffentlichungen, u. a. in den *Literarischen Monatsheften* (Wien), im *Neuen Wiener Tagblatt*, in der *Neuen Freien Presse* (Wien) und insbesondere in der Wiener *Arbeiter-Zeitung* (AZ), Gedichte, die inzwischen gesammelt von Kurt Faecher (= Eckart Früh) herausgegeben worden sind.⁹ Einige Jahre später — nach dem Verbot der AZ anlässlich der politischen Ereignisse vom Februar 1934¹⁰ — veröffentlichte er dann in Wien einen weiteren Gedichtband unter dem Tarn-Titel *Die eherne Lyra*.¹¹ Aber auch in anderen Medienbereichen konnte der junge Brainin zu Beginn der 30er Jahre erste Erfolge verbuchen: Jakob Feldhammer las im Mai 1932 Gedichte von ihm bei Radio Wien; Ende November 1933 fand eine Mikrofonaufführung seines Hörspiels *Arkadischer Frühling* und des so genannten *Zeitchores* (vertont von Hans Halevy) durch die „Gruppe der Jungen“ statt;¹² 1933/34 verfasste er das Kurzoper-Libretto *Ivar*

- (vgl. dazu den 2. Teil des Gedichts „1949: Upper Manhattan-Lieder“ [in: *Das siebte Wien*, S. 81]); Fritz Brainin wohnte während der ersten Jahre nach der Emigration in Upper Manhattan, zu diesem Zeitpunkt, neben der Lower East Side, eines der Haupt-Zuzugsgebiete für Juden in New York (vgl. dazu die hier abgedruckte Kopie seines Antrags auf eine so genannte „social security card“ vom November 1939 [s. Anm. 19]).
- ⁷ Vgl. dazu das Gedicht „Der Schüler“, in: *Alltag. Gedichte 1926–1929*, Wien 1929, S. 32, insbesondere die 2. Strophe, wo es heißt: „Ich will nicht mehr von Krieg und Kreuzzug hören, / Vom Königsruhm und Kirchenbann, / Vom blutdurchrasten Leben selbst sollt ihr uns lehren, / Nicht Formeln, Paragraphen nach dem Stundenplan!“; s. hierzu ferner den Eintrag zu Fritz Brainin bei Siglinde Bolbecher / Konstantin Kaiser (Hrsg.), *Lexikon der österreichischen Exilliteratur*, Wien 2000, S. 103 ff.
- ⁸ Fritz Brainin war nach der Matura arbeitslos (vgl. dazu die Gedichte „Herbst der Arbeitslosen“, „Das eherne Zeitalter“, „Nach einem Ski-Ausflug“ sowie „Der Arbeitslose von Steyr“, alle in: *Die eherne Lyra*, Wien–Leipzig 1934, S. 10, 21, 22 u. 46); die Familie wurde nach dem Tode des Vaters vom älteren Sohn finanziell unterstützt.
- ⁹ Noch Mehr. Fritz Brainin — Gedichte, Wien August 1984; Noch Mehr — Städtische Landschaftsstudien und andere Gedichte von Fritz Brainin, Wien Juni 1988; Noch mehr — Fritz Brainin: Ozeanflieger, Wien Juli 1992.
- ¹⁰ Vgl. dazu das Gedicht „Webbers Wien“, in: AZ, 1. 5. 1976, S. 4.
- ¹¹ *Die eherne Lyra* (s. Anm. 8); Umschlagdesign von Max Brainin, der damals an der TH Wien Architektur studierte und später in New York ein bekannter Grafiker wurde und ein eigenes Studio an der Madison Avenue unterhielt.
- ¹² Mitglieder dieser Gruppe (Sitz: Wien I., Singerstr. 16 [„Palais Ratibor“]) waren u. a. Hermann Hakel, Fritz Hochwälder u. Richard Thieberger (ein Cousin von Fritz Brainins späterer Freundin, Eva Dub [New York]), dem er in den frühen 80er Jahren im New Yorker „Austrian

Kreuger lebt!,¹³ das von Kurt Manschinger (= Ashley Vernon) vertont wurde;¹⁴ zu Anfang 1934 strahlte Radio Moskau AZ-Gedichte von ihm nach Nazi-Deutschland aus; vom Sommer 1933 bis gegen Ende 1935 schrieb er Texte für die Wiener Kleinkunsthörschulen „Die Stachelbeere“¹⁵ sowie „Literatur am Naschmarkt“; und schließlich wurde ihm 1936, u. a. auf Fürsprache Theodor Kramers — dessen Bekanntschaft er bereits früher gemacht hatte¹⁶ —, der Julius Reich-Lyrik-Preis verliehen. Nach dem „Anschluss“ Österreichs im März 1938 wurde Fritz Brainins Lage in Wien allerdings unhaltbar. Zusammen mit seinem Bruder Max verließ er Anfang Juli 1938 per Flugzeug die Heimatstadt und emigrierte über Triest, Venedig und Neapel (nach über 3-monatigem Zwischenaufenthalt in Italien) in die USA (New York), wo er Mitte Oktober 1938 an Bord des Sommerreisedampfers S.S. Vulcania eintraf¹⁷ und dort durch seinen Cousin Josef Arbeit vermittelt bekam.

Zwischen 1939 und 1942 hatte Fritz Brainin (der damals kaum Englisch sprach) dann in New York zahlreiche Gelegenheitsjobs inne — u. a. als Kabelbote für verschiedene Zeitungen —, hielt es jedoch (wie auch nach Kriegsende) nie sehr lange an einem Arbeitsplatz aus.¹⁸ 1943 wurde er eingezogen und erhielt eine militärische Ausbildung in Ft. Bragg (in der Nähe von Fayetteville, NC).¹⁹

Center“ wiederbegegnen sollte; vgl. dazu auch den bibliografisch nicht mehr genau eruierbaren Beitrag Richard Thiebergers vom Herbst 1933 „Romantische Sachlichkeit“, worin es u. a. hieß, dass Fritz Brainins Hörspiel „Arkadischer Frühling“ der „romantischen Sachlichkeit“ bzw. der „sachlichen Romantik“ zuzuordnen sei, die den Stil des damaligen Lebens genau widerspiegeln. Vgl. dazu das Gedicht „Ivar Kreuger-Ballade“, in: AZ, 1. 9. 1933 (auch veröffentlicht in: Die eiserne Lyra, S. 42).

¹⁴ Vgl. dazu auch im Nachlass die Vertonung von Brainins Gedicht „Das deutsche Lied der Freiheit“ durch Kurt Manschinger (Textabdruck s. u.).

¹⁵ Vgl. dazu das Gedicht „Kabarett Stachelbeere, Grinzing“, in: Das siebte Wien, S. 31 (zuerst veröffentlicht unter dem Titel „Gesang vom Zeitgenossen“, in: Die eiserne Lyra, S. 18–19).

¹⁶ Vgl. dazu Hans Heinz Hahn, Das erste Gedicht stand in der AZ, in: AZ, 22. 11. 1988.

¹⁷ Fritz Brainin zauderte lange mit der Emigration, musste letztendlich von der Mutter und dem älteren Bruder dazu gedrängt werden und haderte während des Zwischenaufenthalts in Italien mit dem Schicksal; später wurde er dann allerdings ein äußerst patriotischer US-Bürger. Zur Emigration vgl. die folgenden vier Gedichte unter dem Sammeltitle „S.S. Vulcania“, in: Das siebte Wien, S. 37–41 (= „Trieste“, „Pompeii“, „Algier“ sowie „Nuovo York“).

¹⁸ Laut Angaben seines Bruders Max (s. Anm. 4).

¹⁹ Laut Fritz Brainin (Brief an den Verfasser vom 7.11.1991) wurde er als Fallschirmjäger ausgebildet („[...] when I was training in 1943 at Ft. Bragg, North Carolina, for parachuting down in Cherbourg after D-Day to interrogate German POWs“); im selben Brief fuhr er jedoch fort: „Nothing came of it, I got transferred to another US Army mission, still classified“ (weder Max Brainin noch dem Verfasser ist es gelungen, Einsicht in Fritz Brainins Militärakte [Military Record Request / SF180] zu nehmen; seitens des National Personnel Records Centers [Military Personnel Records], 9700 Page Ave, St. Louis, Mo, wurde behauptet, die Unterlagen seien bei einem Feuer vernichtet worden; allerdings ist es Carole Tucker [Scottsbluff, Ne] gelungen, Frederick Brainins Antrag für eine so genannte „social security card“ [# 084-14-4464] vom

APPLICATION FOR SOCIAL SECURITY CARD
 FREDERICK BRAININ
 104 W 87th STREET, N.Y.C.
 AUGUST 22, 1913
 VIENNA, GERMANY
 ISAAC BRAININ
 MELANIE VOGEL
 Nov 20/39
 Frederick Brainin

Fritz Brainin wohnte während der ersten Jahre seiner Emigration in Upper Manhattan. Kopie des Antrags auf eine Social Security Card, November 1939

Wie seine Armee-Karriere danach verlief, ist weiterhin nicht vollständig geklärt.²⁰ Gesichert scheint allerdings, dass er 1944/45 in einem deutsch-österreichischen Kriegsgefangenenlager in Scottsbluff (Nebraska) Wächter wurde,²¹ wo zahlreiche hartgesottene Nazis aus dem Afrika-Korps interniert waren, ein Erleb-

²⁰ 11. 1939 aufzutreiben; in einem — im Zusammenhang mit der Entstehung des Gedichts „Lot von Innsbruck 1938“ — 14 Tage vor seinem Tode geschriebenen Brief hieß es dann allerdings zweideutig: „[es ist] erst in US geschrieben, zur Zeit meiner amerikanischen Armee-Reserve als Dolmetscher im westlichen Österreich und Wien“; vgl. dazu jedoch auch Anm. 20); s. ferner „Zwei Fort Bragg-Baracken-Sonette“ sowie den 1. Teil des Gedichts „Austrian P.O.W.-Camp: V-D Day“ (= „Der Wärter“), in: Das siebte Wien, S. 49 f. bzw. S. 63.

²¹ Vgl. dazu das Gedicht „Aufklärungstruppe“, in: Das siebte Wien, S. 52 f.; laut Max Brainin (anlässlich verschiedener Besuche des Verfassers dieses Beitrags in den Jahren 2000 und 2001 in New York) stimmt die Behauptung seines Bruders nicht, dass er als MP — zuletzt im Rang eines Leutnants [?] — und Dolmetscher im Zuge des alliierten Vormarsches in Österreich 1945 vorübergehend nach Europa zurückgekehrt sei.

²¹ Vgl. dazu Edward J. Pluth, The Administration and Operation of German Prisoner of War Camps in the United States During World War II, Ph.D. Thesis, Ball State University, Terre Haut, In 1970; Judith M. Gansberg, Stalag: USA — The Remarkable Story of German POW's in America, New York 1977; Arnold Kramer, Nazi Prisoners of War in America, New York 1979, S. 169–197; Glenn Thompson, Prisoners on the Plains of Nebraska, Nebraska County Historical Society 1993, S. 236 f.; sowie Ralph Spencer, Prisoners of War In Cheyenne County, 1943–1946, in: Nebraska State Historical Magazine 63, 1982, S. 438–449; für Recherchen vor Ort — ein Besuch in Scottsbluff, Ne, fand im Frühjahr 2001 statt — ist der Verfasser Carole Tucker [Scottsbluff, Ne] u. Joseph W. Fairfield [Bridgeport, Ne] zu Dank verpflichtet, ferner

nis, das ihn dermaßen traumatisierte,²² dass sich eine psychische Erkrankung einstellte, die zu seiner Abmusterung vom aktiven Dienst und zum Einsatz als Post-Zensor führte.²³ Dieses Leiden — u. a. Schlafstörungen, die ihn bis an sein Lebensende begleiteten²⁴ — machte sich während der ersten Nachkriegsjahre (1945/46) wieder bemerkbar und erforderte 1947/48 den vorübergehenden Aufenthalt in einem Veteranenkrankenhaus in der Bronx,²⁵ nachdem er zuvor 1947 kurzfristig im Rahmen der so genannten „GI Bill“ für Veteranen an der CUNY zu studieren begonnen hatte. 1949 heiratete er Florence Priluk (deren Familie bereits lange vor der Hitler-Ära aus Russland zugewandert war), mit der er 1950 einen Sohn, Perry, zeugte, um noch im gleichen Jahr in einen New Yorker Gemeindebau für Kriegsverletzte in der Bronx überzusiedeln.²⁶ Während der 50er und 60er Jahre arbeitete Fritz Brainin als Patent-Übersetzer für verschiedene private und staatliche Stellen, scheint es jedoch — wie bereits in den frühen 40er Jahren — nie lange bei einem Arbeitgeber ausgehalten zu haben, sowie 1974 bis 1980 als Leitfaden-Redakteur der Grumman Aerospace Corporation auf Long Island, New York, bis zu Beginn der 80er Jahre zwei höchst tragische

Werner Krauskopf (Jg. 1925), der nach seiner Gefangennahme in der Normandie im Sommer 1944 von Ende Mai bis Ende Juli 1945 im Lager Scottsbluff interniert war und den der Verfasser im Mai 2001 in Remscheid besuchte.

- ²² Vgl. dazu den 2. Teil des Gedichts „Austrian P.O.W.-Camp: V-D Day“ („Der Fußballspieler“), in: Das siebte Wien, S. 64, wo es u. a. heißt: „denn jedes Mal (wenn die Gefangenenkarawane / früh am tollen Hundestall vortüberrollt) / erleicht der junge Werther im Verfolgungswahne / weltschmerzlicher Ängste, wann die Bestie grollt“; vgl. ferner Eva Dubs Kommentar in einem Brief an den Verfasser vom 11. 10. 1992: „He [Fritz Brainin] frequently talked about his disturbing experiences in Nebraska.“
- ²³ Die Geschichte der Internierung deutscher und italienischer Kriegsgefangener in den USA ist inzwischen gut recherchiert worden (vgl. Anm. 21) und der spezifische Fall des POW-Lagers „Scottsbluff“ lässt sich anhand von Berichten in der örtlichen Zeitung (Star-Herald) relativ gut dokumentieren (vgl. dazu Anm. 115 f.).
- ²⁴ Fritz Brainin bezog seit diesem Zeitpunkt eine kleine Kriegsveteranen-Pension und arbeitete aufgrund seiner Schlafstörungen — die ihn zwangen, dauernd Medikamente (Kodein) zu nehmen (Brief an den Verfasser vom 6. 11. 1989) — hauptsächlich nachts (persönliche Erfahrung des Verfassers anlässlich eines Besuches bei Fritz Brainin im März 1988).
- ²⁵ Vgl. dazu „Veteranenspital Mt. McGregor, New York“, in: Das siebte Wien, S. 71, sowie Jörg Thuncke, Letters to a GI-Poet: Drei Briefe Theodor Kramers an Fritz Brainin, in: Mit der Ziehharmonika 11, 1994, 2, S. 18–21, insbes. Kramers Brief vom 18. 11. 1948, der an Fritz Brainin, Ward 8D, Bed 4, U.S. Veterans Administration Hospital, 130, West Kingsbridge Rd., Bronx 63, New York adressiert war.
- ²⁶ Fritz Brainin wohnte bis Mitte der 80er Jahre in Lafayette Apts. #50, 820 Boynton Avenue, New York, NY 10472. Vgl. dazu das Gedicht „Lafayette Apartments“ [= „Frisbee“], in: Das siebte Wien, S. 95, sowie Hugo Gold, Geschichte der Juden in Österreich, Tel Aviv 1971, S. 161; zwei bio-bibliografische Abrisse (aus dem Besitz Fritz Brainins) von 1970 bzw. 1975, überprüft von Mimi Grossberg, lagen dem Verfasser vor; s. ferner Jörg Thuncke, Frederick Brainin — Dichter und Übersetzer, in: Mit der Ziehharmonika 9, 1992, 4, S. 12 f.



1943 wurde Fritz Brainin eingezogen und erhielt eine militärische Ausbildung in Ft. Bragg.

Foto: Jörg Thuncke (Köln, BRD)

Ereignisse sein Leben verdüsterten: sein Sohn, der Übersetzer (aus dem Chinesischen) und Grafiker, Perry Brainin, wurde 1981 in dessen Studio von einem faschistisch angehauchten Puertorikaner erstochen; seine Frau Florence wurde — vielleicht infolge dieses Mordes — unheilbar geisteskrank und starb Anfang der 80er Jahre.²⁷

Nachdem Erwin Chvojka und Konstantin Kaiser bereits Anfang der 80er Jahre Kontakt mit Fritz Brainin aufgenommen hatten,²⁸ gelang es dem Verfasser im Frühjahr 1988 anlässlich eines Besuches in New York²⁹ — der Dichter lebte zu dem Zeitpunkt bereits im Stadtteil Queens, in der Nähe von La Guardia Airport³⁰ —, ihn für den Herbst dieses Jahres zu einem längeren Wien-Besuch einzuladen, der vom Kunstverein Wien ermöglicht wurde.³¹ Fritz Brainin nutzte diesen Aufenthalt nach 50-jähriger Abwesenheit von seiner Heimatstadt, um u. a. den Gedichtband *Das siebte Wien* energisch voranzutreiben, dessen Thema — wie Hans Heinz Hahl hervorgehoben hat³² — Wien war, und immer wieder Wien: das Wien seiner Jugend; Wien aus archäologisch-römischer Sicht („Vindobona“); das „befreite“ Wien aus britischer Perspektive („Free-Vienna“-London); das österreichische Kriegsgefangenenlager „Vienna“ im US-Staat Nebraska; Wien im Spiegelbild der russischen Familie seiner Gattin („Beha“ = russ. Wien); der spanische Bezirk „Viena“ im New Yorker Stadtteil Bronx; und schließlich Wien in der Person des geliebten Sohns während dessen (angeblichen) Ostasien-Aufenthaltes (Vientiane / Laos).³³ Fertig- und vorgestellt wurde dieser Gedichtband dann anlässlich eines erneuten Wien-Aufenthaltes des Dichters im Frühsommer 1990,³⁴ wobei auch mehrere weiterführende Projekte vereinbart wurden. Ein derartiges Projekt (gemeinsam mit dem Verfasser), die Übersetzung ins Englische von Gedichten Theodor Kramers, dem sich Brainin lebenslang eng verbunden gefühlt hatte, wurde in Angriff genommen und stand im Frühjahr 1992 kurz vor dem Abschluss. Leider erkrankte Fritz Brainin jedoch bei ab-

²⁷ Es ist nicht gesichert, ob Fritz Brainin sich vorher hat scheiden lassen (vgl. dazu das Gedicht „Spaziergang mit einer wahnsinnigen Frau“, in: *Das siebte Wien*, S. 106); laut Max Brainin fand keine Scheidung statt.

²⁸ Vgl. dazu Konstantin Kaiser, Von manchem Glück kuriert. Frederick Brainin, ein Lyriker aus Wien, in: *Die Presse*, 4./5. 4. 1987, S. IV.

²⁹ Am 4./5. März 1988.

³⁰ Damals wohnte Fritz Brainin 137–47 45th Avenue, 18M, Flushing, NY 11355, und hatte dem Verfasser am 6. 10. 1987 geschrieben: „[...] a room I ha[ve] just moved to“ (vgl. dazu auch das Titelgedicht „Das siebte Wien“, in: *Das siebte Wien*, S. 12, das vom Stadtteil Jamaica in Queens handelt).

³¹ Sowohl 1988 als auch 1990 wohnte Fritz Brainin im 4. Bezirk, Freundgasse 13/2.

³² Vgl. dazu Anm. 16.

³³ Letztere Angabe ist laut Max Brainin nicht zutreffend.

³⁴ Der Gedichtband „Das siebte Wien“ wurde anlässlich einer Feierstunde am 22. Mai 1990 im Alten Rathaus in Wien (DÖW) vorgestellt, wobei der Verfasser den Festvortrag hielt.

schließenden Redaktionsarbeiten in New York im Studio Edith Kramers, der Nichte Theodor Kramers, und starb in der Nacht vom 28. auf den 29. April 1992. Der Band mit dem Titel *Love in London*³⁵ wurde daraufhin vom Verfasser allein fertig gestellt und erschien 1995.³⁶

Vor 1938 galt Fritz Brainin in Österreich als „lyrische Hoffnung“,³⁷ nach 1945 dagegen lange als verschollen.³⁸ Insbesondere hatte „Balladeskes, mit einem Schuss Amerikanismus“³⁹ — wie z. B. die „Ozeanfliegerballade“⁴⁰ oder „Noah 1934“⁴¹ — in den frühen 30er Jahren Bewunderung ausgelöst,⁴² wobei u. a. Theodor Kramer zu den Gratulanten gehörte.⁴³ Allerdings muss diese Euphorie in der Rückschau relativiert werden; denn bei weitem nicht alle diese frühen Gedichte sind gelungen. Aber selbst angesichts der Tatsache, dass er sich im amerikanischen Exil anderen Vorbildern (u. a. Hemingway und Robert Frost)⁴⁴ zuwandte, hat der Dichter eine größere Anzahl seiner *jugendlichen* Werke, die er scheinbar selbst nicht mehr so recht schätzte, in den Sammelband *Das siebte Wien* aufgenommen. So ist zwar das Atmosphärische in „Höhensonne“ bemerkenswert, wenn es etwa heißt: „Die Sonne gleist; der Himmel blaut. / Die Krähe kreist; der Schnee, ergraut / am Hang, vereist im Nachtfrost, taut“,⁴⁵ auch Metaphern wie „antenneneinsam“, „flachdachunbekannt“, „straßentief“ in der dritten Strophe von „Im fünften Stock“⁴⁶ sind dichterisch hoch einzustufen, doch ragt insbesondere das Gedicht „Kohlenträger“⁴⁷ — dessen sachlich-atmosphärische Stimmungsmalerei Anklage an die Neue

³⁵ Theodor Kramer, *Love in London*, Riverside, Ca, 1995.

³⁶ Die Arbeitsteilung gestaltete sich teils recht schwierig, wie einem Brief Fritz Brainins an den Verfasser vom 26. 9. 1991 entnommen werden kann.

³⁷ Hahl, Das erste Gedicht stand in der AZ.

³⁸ Vgl. dazu Konstantin Kaiser, Fritz (Frederick) Brainin — „Arbeiterdichter“ im Exil, in: *Mit der Ziehharmonika* 3, 1986, 2, S. 3–6, hier S. 3.

³⁹ Hahl, Das erste Gedicht stand in der AZ.

⁴⁰ Die eherne Lyra, S. 34 (zuerst erschienen im Neuen Wiener Tagblatt Nr. 329, 29. 11. 1931, S. 28).

⁴¹ Ebenda, S. 40.

⁴² Vgl. dazu die Rezension von Gisela Berger, Neue Lyrik, in: *Neue Freie Presse*, Nr. 24362, 10. 7. 1932, S. 30, sowie Leopold Lieglers Kurz-Rezension in der Wiener Zeitung Nr. 137, 18. 5. 1936, S. 7.

⁴³ Vgl. Hahl, Das erste Gedicht stand in der AZ.

⁴⁴ Ebenda.

⁴⁵ Im Neuen Wiener Tagblatt Nr. 140 vom 22. 5. 1938, S. 27 (abgedr. in: *Das siebte Wien* [S. 35] als „Brennerpass '37“).

⁴⁶ Vgl. dazu „Im fünften Stock“ im Neuen Wiener Tagblatt Nr. 120, 1. 5. 1937, S. 29 (abgedr. in: *Stimmen der Zeit*, Wien–Leipzig 1938, S. 12, sowie unter dem Titel „Im sechsten [sic] Stock“, in: *Das siebte Wien*, S. 15).

⁴⁷ Alltag, S. 43 (auch veröffentlicht in: *Literarische Monatshefte* Nr. 3, Mai 1932).

Sachlichkeit und Theodor Kramers Lyrik während der Zwischenkriegszeit erkennen lässt — unter dieser frühen Lyrik heraus:

Der Kohlenträger geht krumm aus,
Im Winter, noch vor Tag.
Er schleppt den Sack ins kalte Haus,
Im nassen Keller pfeift die Maus
Und springt aus dem Verschlag.

Er leert den Sack; der Wassermesser tickt.
Der Morgenschnaps verraucht vor Frost im Hirn.
Er geht, hat er den Keller vollbeschiedt,
Zur Hauspartei, wo er sein Trinkgeld kriegt:
Den Rücken wund und schwarz die flache Stirn.

Ferner lässt ein Gedicht wie „Alter Herbst“ eine Frühreife erkennen,⁴⁸ die berechtigt, den jungen Brainin an die Seite des jugendlichen Erich Fried (1921–1988) zu stellen:⁴⁹ „Liebespaar, beide arbeitslos“ gehört nämlich zu den schönsten Liebesgedichten der deutschen Sprache, wenn es etwa heißt: „Lass dein Haar an meiner Wange ruhn, es riecht / So herb wie eine Wiese im Oktoberdunst. / Autos hupen fern; uns trifft kein Bogenlicht, / Mit den Lippen nur begreif' ich dein Gesicht — / Und das Sein trotz alledem als eine Gunst. / Geliebte.“⁵⁰

Anders als z. B. Heinz Carwin (*1920), ein Wiener Zeitgenosse des Dichters (im englischen Exil),⁵¹ hat Fritz Brainin nie aufgehört zu dichten und hat eine zweifelnde Rezensentin seines ersten Gedichtbandes, die sich nicht sicher war, ob bei so viel Talent das „Erbblühen oder Verlöschen des Funkens“ wahrscheinlicher sei, eines Besseren belehrt;⁵² indem es ihm gelang, den Funken in seinem

⁴⁸ Ebenda, S. 16 (auch veröffentlicht in: Literarische Monatshefte Nr. 1, Oktober 1929).

⁴⁹ Vgl. dazu ein jugendliches Liebesgedicht Erich Frieds (ohne Titel), abgedr. bei Jörg Thuncke, „Heut kämpf ich, dass ich morgen träumen lerne.“ Erich Fried im englischen Exil 1938–1945, in: Volker Kaukoreit / Jörg Thuncke (Hrsg.), 126, Westbourne Terrace. Erich Fried im Londoner Exil (1938–1945) — Texte und Materialien, Wien 2000, S. 30 sowie Anm. 89.

⁵⁰ Vgl. „Liebespaar, beide arbeitslos“, in: Literarische Monatshefte Nr. 9/10, 1932; ebenfalls — in leicht veränderter Form — als 2. Teil des Gedichts „Der Volksschüler“ (= „Hauptallee“) abgedr. in: Das siebte Wien, S. 21.

⁵¹ Fritz Brainin und Heinz Carwin (= Heinz Karpeles) waren beide mit Gedichten vertreten in dem in England erschienenen Sammelband: Mut. Gedichte junger Österreicher, London 1943: „Das Radiokonzert“ u. „Der Arbeitslose von Steyr“ (S. 12 f.) bzw. „Mut“, „Heimweh“, „Geiselhinrichtung in Frankreich“, „Anbruch nächtlichen Sturms“, „Regenwetter“ u. „Daniela“ (S. 31 ff.)

⁵² Vgl. dazu die Rezension von Gisela Berger (s. Anm. 42).

zweiten Lyrikband zu schüren und sich als sozial engagierter Dichter, voll brennendem Idealismus zu präsentieren, der kaum je ein Blatt vor den Mund nahm, wenn er das Elend in weiten Teilen der österreichischen Metropole anprangerte und die trostlose Lage der unterprivilegierten Klassen herausstrich, wie etwa in „Kindermärchen 1933“⁵³ bzw. in dem 4-strophigen Gedicht „Das eherne Zeitalter“:

Nachmittags fiel die Nacht ein vor der Zeit
Und durch den Nebel schien das Licht sehr weit.
Entfernt wie nie zuvor in diesem Jahr,
Das grau genug uns Arbeitslosen war.

Die Bogenlampen brannten trüb und kalt.
Uns fro'r'n die Fäuste, nackt im Sack geballt.
Die Stempelstelle spie uns trostlos aus,
Und frostig ward uns der Empfang zu Haus.

Die Decke feucht, vereist das Fensterglas,
Der Ofen kalt, wovor die Mutter saß
Mit kaltem Gruß und ehernem Gesicht,
Dass wir begriffen dieser Zeit Gewicht.
Und stumm verließen wir den öden Raum,
Die Witwe hörte unser Fortgehn kaum.
Und wieder schritten wir den Weg zusamm'.
Im Dunst verklärter ihr Gesicht verschwamm ...⁵⁴

Fritz Brainin war jedoch in den frühen 30er Jahren nicht nur sozial, sondern auch politisch engagiert und hielt nie mit seinen Ansichten hinterm Berg, was wohl — neben seiner jüdischen Abstammung — der Hauptgrund dafür war, dass er sich 1938 zur Emigration gezwungen sah; denn ein Gedicht wie „Deutsches Flugblatt“, erschienen in der Wiener Arbeiter-Zeitung im Frühjahr 1933, muss den in Deutschland gerade an die Macht gelangten Nazis geradezu ein Dorn im Auge gewesen sein:⁵⁵

⁵³ Die eherne Lyra, S. 43.

⁵⁴ Ebenda, S. 21.

⁵⁵ Wie der Autor in einem vom 15. 4. 1992 datierten Brief an den Verfasser schrieb, zog er „Deutsches Flugblatt“ den anderen in Anm. 59 genannten Gedichten vor („I prefer ‚Deutsches Flugblatt‘“).

Ich bin das Flugblatt Signal der Zelle,
 Das nie verstummt, wo Terror auch haust!
 Im Feld, im Werk, an der Stempelstelle,
 zerlesen, zerdrückt von der schieligen Faust —
 und weitergegeben, ein Satz allein:
 Wir waren, wir sind und wir werden sein!

Ich bin das Flugblatt in Hamburg, Essen,
 Köln, Leipzig, Berlin, das täglich erscheint!
 Gedruckt vom Heer der geheimen Pressen,
 verfolgt, beschlagnahmt vom blutigen Feind —
 Und killt ihr die Setzer, stampft ihr mich ein:
 Wir waren, wir sind und wir werden sein!⁵⁶

Abgesehen von der politischen Brisanz eines derartigen Gedichts zeichnete sich hier jedoch auch ein Problem ab; denn ähnlich anderen jungen österreichischen Dichtern der damaligen Zeit — man denke etwa an Jura Soyfer oder Erich Fried — gelang es Fritz Brainin nur in den wenigsten Fällen, seine kämpferische Einstellung in ästhetisch hochwertige Lyrik umzusetzen.⁵⁷ Obiges Gedicht kann nämlich fürwahr nicht als große Dichtung eingestuft werden und, das sei gleich angefügt, der Autor — hochgradig blauäugig wie viele andere Antifaschisten und Exilanten zu diesem Zeitpunkt — verkannte zudem völlig die damalige politische Lage.⁵⁸ Seine aggressive Haltung⁵⁹ direkt nach der Machtübernahme der Nazis — die sich in zahlreichen Gedichten aus dem Zeitabschnitt vom Frühjahr und Sommer 1933 dokumentieren lässt⁶⁰ — zeugt zwar, wie Konstantin Kaiser schrieb, von einem „optimistische[n] Pathos“ und ist „getragen von der Hoffnung, dass aus der schwersten Bedrückung die rascheste Befreiung hervor-

⁵⁶ In: AZ, 15. 10. 1933.

⁵⁷ Vgl. dazu Jörg Thuncke, Zwischen Kunst und Propaganda: Die politische Lyrik von Frederick Brainin und Jura Soyfer in der Wiener Arbeiter-Zeitung (1932–1934), in: Donald G. Daviau (Hrsg.), Jura Soyfer and His Time, Riverside, Ca 1995, S. 119–131.

⁵⁸ Vgl. dazu Hermynia Zur Mühllens Roman: Unsere Töchter, die Nazinen (1935) — Neuausgabe mit Anm., besorgt von Jörg Thuncke, Wien 2000, S. 130 f. bzw. S. 178, Anm. 10 —, wo ebenfalls die Rolle von Untergrundflugblättern stark überbewertet wurde.

⁵⁹ Vgl. dazu Kaiser, Von manchem Glück kuriert, S. IV.

⁶⁰ Vgl. dazu u. a. die folgenden Gedichte Brainins, die direkt nach der Machtübernahme in der Wiener Arbeiter-Zeitung erschienen: „Proletarische Trauerminuten“ (20. 3. 1933), „Salut“ (16. 6. 1933) u. „S.A.-Proleten“ (10. 9. 1933), wobei Letzteres erneut fatal an die Fehleinschätzung der politischen Situation bei Hermynia Zur Mühlen einige Jahre später erinnert (Unsere Töchter, die Nazinen, S. 119 bzw. S. 175, Anm. 11/12, sowie S. 130 bzw. S. 178, Anm. 9).

ginge, dass der Nationalsozialismus von innen geschlagen und sich durch seine Niederlage als das Vorspiel nur einer sozialen Erhebung erweisen würde“,⁶¹ blieb aber letztendlich — wie alle antifaschistischen Anstrengungen im Ausland — wirkungslos. Beim Erscheinen der *Ehernen Lyra* 1934 hatte sich dann diese Euphorie — wie ebenfalls von Kaiser hervorgehoben — auch bereits größtenteils verflüchtigt, wobei sich allerdings die aus der Niederlage resultierende „Gebrochenheit der Perspektive“ in Fritz Brainins Dichtung, die angeblich parallel lief zu einem „Aufbrechen der gängigen Lied- und Strophenformen“,⁶² nur punktuell nachweisen lässt.⁶³

*

⁶¹ Vgl. Kaiser, Von manchem Glück kuriert, S. IV; davon dass Fritz Brainin von diesem Optimismus — trotz aller Rückschläge — nie ganz geheilt wurde, zeugt das von Kurt Manschinger vertonte 4-strophige Gedicht „Das deutsche Lied der Freiheit“ (1942), das hier aus dem Nachlass (Literaturhaus, Wien) zum ersten Mal veröffentlicht sei:

Hört das Signal des unbekanntem Kameraden:
 Zum Appell vor Tag im Weltbefreiungskrieg:
 Marsch, Patrioten! Veteranen der Brigaden.
 Vorwärts! Für das Menschenbürgerrecht zum Sieg!
 Vorwärts! Für das Menschenbürgerrecht zum Sieg!

Frei ist der Geist, der gab Europa die Parole —
 Brüder, streikt von Oslo, Hamburg bis Athen!
 Merkt euch die Losung — Freiheits-Marsch von Pol zu Pole!
 Wenn zum Endgefecht wir auf die Straße gehen!
 Wenn zum Endgefecht wir auf die Straße gehen!

Ruhm euch von Island bis zur Serbenburg, Genossen!
 Heil euch Jüngern Niemöllers im Lager Christ!
 Salut auch Guerillas, unbesiegt vom Feind erschossen!
 Zeugen leben, dass die Welt euch nicht vergisst!
 Zeugen leben, dass die Welt euch nicht vergisst!

Vorwärts, mehr Licht! Beweist die eisernen Rationen:
 Bücher unverbrennbar im Tornistersack ...
 Wenn er gesiegt der Geist Vereinigter Nationen —
 Ein freies Volk auf freier Erde grüßt den Tag!
 Ein freies Volk auf freier Erde grüßt den Tag!

⁶² Kaiser, Von manchem Glück kuriert, S. IV.

⁶³ Vgl. dazu z. B. die folgenden Gedichte aus der *Ehernen Lyra*: „Romanze vom verlorenen Sohn“ (S. 12 ff.), „Gesang vom Menschen über Bord“ (S. 17) u. „Ballade von der Sühne des Paul Fritsch“ (S. 32 f.)

Viele der stark expressionistisch angehauchten⁶⁴ bzw. der Neuen Sachlichkeit⁶⁵ verpflichteten, oft epigonalen lyrischen Arbeiten Fritz Brainins aus den frühen 30er Jahren haben den Schock der faschistischen Machtergreifung in Österreich und die damit erzwungene Emigration und Auseinandersetzung mit der völlig anders gearteten Lebensweise in den Vereinigten Staaten nicht lange überdauert. Zwar mag es zutreffen, dass der Dichter damals u. a. seine Sachen packte, weil — wie er es etwas pathetisch im 4. Teil des Zyklus „S.S. Vulcania“ (= „Nuovo York“) ausdrückte — „[d]ie reine Flamme meiner Gedichte stand auf dem Spiel“,⁶⁶ aber bald schon stürzte er sich ins Getümmel von Manhattan, Brooklyn und der Bronx, benutzte zusehends amerikanische Ausdrücke, insbesondere, wenn ihm die passenden deutschen — was immer häufiger vorkam — fehlten bzw. der Sachverhalt sich auf Deutsch nicht richtig umschreiben ließ (vgl. dazu frühe linguistische Beispiele wie „Dysentery“, „Sandwich“, „Supermarket“ und „Subway“), wobei ihm der schöpferisch positive, in vieler Hinsicht aber auch zerstörerische Einfluss einer fremden Kultur und deren Sprache — das, was er einmal sehr treffend mit der Metapher vom „Geschlechtsverkehr von cultures“⁶⁷ umriss — bewusst war.

Es ist jedoch (immer noch) schwer, den Zeitabschnitt 1938 bis 1988 adäquat zu evaluieren, da Fritz Brainin während seines 50-jährigen Aufenthalts in den USA, d. h. vor dem ersten Nachkriegsbesuch in Wien, seine Gedicht-Veröffentlichungen nicht systematisch gesammelt hat, so dass die vom Verfasser aufgefundenen bzw. sich im Brainin-Nachlass in Wien⁶⁸ befindlichen Gedichte potenziell nur einen Bruchteil des während dieses Zeitraums publizierten lyrischen Werkes ausmachen könnten.⁶⁹ Allerdings ist es unwahrscheinlich, dass noch sehr viele

⁶⁴ Vgl. dazu z. B. die folgenden Gedichte: „Tauwetter“ (in: Literarische Monatshefte Nr. 1, Oktober 1929) u. „März“ (in: Neues Wiener Tagblatt Nr. 66, 7. 3. 1937, S. 25).

⁶⁵ Vgl. dazu z. B. die folgenden Gedichte: „Tennisplatz, Zentrumsnähe“ (in: Neues Wiener Tagblatt Nr. 182, 4. 7. 1937, S. 23), „Städtische Landschaftsstudie“ (in: Neues Wiener Tagblatt Nr. 335, 5. 12. 1937, S. 265) u. „Noah 1934“ (in: Die echerne Lyra, S. 40).

⁶⁶ Das siebte Wien, S. 40 (2. Strophe); dieses Gedicht wurde zuerst veröffentlicht unter dem Titel „Wien '38“ in der Zeitschrift Lynkeus (März 1982, S. 19), als Übersetzung aus dem Amerikanischen von H. Raimund; später dann auch in: Zehn Takte Weltmusik. Eine Lyrik-Anthologie des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, hrsg. v. Arno Reinfrank, Gerlingen, 1988, S. 47, ein Sammelband, in dem übrigens auch zwei englischsprachige Gedichte Brainins erschienen („Dyckman Street El-Stop '84“ u. „The Displaced Poet“ [S. 48 bzw. S. 49]); der Herausgeber hat deshalb in seiner Einleitung ausdrücklich darauf hingewiesen, dass Brainin versucht hat, sich auch „Englisch als Poesiesprache zu erobern“ (S. 14).

⁶⁷ Vgl. dazu den 1. Teil des Gedichts „Englisch-Klassenübungen“ (in: Das siebte Wien, S. 41).

⁶⁸ Der nicht sehr umfangreiche Brainin-Nachlass befindet sich im Wiener Literaturhaus, 7. Bezirk, Seidengasse 13.

⁶⁹ Fritz Brainin besaß nicht einmal Exemplare seiner beiden lyrischen Frühwerke; denn anlässlich seiner „Übersiedlungskrise“ im Herbst 1987 (Briefe an den Verfasser vom 20. 12. 1987 bzw. 9. 2. 1988) scheint vieles verloren gegangen zu sein.

neue, bisher unbekannte Gedichte auftauchen werden, da Brainin auch in den USA nicht eben sehr erfolgreich als Lyriker war: „I've watched my mailbox for a pigeon-white reply“, schrieb er einmal genervt Mitte der 80er, „from a mad poetry editor who buys my wit“ (in: „Poetry Writing Class For Emigrés“).⁷⁰

Definitiv das früheste (bisher) nachgewiesene lyrische Werk Fritz Brainins im amerikanischen Exil⁷¹ — abgesehen von dem 1942 von Kurt Manschinger vertonten Text „Das deutsche Lied der Freiheit“⁷² — ist das 1943 veröffentlichte Gedicht „Nazi-Polen“,⁷³ das in vieler Hinsicht ein *poem à clef* ist; denn des Autors lyrische Produktion verlief von diesem Zeitpunkt an oft zweigleisig, d. h. deutsche und englische Versionen eines Gedichts entstanden häufig parallel, wie an etlichen anderen Beispielen (s. u.) — allerdings meist aus einem späteren Zeitabschnitt — nachgewiesen werden kann (es ist müßig zu spekulieren, ob die Zwischenglieder weiterer Werke aus den 50er, 60er und 70er Jahren verloren gegangen sind). Da die englischsprachige, in einer amerikanischen Anthologie ebenfalls 1943 publizierte Version obigen Gedichts — mit dem Titel „Folk-song“⁷⁴ — bisher weitgehend unbekannt ist, sei sie hier vollständig wiedergegeben:

Oh the last hay's not in yet,
Potatoes lost in snow,
The cabbage crackling with green ice;
Cry to God oh! and woe!

The beggar wanders vaguely
With his empty sack;
The Black Death travels with him,
Riding on his bent back.

Should a girl go barefoot
With a basket on her head,
The winter bites her breast, and
By springtime she is dead.

⁷⁰ In: John Frost (Hrsg.), *The Art of Poetry. A Treasure of Contemporary Verse*, Santa Cruz, Ca, 1985, S. 214.

⁷¹ Fritz Brainins letzte in Österreich veröffentlichte Gedichte erschienen erst *nach* seiner Flucht 1938 im Anzengruber Verlag.

⁷² Vgl. dazu Anm. 14.

⁷³ Zuerst veröffentlicht in der *Austro-American Tribune* (New York) im August 1943 (vgl. dazu den Neu-Abdruck unter diesem Titel in: *Das siebte Wien*, S. 126, dort seltsamerweise als „Übersetzung“ [nach Berl Horowitz] deklariert).

⁷⁴ Der Untertitel lautet: „From Nazi-Poland“.

Should a boy munch an apple
To tickle his sweet tooth,
He comes down with typhus;
That soon shuts his mouth.

Down in the cornfield
Hear the mournful sound;
All the people are a-running,
The dysentery's going around.

Oh the last hay's not in yet,
Potatoes lost in snow;
The cabbage crackles with green ice,
Cry to God oh! and woe!

And after the beggar, Hunger,
Came Hitler's SS man;
He stopped in the tavern; that's where
The syphilis began!⁷⁵

Allerdings kann momentan — wie bereits oben angedeutet — die Existenz ähnlicher zweisprachiger Gedichte leider erst wieder ab den frühen 80er Jahren nachgewiesen werden (am Beispiel von „Glückseligs Antiquitäten: Ukrainische Puppe / Glückselig's Antique Shop: Ukranian Doll“⁷⁶ etwa), gleichwohl es auch in der Zwischenzeit entsprechende Doppelentstehungen gegeben haben mag. Auf jeden Fall hat Fritz Brainin seine frühe englischsprachige Lyrik Ende der

⁷⁵ In: Joy Davidman (Hrsg.), *War Poems of the United Nations*, New York 1943, S. 4 f.

⁷⁶ Siehe Klingsor, Buffalo, NY, 1982, S. 4 f.; der englische Text des Gedichts lautet:

Outer Shell
Emigrés' daughter: round face
brown hair parted neat in the middle,
of American lipstick a trace.

Inner Shell
Revealing Chagall before Hitler:
Red doll cheeks daubed in the wrong place,
Black lace boots to dance to the fiddler!

Innermost Shell
Lifting her bag to her shoulder
A steerage tanned woman (much older!)
Thrusting her belly with grace.

80er Jahre meist selbst ins Deutsche übertragen, um sie in den 1992 publizierten Sammelband *Das siebte Wien* zu integrieren. So wurde z. B. aus dem 1945 entstandenen Gedicht „Liberation Jump“⁷⁷ Teil 2 des Zyklus „1945: Besatzungszone Österreich“,⁷⁸ aus dem 1948 entstandenen Gedicht „P.O.W.-Camp Scottsbluff, Nebraska“⁷⁹ Teil 4 des Zyklus „Austrian P.O.W.-Camp: V-J Day“⁸⁰ und aus der 1986 entstandenen „Ballad of Leo Slezak“⁸¹ das Gedicht „Sowjet-Sektor“⁸², wobei speziell das eben genannte Kriegsgefangenenlager-Gedicht von besonderer Bedeutung ist, da es nunmehr möglich ist, die hierin und in einigen weiteren⁸³ Werken erwähnten Einzelheiten von Fritz Brainins einschneidenden Erlebnissen als Wächter in einem POW-Camp zu verifizieren und somit die faktische Authentizität dieser Lyrik zu untermauern. Ferner muss diesem Gedicht insofern zusätzliche Bedeutung zugemessen werden, als Fritz Brainin es Mitte der 80er Jahre — unter dem bedeutungsträchtigen Titel „Pessach Ben Jizchok Guarding an SS Man“ — als Beitrag für eine Lyrik-Anthologie des bewaffneten jüdischen Widerstands zur Verfügung gestellt hat.

The black birds on your shoulders, Johs,
Pick bread crumbs from your hand:
You are my prisoner but your crows
Wing freely 'bove fended land:
For every man feeds Freedom's ship
And even [N]azi you
And dogs all need companionship
And men are lonely too

I'm sitting in the shadow with
My gun out of the sun;
But if you try some dirty trick —
I plug you if you run:
For every man takes Freedom's ship
And even SS you
And dogs starve for companionship
And men get homesick too

⁷⁷ Vgl. dazu: *New Currents*, Dezember 1945, S. 5.

⁷⁸ Vgl. dazu: *Das siebte Wien*, S. 55.

⁷⁹ Vgl. dazu: *Poet's Magazine*, 1948.

⁸⁰ Vgl. dazu: *Das siebte Wien*, S. 66.

⁸¹ Vgl. dazu: *The Portable Lower East Side 3*, New York 1986, 1/2, S. 121 f.

⁸² *Das siebte Wien*, S. 59.

⁸³ Vgl. dazu die folgenden Gedichte: „Österreichisches Kriegsgefangenenlager 1945“ u. „Deutsches Kriegsgefangenenlager, Nebraska, 1945“ (in: Mimi Grossberg [Hrsg.], *Amerika im*

You kneeling in the sun with bird's
 Wings at your finger tip!
 Don't let it carry you away —
 My gun holds just one clip:
 A man daydreams of Freedom's ship
 And even cage bird you
 And dogs seek dog's companionship
 And men feel human too.

There are two ways of treating man —
 One is a bullet hole;
 The other one's American
 Leave him his totem pole:
 For every man sails Freedom's ship
 Even a sonofahun⁸⁴ like you
 And prisoners make in bird's worship
 And guards they get blues too⁸⁵

Und im Rahmen dieses Themas (= „zweisprachige Gedichte“) sei abschließend noch auf die Entstehungsgeschichte der „Ballade von der Hexe Hrdlickas“ hingewiesen, da gerade hieran sehr genau die Arbeitsweise des Dichters — insbesondere sein fortwährendes Feilen am eigenen Werk⁸⁶ — verfolgt werden kann. Das 1988 (nach seinem ersten Wien-Besuch) ursprünglich auf Englisch geschriebene Gedicht⁸⁷ wurde auf Deutsch zuerst 1989 in Salzburg (mit zahlreichen Druckfehlern) veröffentlicht⁸⁸ und ein Jahr später im Sammelband *Das siebte Wien*, dessen Primärteil abschließend, aufgenommen.⁸⁹

austro-amerikanischen Gedicht 1938–1978, Wien 1978, S. 50 f.), sowie den Zyklus „Vienna, Nebraska“ (Teile I–VI), in: *Das siebte Wien*, S. 63–68.

⁸⁴ In Analogie zu „son of a bitch“; „hun“ ist ein Schimpfwort für *den* Deutschen!

⁸⁵ Isaac Kowalski (Hrsg.), *Anthology on Armed Jewish Resistance 1939–1945*, Vol. 2, Brooklyn, NY, 1985, S. 342.

⁸⁶ Vgl. dazu Fritz Brainins handschriftliche Änderungen (Manuskript im Besitz des Verfassers) an dem Gedicht „Lot von Innsbruck 1938“ (in: *Das siebte Wien*, S. 123 f.), wie denn der Autor während der abschließenden Phase der Entstehung des Sammelbandes „Das siebte Wien“ ständig über mangelhafte editorische Unterstützung seitens der Herausgeber klagte.

⁸⁷ Von dieser Version liegt dem Verfasser ein unveröffentlichtes (zweisprachiges) Typoskript des Autors vor.

⁸⁸ Vgl. dazu: „Fritz Brainin: Ballade von der Hexe Hrdlickas“, in: *Salz 15*, Salzburg 1989, 57, S. 20, sowie — unter demselben Titel — in der Gedichtsammlung: *Earth Against Heaven — A Tiananmen Square Anthology*, hrsg. v. Walter Tonetto, Wollongong, Australien, 1990, S. 48; in leicht veränderter Version in: *Das siebte Wien*, S. 121.

⁸⁹ Ebenda, S. 121.

Ballade vom Übersetzer am Flughafen Wien⁹⁰

Where monitors give sleeping addicts an itch,
 rolled into Ponchos on Schwechat's departure deck,
 where only leashed police dogs love you witch
 for traces of Ararat's snow (translation: crack),
 there through the gate for my poor soul's X-ray
 I'll fly your trip on tape to JFK.

When sharply drops off Europe's tarmac shape
 to Swissair's music earphoned for relaxing
 (even Aeroflot's glasnost muse has on tape
 your Pirate Jenny sung by black Toya Jackson),
 o, deaf-mute turned blind passenger, I lose
 your Prague Spring jammed Václav Havel blues.

Wasn't our contract (with Vienna's underground press
 in '34 !) the freedom of poets to guard?

Like Irma Trksak, Czech code spy in the SS,
 and later J. Brodsky's fly at his mental ward?
 Like Mother Courage now hardened against Mao's death,
 Your stowaway's O-mask cure your shortness of breath!

L'envoi

A subway farebeater back in New York City
 I've met a shopping bag lady hooked on jazz
 while searching for a singer of your graffiti ...
 What remains: the translator's loneliness.

*

Es lohnt an dieser Stelle — insbesondere im Zusammenhang mit einigen weiteren POW-Gedichten Brainins⁹¹ —, kurz auf die Geschichte der Internierung deutscher Kriegsgefangener in POW-Lagern in den USA einzugehen, da seitens der Kritik immer wieder Zweifel geäußert worden sind, ob diese Gedichte Brainins auf eigenen Erfahrungswerten des Autors beruhen.⁹² Laut Hermann

⁹⁰ Deutscher Titel der zweisprachigen Version des Gedichts, dem Verfasser vom Autor von New York aus, nach dessen Heimkehr vom ersten Wien-Besuch im Juni 1988, übersandt; das Salman Rushdie-Motto: „Singende Hexen haben die Dichter ersetzt“ war dem Gedicht vorangestellt.

⁹¹ Es handelt sich hierbei um fünf Gedichte aus dem Zyklus „Vienna, Nebraska“, in: *Das siebte Wien*, S. 63–67.

⁹² Vgl. dazu Angaben ab Anm. 88.

Jung⁹³ — neben Arnold Krammer⁹⁴ einem der Experten auf diesem Gebiet — belief sich die Höchstzahl der nach den Vereinigten Staaten verschifften deutschsprachigen Kriegsgefangenen auf ca. 380.000, wobei zwei große Gruppen zu unterscheiden sind: „Afrika-Gefangene“ vom Frühsommer 1943 sowie die an der Westfront 1944/45 (d. h. nach D-Day) Gefangenen: „Die erste große Gruppe deutscher Soldaten geriet infolge der deutschen Niederlage in Nordafrika in amerikanischen Gewahrsam. Es handelte sich um rund 150.000 Mann, die überwiegend bei der Kapitulation der Einheiten der Heeresgruppe Afrika am 11. und 12. Mai 1943 in Gefangenschaft kamen.“⁹⁵ Ursprünglich waren die Tunesien-Gefangenen zwar von britischen und französischen Truppen festgesetzt worden, wurden dann jedoch aufgrund einer vorherigen Absprache mit den USA vom November 1942 in deren Gewahrsam übernommen und auf dem Wege über Sammel- und Durchgangslager von Einschiffungshäfen — vor allem Oran und Casablanca — auf dem Schiffswege in die USA transportiert. Insgesamt gelangten etwa 135.000 Afrika-Gefangene auf diesem Wege in die Vereinigten Staaten.⁹⁶ Ferner gerieten bei der Kapitulation der Heeresgruppe Afrika in Tunesien im Mai 1943 etwa 120.000 italienische Soldaten in alliierte Kriegsgefangenschaft, von denen ca. 43.000 in die USA transportiert wurden.⁹⁷ Bezüglich der deutschen Kriegsgefangenen in den USA ist wichtig zu vermerken, „dass etwa ein Drittel von ihnen in Nordafrika zu einem Zeitpunkt in Gefangenschaft geriet, in dem Deutschland von einem Zusammenbruch äußerlich wie innerlich noch weit entfernt war [...]“; denn „[d]ie deutschen Afrika-Verbände gehörten zu den Eliteeinheiten der deutschen Wehrmacht und nahmen in der Gefangenschaft auch nach der Niederlage in Tunesien nicht das Gefühl soldatischer Unterlegenheit mit. Ihre soldatische Ordnung war weitgehend erhalten geblieben. Und von ihnen wurde daher auf lange Zeit das Leben in den Kriegsgefangenenlagern in den USA geprägt.“⁹⁸

Zur Bewachung der Lager in den USA⁹⁹ wurden bereits ab September 1941 so genannte „Corps of Military Police“ („Militärpolizei-Korps“) gebildet, und diesen CMPs wurden Lagerkommanden von dem für alle US POW-Lager zuständigen Provost Marshal General zugeordnet: „Zunächst wurden den Lagern

⁹³ Hermann Jung, Die deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischer Hand, Bielefeld-München 1972, insbes. Kapitel I: „Die Herkunft der deutschen Kriegsgefangenen in den USA“ (S. 5–9) u. Kapitel II: „Das Kriegsgefangenenwesen in den USA“ (S. 11–22).

⁹⁴ Vgl. dazu Anm. 21.

⁹⁵ Jung, Die deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischer Hand, S. 7.

⁹⁶ Vgl. dazu Statistiken bei Jung, Die deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischer Hand, S. 8.

⁹⁷ Ebenda, S. 9.

⁹⁸ Ebenda.

⁹⁹ Zur Errichtung der POW-Lager in den USA vgl. Jung, Die deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischer Hand, S. 12–25.

für je 1.000 Gefangene eine ‚Military Police Escort Guard Company‘ [...] in Stärke von drei Offizieren und 132 Mann zugeteilt. Wegen des Mangels an ausgebildetem Personal wurden vom Jahre 1943 an ‚limited service personnel‘ (‚beschränkt diensttauglich‘) zu den CMP-Kompanien eingezogen.“¹⁰⁰ Die Wachmannschaften versahen ihren Dienst auf Wachtürmen und am Lagertor sowie auf dem Wege zur und während der (meist landwirtschaftlichen) Arbeit.

Wichtig ist nun in diesem Kontext die ideologische Ausrichtung sowie politische Einstellung der aus Nordafrika stammenden und in den USA internierten POWs. Arnold Krammer hat diesen Themenbereich ausführlich untersucht, wofür hier u. a. Bezug genommen wird.¹⁰¹ Zwar waren bei weitem nicht alle Afrika-Korps-POWs fanatische Nazi; es trifft jedoch wohl zu, dass „approximately 40 percent of the prisoners could be considered pro-Nazi“ und dass von diesen „between 8–10 percent were judged to be fanatic, and about 30 percent were deeply sympathetic“.¹⁰² Hinzu kam die mangelnde Qualifikation des amerikanischen Wachpersonals,¹⁰³ „generally unprepared to deal with the ideological chaos brewing on the other side of the fence“.¹⁰⁴ Da die Vereinigten Staaten sich hinsichtlich der Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen streng an die Genfer Konvention hielten,¹⁰⁵ sowie aufgrund „the government’s desire to insure tranquility and discipline within the camps [they placed] power in the hands of politically inspired spokesmen or the German military hierarchy“, „one further reason — perhaps the most significant — for the rapid increase in Nazi influence [in den POW-Lagern]“,¹⁰⁶ insbesondere jedoch, da die ersten nach den USA ver-

¹⁰⁰ Ebenda, S. 26.

¹⁰¹ Vgl. hier Kpt. 5: „Wrestling for the Tiller“, in: Arnold Krammer, Nazi Prisoners of War in America, New York 1979, deutsche Übersetzung: PW Gefangene in Amerika, Stuttgart 1982, S. 147–188, sowie Anm. dazu S. 290–300.

¹⁰² Ebenda, S. 149.

¹⁰³ Vgl. dazu Arnold P. Krammer, German Prisoners of War in the United States, in: Military Affairs 40, April 1976, S. 68–73, hier S. 69, wo es u. a. heißt: „Competent personnel, however, were in short supply [...] and the Army Service Forces often utilized its least necessary (or qualified) personnel — recently retired officers, or those destined for a terminal or ‚dead end‘ appointment. [...] The shortage of qualified personnel, complicated by the critical lack of German and Italian-speaking administrators, [...] led to a morale problem [...]“; s. ferner ders., When the Afrika Korps Came to Texas, in: Southwestern Historical Quarterly 80, Januar 1977, 3, S. 247–282, hier S. 249, sowie Angaben von Mr Steve Sorok, einem ehemaligen Postboten („mail carrier“) im Lager „Scottsbluff“, der vom „Service Command Unit 4752“ berichtete: „The signature of the camp was Service Command Unit 4752, but we always ridiculed it as ‚Sick Crippled & Useless‘ because most of these men were either of limited service or limited assignment.“

¹⁰⁴ Krammer, Nazi Prisoners of War in America, S. 149 sowie S. 151; hierzu zählten insbes. auch Sprachprobleme (s. ebenda, S. 150 u. Anm. 98).

¹⁰⁵ Ebenda, S. 153.

¹⁰⁶ Ebenda, S. 161.

schiffen Afrika-Korps-POWs „were among the most thoroughly indoctrinated Nazis“,¹⁰⁷ „[who] established the political pattern within the camps [and] [...] controlled the later, less Nazified, arrivals,“¹⁰⁸ wurde die Situation in den Lagern während des Zeitraumes 1944/1945 (s. u.) teilweise dermaßen explosiv,¹⁰⁹ dass Einzelheiten auch an die Öffentlichkeit drangen (so berichtete z. B. ein bekannter Journalist des *Boston Globe* darüber in der Zeitschrift *Atlantic Monthly*,¹¹⁰ die deutsch-jüdische Presse in den USA schlug Alarm,¹¹¹ die bekannte Publizistin Dorothy Thompson intervenierte im Weißen Haus, Vicky Baum schrieb darüber eine Kurzgeschichte in *Collier's*¹¹² und Ernst Lothar gar einen ganzen Roman¹¹³). Im November 1944 wurde eine offizielle Untersuchung des Terrors in den POW-Camps unter der Leitung von Harvard Professor Warren A. Seavey eingeleitet, dessen Ergebnisse jedoch vom US Verteidigungsminister Henry Stimson — im Gegensatz zu Innenminister Cordell Hull — verworfen wurden.¹¹⁴ Erst gegen Kriegsende wurden ernsthafte Maßnahmen zur Lösung dieses Problems ergriffen, nachdem der Provost Marshal General, Archer L. Lerch, bereits im Frühjahr 1945 eine Konferenz der Lagerkommandanten einberufen hatte, um der Lage Herr zu werden, wobei sich herauskristallisierte, dass erstens „[t]he success obtained by the Nazis with the camps [...] often created a totalitarian environment in the prisoner system“¹¹⁵; zweitens „the government was painfully aware of the politically-motivated terrorism wielded by the *Afrika-Korps* captives“; und drittens „the Army's initial efforts to curb these activities had proven largely ineffective“.¹¹⁶ In der Zwischenzeit (September 1943 bis Frühjahr

¹⁰⁷ Ebenda, s. dazu auch Krammer, *German Prisoners of War in the United States*, S. 70: „The final complication regarding the political leadership within the camps, and perhaps the most significant, concerns the fact that the first large body of prisoners to arrive in the United States, and consequently, those around whom the camp structures were designed and those to whom all later arrivals would be forced to submit, were the most indoctrinated Nazis.“

¹⁰⁸ Ebenda, S. 162.

¹⁰⁹ Vgl. dazu insbes. ebenda, S. 170, bzgl. „tribunals“, „kangaroo courts“ u. „executions“.

¹¹⁰ James H. Powers, *What to Do with the German Prisoners*, in: *Atlantic Monthly*, November 1944, S. 46–50.

¹¹¹ So z. B. der Herausgeber der *Neuen Volkszeitung*, Gerhart Seger; vgl. dazu auch die Beiträge: *Editor Says Nazis Kill Captives Here u. The Gestapo in America*, in: *New York Times*, 24. Februar 1944, S. 9, bzw. 18. Januar 1945, S. 18.

¹¹² Vicky Baum, *Land of the Free*, in: *Collier's*, 19. August 1944, S. 11 f. u. 40 f., wo es zu Beginn in einer Art Zusammenfassung heißt: „Do we know how to treat German prisoners? Are we stamping out their fanatical belief in their Fuehrer? Here Vicky Baum [...] again makes use of the underground to draw a terrifying picture of the captive Nazi.“

¹¹³ Ernst Lothar, *Heldenplatz*, Cambridge, Ma, 1945; engl. Übersetzung: *The Prisoner*, Garden City, NY, 1945.

¹¹⁴ Krammer, *Nazi Prisoners of War in America*, S. 166.

¹¹⁵ Krammer, *German Prisoners of War in the United States*, S. 70.

¹¹⁶ Krammer, *Nazi Prisoners of War in America*, S. 168.

1944) wuchs der Terror in vielen Lagern jedoch weiter an, und unkooperative Insassen fühlten sich nicht nur bedroht, sondern befanden sich gelegentlich sogar in echter Lebensgefahr.¹¹⁷ Krammer berichtet von „seven celebrated Nazi-inspired murders“ und verleiht der Meinung Ausdruck, dass „there is no way of knowing with any certainty exactly how many prisoners died as the result of the struggle between Nazis and anti-Nazis within the camps“;¹¹⁸ denn „many of the German prisoners were assaulted, executed, or driven to suicide by the Nazi minorities in the POW communities [due to the fact] that the War Department had inadvertently allowed a portion of the POW control to slip into the hands of a small fanatical element“,¹¹⁹ „a reign of terror“, das acht Monate andauerte,¹²⁰ gelegentlich auch nicht vor jüdisch-stämmigem US Wachpersonal Halt machte¹²¹ und oft erst mit der Verlegung von besonders fanatischen Nazis in das Speziallager Alva, Ok, endete.¹²²

Das POW-Lager „Scottbluff“ im äußersten südwestlichen Zipfel („pan-handle“) Nebraskas (das dem „Seventh Command“ in Omaha, Ne, unterstand), direkt an den Eisenbahnlinie nach Cheyenne, der Hauptstadt von Wyoming,¹²³

¹¹⁷ Ebenda, S. 169; vgl. dazu auch das Kpt. „Flucht vor der Erinnerung“ in Ernst Lothars Roman *Heldenplatz*, S. 13–56, hier S. 30–33 u. 48–51, wo der Held, Anton Fritsch, sich in Colorado (Fort Carson) einem lagerinternen NS-Femegericht ausgesetzt sieht.

¹¹⁸ Ebenda, S. 173.

¹¹⁹ Ebenda, S. 173 f.

¹²⁰ Vgl. dazu u. a. Russell Porter, *Prison Camp Rid of Nazi Terrorism*, in: *New York Times*, 16. Januar 1945, S. 1 u. S. 13, sowie ders., *Violence is Ended in Prisoner Camps*, in: *New York Times*, 18. Januar 1945, S. 5; s. dazu ferner Krammer, *German Prisoners of War in the United States*, S. 70 f.: „One of the results of this lack of common sense in dealing with German POWs was a reign of violence which lasted approximately eight months, from September 1943 to April 1944, by the rather large segment of fanatical Nazis. Within that period, 6 murders, 2 forced suicides, 43 ‚voluntary‘ suicides, a general camp riot, and hundreds of localized acts of violence occurred in a number of camps.“; sowie Merrill R. Pritchett/William L. Shea, *The Afrika Korps in Arkansas*, in: *The Arkansas Historical Quarterly* 37, Frühjahr 1978, 1, S. 3–22, hier S. 12.

¹²¹ Vgl. dazu einen Ausschnitt aus einem Beitrag von George W. Herald: *Our Nazi War-Prisoners*, in: *Pic Magazine*, 6. Juni 1944, S. 13 f., da dieser besonders relevant für das unten interpretierte Gedicht von Fritz Brainin ist: „The other day, several captives started teasing and vexing some of our guards because of their *Jewish descent* [Hervorh. durch d. Verf]. The guards were finally withdrawn, not as a concession to racial prejudice but in order to avoid any incident which could serve as a pretext for retaliation against American soldiers, Christian and Jewish [d. h. US-Kriegsgefangener in Nazi-Deutschland].“, zudem wurden die Wächter angewiesen, „to ignore all insults and provocations“ und „[not to] lose patience and threaten the prisoners“.

¹²² Krammer, *Nazi Prisoners of War in America*, S. 178 u. S. 180 (ab Juli 1943); vgl. dazu auch folgenden Beitrag: *Prisoner Separation Urged*, in: *New York Times*, 14. Juni 1944, S. 18.

¹²³ Es handelte sich hierbei um die so genannte „CB & Q Line“ (= Chicago, Burlington & Quincy); vgl. dazu auch Joe (Joseph) Fairfields „Notes & Reminiscences on the Scottsbluff, Nebraska P.O.W. Camp“, 25. Januar 1991 (unveröffentlicht), wo es u. a. heißt: „There was no train station or siding between Scottsbluff and Minatare, although a county road did run from the railroad

„was activated May 4, 1943, as an ‚Internment Camp‘ under the command of Lieutenant Colonel Clyde B. Dempster.“¹²⁴ Es handelte sich dabei um ein ziemlich umfangreiches, komfortables Barackenlager, das — wie viele andere POW-Lager auch — vom Volksmund als „Fritz Ritz“ bezeichnet wurde.¹²⁵ Nachdem das Lager von Scottsbluff auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens eingerichtet worden war,¹²⁶ wurden dort bereits Anfang Juni 1943 italienische POWs aus Nordafrika interniert,¹²⁷ die — wie später auch die deutschen Kriegsgefangenen — beim Ernteeinsatz tätig wurden.¹²⁸ Ab Mai 1944 wurden diese italienischen POWs dann durch deutsche Kriegsgefangene von Rommels ehemaligem Afrika-Korps ersetzt,¹²⁹ wie es in einer Verlautbarung der örtlichen Zeitung von Scottsbluff — dem *Star-Herald* — hieß: „The Seventh Service command announced Thursday that the prisoners of war camp at Scottsbluff has been designated as a camp for captured German soldiers, replacing Italians. [...] The command said that the first contingents of Germans had already arrived at Scottsbluff.“¹³⁰ Diese ersten deutschen POWs, Elitetruppen aus Nordafrika, verhielten sich genau so, wie in Krammers Studie beschrieben: „The Nazis at the

tracks to the camp. The camp was located only about a mile north of the track. As they [die POWs] were marched off the train, I noticed they were clad in their African campaign dress, just as they were captured, that is in shorts.“

¹²⁴ Vgl. Ralph Spencer, Prisoners of War in Cheyenne County, 1943–1946, in: Nebraska Historical Magazine 63, Herbst 1982, 3, S. 438–449, hier S. 440.

¹²⁵ Vgl. dazu Krammer, When the *Afrika Korps* Came to Texas, 3, S. 247–282, hier S. 252.

¹²⁶ Vgl. dazu Fairfields „Notes & Reminiscences on the Scottsbluff, Nebraska P.O.W. Camp“, die teilweise auch auf Erinnerungen seiner verstorbenen Mutter, Mrs. E. B. Fairfield (Minatare, Ne), aus dem Jahre 1978 zurückgehen: „At that time [= 1939] that area, NW ¼ Sec. 34, Township 22, Range 54W, or about 3 miles east and one south of Scottsbluff, was used as the Scottsbluff airport.“

¹²⁷ Vgl. dazu: Three Camps Allocated; Men at Scottsbluff, in: *Star-Herald* Nr. 291, Jg. 52, Scottsbluff 6. Juni 1943: „Several hundred Italian prisoners have arrived at an internment camp built at Scottsbluff“, u. Italians Taken in Africa War Interned at Scottsbluff Camp [incl. photos], in: *Star-Herald* Nr. 307, Jg. 52, Scottsbluff 25. Juni 1943.

¹²⁸ Prisoners of War Will Be Available on Farm, in: *Star-Herald* Nr. 275, Jg. 53, Scottsbluff 8. Mai 1944; vgl. dazu später auch: Farm Labor, Inc., Would Keep Germans Here to Labor in Beet and Potato Fields, in: *Star-Herald* Nr. 165, Jg. 55, Scottsbluff 15. Juni 1946.

¹²⁹ Zu Einzelheiten des Lagerlebens im POW-Camp „Scottsbluff“ vgl. die dortige Lagerzeitung „Scheinwerfer“ (s. dazu Karl John Richard Arndt, Microfilm Guide and Index to the Library of Congress Collection of German Prisoner of War Camp Papers Published in the United States of North America from 1943 to 1946, Worcester, Ma, 1965: Teil I: S. 41 f.; Bd. 46 / Nr. 58–66: *Scheinwerfer* [Camp Scottsbluff, Nebraska] = 15. Mai 1945; Juni 1945; Juli 1945; August 1945; Oktober 1945; 1. November 1945; 15. November 1945; 1. Dezember 1945; 15. Dezember 1945. Teil II: S. 56: Nebraska: Camp Scottsbluff: *Scheinwerfer*, Rolle 12; s.o. S. 58–66, LC Bd. 46. Teil III: S. 62: Camp Scottsbluff: *Scheinwerfer*, Rolle 12; s.o. S. 58–66, LC Bd. 46).

¹³⁰ Reveal Germans Are Based at Camp Here, in: *Star-Herald* Nr. 275, Jg. 53, Scottsbluff 8. Mai 1944.

Scottsbluff Prisoner of War camp are a breed of men showing little in common with the Italians who preceded them. [...] All are enlisted men [...]. These Nazis are strong and tough [...]. All of the prisoners came here from other camps. Those who were captured in the North African campaign naturally would be expected to have become acclimated to their new lives. But others now here were captured more recently in Italy. [...] Most of the prisoners appear to be young men, mostly in their twenties. [...]“¹³¹ Spätere, nach Beginn der Invasion in Italien und der Normandie gefangen genommene POWs wurden von den Afrika-Korps-Gefangenen dominiert,¹³² und es kam auch im Lager „Scottsbluff“ zu ernsthaften Zwischenfällen: „Two German prisoners of war accused of assaulting a fellow prisoner with a dangerous weapon have been sentenced by a general court martial held at the Scottsbluff P.O.W. camp where the incident occurred on Aug. 11.“¹³³ Mitte 1946 wurde dann die Repatriierung eingeleitet,¹³⁴ die Anfang 1947 abgeschlossen wurde.¹³⁵ Von dem Lager ist — außer einigen Baracken in Scottsbluff und Umgebung — nichts übrig geblieben.¹³⁶

Mittels der obigen Ausführungen über POW-Lager in den Vereinigten Staaten während des Zweiten Weltkrieges generell und dem Lager „Scottsbluff“ in Nebraska speziell ist es nunmehr möglich, eine Interpretation von Fritz Brainins Gedicht-Zyklus „Vienna, Nebraska“ (Teile I–VI)¹³⁷ in *Das siebte Wien* in Angriff zu nehmen, die bisher aufgrund fehlender topografischer und historischer Angaben so nicht möglich war. Dabei lässt das erste Gedicht in diesem Zyklus, „Der Wärter“, einmal mehr den Verdacht aufkommen — was auch von der Chro-

¹³¹ Douglas H. Stanton, Germans in Prison Camp Here Taciturn and Cling to Military Bearing; Smiles Are Rare, in: *Star-Herald* Nr. 289, Jg. 53, Scottsbluff 5. Juni 1944.

¹³² M. W. Downie, German Prisoners of War Here Resigned to Defeat of Reich, Turn to Religion in Time of Adversity, in: *Star-Herald* Nr. 192, Jg. 54, Scottsbluff 13. Februar 1945.

¹³³ War Prisoners Get Sentence, in: *Star-Herald*, Nr. 74, Jg. 54, Scottsbluff 26. September 1944.

¹³⁴ Nazi War Prisoners Soon to Start Home, in: *Star-Herald* Nr. 165, Jg. 55, Scottsbluff 15. Juni 1946.

¹³⁵ POW's in Process of Evacuation Here: Going to West Coast, in: *Star-Herald* Nr. 169, Jg. 55, Scottsbluff 19. Juni 1946: „All German prisoners of war under the Scottsbluff Prisoner of War camp will be enrooted to Europe by next Wednesday. [...] Present schedules call for the prisoners here to be shipped out at the rate of approximately 750 daily through Jan. 23. The first left Thursday, another Friday. They are being sent to the West coast for shipment to Europe by way of the Panama Canal [...].“

¹³⁶ Fairfield, Notes & Reminiscence on the Scottsbluff, Nebraska P.O.W. Camp: „Only a few foundations and the scant outline of roads are all that remain of the Scottsbluff camp today. For a few years after the removal of the buildings it was used as the garbage dump for the city of Scottsbluff.“

¹³⁷ Es handelt sich hierbei um die Gedichte: „Der Wächter“, „Der Fußballspieler“, „Der Organist“, „Der Navigator“, „Japanischer Dolmetsch“ u. „Mexiko“, in: *Das siebte Wien*, S. 63–68.

nologie her passen würde¹³⁸ —, dass Brainin vielleicht doch, wenn nicht bei der Landung alliierter Truppen in der Normandie im Juni 1944, wie er wiederholt behauptet hat, sondern vielmehr als „Guard“ auf einem der Truppschiffe mit Afrika-Korps-Gefangenen eingesetzt worden war, POWs, die nach der Kapitulation der Einheiten der Heeresgruppe Afrika am 11. und 12. Mai 1943 in den darauf folgenden Wochen von Oran und Casablanca aus nach den USA transportiert wurden:

Und wieder die Sträflingspilgersonne im Spektakel
der Möven, nachdem der Dunst im Wind hat sich verzogen ...
Und noch immer die ferne Geste ihrer Fackel,
in deren Zeichen man füllt aus den Fragebogen.

Mit meinem MPs Chow im Schoß am Bug vorn sitzend
übergeh im Geiste ich (wie zum ersten Mal!)
sie sichtigend als ein Juden-Flüchtling in Steerage schwitzend ...
dieses Mal im Anblick ihres Riesenrückens real:

Den Küchenrauch von Hafenbars begrüß ich sehr
für jede Menschenrasse jeder Farbenhaut!
Ein rotes Kabriolett am Pier, das rollt einher,
könnt ich mir leisten auf Abzahlung, würd ich abgebaut.

Was mir verbleibt jetzt ist ihr grüner Abschiedssong,
wo wieder nach Europa fliegende Klipper dröhnen!
Hinter ihrer Rückseite träumend *I belong*
Mit Kriegsgefangenen uns an Freiheiten zu gewöhnen!

Obwohl letztendlich keine wirklich zwingenden Schlussfolgerungen aus den obigen Angaben gezogen werden können, ist doch erstaunlich, was in diesen wenigen Verszeilen angedeutet wird; denn ganz offensichtlich haben wir es hier mit einem jüdisch-amerikanischen Militärpolizisten (MP = „military police“) zu tun, der sich als Emigrant bzw. Flüchtling zu erkennen gibt („I belong“). Er befindet sich an Bord eines Frachtschiffes („am Bug“) bei dessen Ankunft in einer nord-amerikanischen Hafenstadt („Hafenbars“) — entsprechend den Angaben in Vers 1 & 2 kann es sich eigentlich nur um New York handeln — und bewacht (deutsche) Kriegsgefangene bei der Registrierung,¹³⁹ die im Zwischendeck („steer

¹³⁸ Das oben erwähnte Gruppenfoto der Ausbildungseinheit Frederick Brainins in Ft. Bragg, North Carolina, datiert vom 20. März 1943.

¹³⁹ Vgl. dazu das Bildmaterial bei Kramer, *Nazi Prisoners of War in America*, S. 7–12 u. S. 20–24.

ge“ ist in diesem Kontext ein sehr gezielt gewähltes Wort)¹⁴⁰ nach den USA transportiert worden waren. Dabei überschneiden sich zwei Erlebnisebenen: Einerseits — wenn man Krammers detaillierte Ausführungen in Kapitel 1 („From Capture to Camp“) von dessen Monografie über deutsche Kriegsgefangene in den USA vergleicht,¹⁴¹ ergibt sich — trotz aller dichterischen Freiheit — eine weitgehende Übereinstimmung mit den historischen Fakten derartiger Gefangenentransporte: die POWs kamen nämlich zunächst in Auffanglager („reception centers“ bzw. „processing centers“) in Casablanca, Marrakech und Oran,¹⁴² wo sie registriert wurden¹⁴³ und ihnen eine Nummer zugeteilt wurde („serial number“),¹⁴⁴ wobei sich auch bereits hier der Mangel an Dolmetschern gravierend auswirkte und deutschsprachige MPs — wie Brainin — sicher sehr gefragt waren.¹⁴⁵ Und bei dem „grüne[n] Abschiedssong“, den die gefangenen Soldaten bei der Ankunft in den USA sangen, wird es sich wohl um das bekannteste aller deutschen Soldatenlieder, nämlich Ludwig Uhlands 1809 entstandenes, von Friedrich Silcher 1823 vertontes Gedicht „Ich hatt’ einen Kameraden“ gehandelt haben,¹⁴⁶ worauf Brainins Zitat (in „Mexiko“; s. u.) aus dem während des Ersten Weltkrieges entstandenen Einschießel (Verballhornung) „Die Vöglein im Walde, / die singen so wunder-, wunderschön, / in der Heimat, in der Heimat, / da

¹⁴⁰ Ebenda, S. 15: „Authority on board ship was maintained by American military police [...]“

¹⁴¹ Ebenda, S. 1–42.

¹⁴² Ebenda, S. 3.

¹⁴³ Ebenda, S. 4 f.: „And the forms came next. Each prisoner was required to fill out a three-page form (a variation of the Army’s Basic Personnel Record), which requested his personal and medical history, fingerprints, serial number, an inventory of his personal effects, and information about his capture [...]. This form became his permanent record and copies were forwarded to the International Red Cross and Swiss authorities [...]“

¹⁴⁴ Ebenda, S. 4.

¹⁴⁵ Ebenda, S. 5.

¹⁴⁶ Ich hatt’ einen Kameraden,
einen bessern findest du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
Im gleichen Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt’s mir oder gilt’s dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen
Als wär’s ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad’,
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew’gen Leben
Mein guter Kamerad.

gibt's ein Wiederseh'n" (grün ist bekanntlich die Farbe der Hoffnung!) deutlich hinweist.¹⁴⁷ Andererseits hat Brainin in diesem Gedicht ganz offensichtlich seine eigene Ankunft in den USA, fünf Jahre zuvor, verarbeitet („wie zum ersten Mal!“): Denn die Fackel weist gezielt auf die „Statue of Liberty“ in der „Upper New York Bay“ hin, die jeden Ankömmling per Schiff, und insbesondere natürlich Einwanderer und Flüchtlinge, begrüßt(e) („als ein Juden-Flüchtling in Steerage schwitzend“), die von Ellis Island aus — dem traditionellen Einwanderungszentrum von New York zur damaligen Zeit¹⁴⁸ — lediglich den „Riesentrüben“ der nach Osten schauenden „Statue of Liberty“ erkennen konnten.¹⁴⁹ Und diese Zeilen beweisen ferner, dass sich Brainin 1943 bereits als Amerikaner fühlte („*I belong*“ / kursiv im Original), sich jedoch — wie auch die Kriegsgefangenen — weiterhin an die neu gewonnenen Freiheiten gewöhnen musste.

Wesentlich eindeutiger lassen sich die Angaben des zweiten Gedichtes aus Brainins „Vienna, Nebraska“-Zyklus anhand der historischen Vorgaben überprüfen und interpretieren:

Jeden Morgen, wenn der Feldarbeitertransport
den Stacheldrahtausgang des „Stalag Wien“ passiert
mit Afrika-Korps-Tirolern müd vom Fußballsport,
wo sich Nebraskas Scottsbluff scharf ins Licht liniert,

dann jedes Mal (wenn die Gefangenenkarawane
früh am tollen Hundestall vorbeierollt)
erbleicht ein junger Werther im Verfolgungswahne
weltschmerzlicher Ängste, wann die Bestie grollt.

(Im Anschluss-März bellt wütend die SS an Wiener
Türen! Die Mutter ihren Dichtersohn versteckt ...)
Mit meiner linken Faust halt ich den Karabiner,
den rechten Daumen zur Passierung ausgestreckt.
O, Afrika-Korps-Bub unter Wüstenluftdrucklast,
das gelbe Mal am Zwilchhemd wie ein Judengespens:
Ich bin es nicht, der Bluthund ists, der dich tief hasst,
wo du jetzt täglich durch dein eigenes Ghetto rennst.

¹⁴⁷ Vgl. dazu Strophe 3, Zeile 2 von „Mexiko“, in: Das siebte Wien, S. 68.

¹⁴⁸ Vgl. dazu Pamela Reeves, Ellis Island — Gateway to the American Dream, New York 1991.

¹⁴⁹ Die 1886 errichtete „Statue of Liberty“ ist 33,86 Meter hoch und liegt auf einer kleinen Insel (Bedloe's Island) zwischen Governors Island und Jersey City in der Upper New York Bay und ist von Battery Park in Lower Manhattan gut zu erkennen.



Blick vom Wasserturm über das POW-Lager „Scottsbluff“ (1978)

Foto: Joe Fairfield Collection (Bridgeport, Nebraska, USA)

Es handelt sich bei diesen sehr persönlichen Versen des Dichters („ein junger Werther“) über seine Zeit als Lageraufseher in Nebraska um diejenigen, welche von allen sechs Zyklusteilen am klarsten seine Verletztheit als jüdischer Flüchtling aus Wien ausdrücken („Im Anschluss-März“ etc.), sowie sein Leiden an und unter den verbalen Attacken seitens hartgesottener NS Afrika-Korps-Gefangener („wann die Bestie grollt“); gleichzeitig aber sind sie auch ein Hinweis auf die vertauschten Rollen im POW-Lager „Scottsbluff“ („dein eigenes Ghetto“). Zwar ist es falsch, wenn der Dichter von einem Lager für (nur) österreichische Kriegsgefangene spricht („Stalag Wien“): Das hat es so nicht gegeben. Und nirgends — weder in der Sekundärliteratur noch auf irgend einem der vielen Fotos bei Kramer — ist ersichtlich, dass die deutschen POWs, ähnlich den Juden im Dritten Reich, eine Art gelbe Markierung tragen mussten: die offizielle Lagerbekleidung — sowohl Ober- als auch Unterteil — wurde lediglich durch die großen hellen Buchstaben PW identifiziert.¹⁵⁰ Es trifft andererseits jedoch durchaus zu, dass die bevorzugte körperliche Betätigung der POWs das sonntägliche Fußballspiel war¹⁵¹ und dass sie regelmäßig auf LKWs zur Feldarbeit zu den umlie-

¹⁵⁰ Vgl. Reeves, Ellis Island, S. 47: „Further down the line, the prisoners were issued dark blue work clothes [...]. A large white ‚PW‘ was stenciled on the back of each shirt and coat to identify them as prisoners of war [...].“

¹⁵¹ Vgl. dazu etwa den Begleittext zu zwei Fotos in: Italians Taken in Africa War Interned in Scottsbluff Camp, in: Star-Herald Nr. 307, Jg. 52, Scottsbluff 25. Juni 1943, wo es u. a. heißt:

genden Farmen gefahren wurden,¹⁵² wobei sie das Lagertor passieren mussten, wo die Bewacher mit bissigen Hunden postiert waren.¹⁵³ Dabei kann es im Falle Brainins — den die POWs aufgrund seiner Funktion als Dolmetscher als österreichisch-jüdischen Flüchtling erkannt haben werden — durchaus zu verbalen Attacken gekommen sein, deren ganze Schwere — denn es wird hierbei bestimmt nicht zimperlich zugegangen sein und u. a auch antisemitische Angriffe gehagelt haben¹⁵⁴ — aufgrund der mangelnden linguistischen Fähigkeiten des

„A company of war prisoners briskly march in [...] from the recreation yard of Scottsbluff internment camp, where they have been playing soccer, a favorite form of exercise“; bei den deutschen POWs war das — laut Krammer (S. 51 u. Foto auf S. 57) — später nicht anders; s. dazu auch die Strophen 1, 3 u. 4 des anschließenden Gedichts „Der Organist“ im Zyklus „Vienna, Nebraska“, die sich insbesondere durch die raffinierte Kombination von freier sportlicher Betätigung und restriktiver Überwachung der POWs auszeichnet:

Die P.O.W.-Sportplatzerde
brennt indianisch-zinnober alt:
Dass nichts den Sonntagsfrieden gefährdet,
Wach, den Karabiner hoch halt!

[...]

Der weißgekappte Schiedsrichter sacht
wirft den Ball mit beiden Armen:
Mex Kinder am Zaun, auf Pässe gibt acht
(zu nah den Hochspannungsstrom-Alarmen!)

Sehr trocken ist Nebraskas Luft,
wo jedes Foul kommt an den Tag:
Schießt ein den Ball in Safari-Kluft,
wo Scotts Bluffs [sic] Indianergott ragt!

¹⁵² Vgl. dazu allgemein Kpt. 3 (= „The Labor Program“) bei Krammer, Nazi Prisoners of War in America, S. 79–113, sowie im Falle Scottsbluff die folgenden örtlichen Zeitungsberichte: Prisoners of War Will be Available for Work on Farm, in: Star-Herald Nr. 21, Jg. 53, Scottsbluff 25. Juli 1943; Labor Request Exceeds Total in Prisoner Bases, in: Star-Herald Nr. 298, Jg. 53, Scottsbluff 15. Juni 1944, wo es u. a. heißt: „Prisoners, virtually all German, are being used in sugar beet fields near Scottsbluff, Nebr. [...]“; 2,000 Germans Are Assigned to Labor in Valley Section, in: Star-Herald Nr. 286, Jg. 54, Scottsbluff 2. Januar 1945, wo es u. a. heißt: „Approximately 2,000 prisoners of war will be available at the Scottsbluff P.O.W. camp for farm work this summer and fall [...]“, u. noch 1946 — angesichts der bevorstehenden Repatriierung der POWs — war dies ein Thema, wie folgender Zeitungsbericht beweist: Farm Labor, Inc., Would Keep Germans Here to Labor in Beet and Potato Fields, in: Star-Herald Nr. 160, Jg. 55, Scottsbluff 9. Januar 1946.

¹⁵³ Vgl. dazu Jung, Die deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischer Hand, S. 26: „Die Wachmannschaften versahen den Dienst auf den Wachtürmen und an den Lagertoren und bewachten die Kriegsgefangenen auf dem Wege zur Arbeit und während der Arbeit. Ihre Aufgabe bestand vor allem darin, Flucht- und Sabotage-Versuche zu vereiteln, außerdem hatten sie für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Disziplin zu sorgen.“

¹⁵⁴ Vgl. dazu Krammer, Nazi Prisoners of War in America, S. 152 f. u. S. 203 f.



Szenen aus dem Lagerleben,
POW-Camp „Scottsbluff“, Nebraska

Fotos: Joe Fairfield Collection (Bridgeport, Nebraska, USA)

einheimischen Lagerpersonals wohl nur dem Dichter-Soldat selbst bewusst geworden ist.

Weniger ergiebig dagegen sind im hiesigen Kontext die zwei anschließenden Gedichte aus dem „Vienna, Nebraska“-Zyklus, nämlich „Der Navigator“ bzw. „Japanischer Dolmetsch“, wobei Ersteres bereits 1985 auf Englisch unter dem Titel „Pessach Ben Jizchok Guarding an SS Man“ (s. o.) veröffentlicht worden war¹⁵⁵ und bei Letzterem lediglich die vierte Strophe aufhorchen lässt, wo der Autor auf die in der einschlägigen Literatur so häufig erwähnte Diskrepanz zwischen dem Bildungsniveau der Nazi-Schergen einerseits und deren absoluter Skrupellosigkeit gegenüber ihren Opfern andererseits anspielt, d. h., um im Bilde zu bleiben, den Abgrund zwischen Weimar und Buchenwald aufzeigt, wenn es heißt: „Die Schüler von Schiller / hassen Gebückte / wie dich, gelber Killer. / Sie sind nicht Verrückte.“

Um so schlüssiger hingegen ist das letzte der sechs relevanten POW-Gedichte Brainins aus dem Zyklus „Vienna, Nebraska“, mit dem Titel „Drei Ausbruchpläne: 1. Mexiko“, wo einige der bereits in den vorhergehenden Versen angesprochenen Details und Themen erneut aufgegriffen und vertieft werden: so z. B. der Hinweis auf die nahe gelegene Nothaltestelle der Bahnlinie („CB&Q-Line“), von wo die Gefangenen zum Lager marschieren mussten („Das Flutlicht streift die Scottsbluff-Station. / Kein Grashalm rührt sich vorm Perron / diese biervolle Nacht“); der für US-Lokomotiven so typische Warnton an unüberschränkten Bahnübergängen („Fern pfeift ein Frachtzug nach Cheyenne“), der sicher, sowohl bei den Lagerinsassen als auch beim Exil-Dichter selbst, häufig ein Gefühl der Melancholie hat aufkommen lassen und scheinbar Veranlassung zur Intonierung des bereits oben erwähnten Uhland'schen Kriegsliedes „Ich hatt' einen Kameraden“ war: „Daheim da gibt's ein Wiedersehn!“ Ferner sei hingewiesen auf Einzelheiten der Lagergegebenheiten selbst: von den Verdunkelungsbestimmungen bis hin — einmal mehr — zu gezielten Andeutungen auf den auch im Lager „Scottsbluff“ existenten „Lager-Terror“ während des Zeitraumes 1943/44. („Der von der Lager-Gestapo-Gehetzte / [...] / nach der Mutter fragt.“)

*

Fritz Brainins Hauptwerk¹⁵⁶ — wenn man es so nennen darf — ist der zwischen dem ersten und zweiten Nachkriegsaufenthalt in Wien, d. h. zwischen 1988 und

¹⁵⁵ Vgl. dazu Anm. 85.

¹⁵⁶ Die anschließend aufgelisteten New York-Gedichte tragen relativ wenig zum Spannungsfeld „Alte Welt — Neue Welt“ bei (trotz ihrer gelegentlich bedeutungsschwangeren Titel [s. u.]), gleichwohl Brainin zumindest an einer Stelle seiner adoptierten Heimatstadt eine wahre Liebeserklärung machte (vgl. „Englisch-Klassenübungen 1“, in: *Das siebte Wien*, S. 41 [1. Strophe]): „Wie leicht ists dich zu lieben! / die Wolke über dir zu lieben, / das Frührot in deinen Fenstern: / Wie leicht ists dich zu lieben!“ Zu bibliografischen Einzelheiten der folgenden

1990, entstandene Sammelband *Das siebte Wien*.¹⁵⁷ Es handelt sich dabei um ein heilloses Gemisch aus Altem und Neuem, wobei das Alte — d. h. Gedichte, die zwischen 1929 und 1990 bereits veröffentlicht worden waren und nicht speziell für diesen Band geschrieben wurden¹⁵⁸ — häufig vom Autor manipuliert worden ist (Daten, einzelne Wörter, ganze Abschnitte wurden geändert und auf das chronologische Konzept des Buches zugeschnitten, englische Gedichte wurden vom Dichter selbst, oft sehr frei, übersetzt, sich dabei mit Neuem überschneidend, ineinander übergreifend, oft von der Sprachgebung her überhaupt nicht in das Umfeld passend und damit die oft völlig neue Struktur der hinzugekommenen Gedichte spiegelnd und kontrastierend: Denn der Einfluss der englischen Sprache auf Fritz Brainins Diktion, der besonders Ausdruck fand in der Häufung von Amerikanismen (die es — mehr noch als bei seinem Landsmann und „Lehrer“ Theodor Kramer im englischen Exil — nötig machte, dem Band einen Anhang mit Worterklärungen anzufügen¹⁵⁹), dieser Einfluss des Englischen bzw. Ameri-

Gedichte vgl. Anm. 1: „Liberation Jump“ (1945), „Commercial“ (1947), „I.R.T. Draft“ (1948), „East Bronx: Summer '47“ (1949), „June Lines for Americans“ (1951), „Prayer at Penn Station“ (1954), „The Poet's Corner“ [4 Gedichte] (1970), „Data Package“ (1975), „Solar-Heat-Age Super“ (1977), „E. A. Poe — Park Terrace“ (1978), „GI-Pinup Girl '43“ (1982), „Poetry Writing Class for Emigrés“ (1985), „Sandor Petöfi Club“ (1987), „From: Vigils for a Son M.I.A.“ (1987), „Dyckman Street El-Stop '84“ (1988), „Manhattan Midnight“ (undatiert).

¹⁵⁷ Ursprünglich sollte der Untertitel dieses Sammelbandes lauten: „Gedichte aus dem Amerikanischen 1928–1988“ (Brief an den Verfasser vom 23. 11. 1988).

¹⁵⁸ Von den etwas über hundert Gedichten u. Übersetzungen in „Das siebte Wien“ waren weit über ein Viertel bereits früher auf Englisch bzw. Deutsch veröffentlicht worden: „Lessinggasse 8“ = „Wien“ (1955); „Im sechsten Stock“ = „Im fünften Stock“ (1937); „Im Augarten“ = „Alter Mann im Park“ (1937); „Selbstbildnis als Realschüler“ = „März“ (1937); „Der Maturant“ = „Tennisplatz, Zentrumsnähe“ (1937); „Der Volkshochschüler 2“ = „Liebespaar, beide arbeitslos“ (1932); „Der Volkshochschüler 3“ = „Nach einem Ski-Ausflug“ (1934); „Der Volkshochschüler 4“ = „Winterelegie“ (1937); „Der Volkshochschüler 5“ = „Der Regenbogen“ (1933); „Feber“ = „Webbers Wien“ (1976); „März“ = „Ballade“ (1937); „1. Mai“ = „Der Himmelschreiber“ (1938); „Kabarett Stachelbeere, Grinzing 1“ = „Gesang vom Zeitgenossen“ (1934); „Kabarett Stachelbeere, Grinzing 2“ = „Kindermärchen 1933“ (1933); „Kabarett Stachelbeere, Grinzing 3“ = „Noah 1934“ (1934); „Brennerpass '37“ = „Höhensonne“ (1938); „S.S. Vulcania 4“ = „März, '38“ (1982); „1945: Besatzungszone Österreich 1“ = „American Near Salzburg“ (1970); „1945: Besatzungszone Österreich 2“ = „Liberation Jump“ (1945); „Sowjet-Sektor“ = „Ballad of Leo Stezak“ (1986); „Austrian P.O.W.-Camp: V-J Day 4“ = „P.O.W.-Camp Scottsbluff, Nebraska“ (1948); „1949: Upper Manhattan-Lieder 4“ = „Requiem für eine Einkaufstaschendame“ (1985); „Ukrainische Puppe“ = „Glücklich's Antiqu Shop: Ukranian Doll“ (1981/82); „Spaziergang mit einer wahnsinnigen Frau“ = „From: Vigils for a Son M.I.A.“ (1987); „Selbstbildnis als Übersetzer“ = „The Displaced Poet“ (1988); „Österreich“ = „Die Schule“ (1984); „Ballade vom Übersetzer am Flughafen Wien“ = „Ballade von der Hexe Hrdlickas“ (1988/89); „Nazi-Polen 1940“ = „Folksong“ (1943); „Vienne 1944“ = „Quatrain After Nostradamus“ (1970).

¹⁵⁹ Vgl. dazu *Das siebte Wien*, S. 147 ff., sowie Theodor Kramer, *Gesammelte Werke*. Bd. 1–3, Wien 1984–1987, Bd. 1, S. 617–621, Bd. 2, S. 617–624, Bd. 3, S. 735–742.

kanischen — den viele exilierte Schriftsteller, besonders Lyriker, ähnlich empfanden — lief parallel zu einem ständig wachsenden Sprachverlust, der Fritz Brainin gelegentlich recht eigentlich falsches Deutsch schreiben ließ.¹⁶⁰ Ein besonders krasses Beispiel dafür, wie sich in diesem Werk überhaupt häufig zwei sehr unterschiedliche Kultur- und Sprachbereiche aneinander reiben, ist das Gedicht „Französischer Sektor“ aus dem dritten Abschnitt von *Das siebte Wien*.¹⁶¹ Die deutsche Sprache bleibt zwar Vehikel der Aussage; die Vielsprachigkeit und das Vielvölkertum im besetzten Wien nach Kriegsende — der Übertitel des Zyklus heißt: „1945: Vier-Sektor-Wien“ — spiegeln jedoch nur zu deutlich die multikulturellen Verhältnisse, denen Brainin in New York ausgesetzt war.

Fritz Brainin war sich dieser Tatsache natürlich bewusst und hat seiner Ver zweiflung darüber beredt Ausdruck verliehen, nirgends wehmutsvoller als im vierten Teil von „Englisch-Klassenübungen“, wo der Dichter in der ersten Strophe lamentiert: „O, Muttersprache auf englisch: Hab ich den Akt der Liebe verloren? / Ich kann ihn nicht finden, nicht einmal mit Bleistiftspitzen gewetzt! / Viel geht in der Übersetzung verloren, auch wenn ich mich ansporn.“¹⁶² Und in dem Gedicht „Dyckman Street El-Stop '84“ klagte er in der abschließenden Strophe: „You never had a lonelier time: / No poem you wrote made sense, / where parallel lines burned to rhyme / for audiences immense.“¹⁶³ Gleichzeitig rang sich der Autor jedoch bereits zu diesem frühen Zeitpunkt zu der Einsicht durch, dass sein spezifisches „Schreibproblem“ „immer aus Spannungen [bestand] den Reim zu rauben“,¹⁶⁴ eine ganz wesentliche Erkenntnis, die dem Leser die Grundlage liefert zum Verständnis des lyrischen Werkes des Dichters und insbesondere seines Schaffens im Exil: Denn von Beginn seiner Karriere als Lyriker an, ähnlich seinem großen Vorbild Theodor Kramer (1897–1958), hatte Brainin ganz auf Reimdichtung gesetzt,¹⁶⁵ war, wie Erich Hackl schrieb, „dem Reim sein Leben lang treu geblieben“,¹⁶⁶ wobei es sich bei den im Exil in Erscheinung tretenden Spannungen um bereits früher erwähnte Reibungsflächen zweier Kulturen und deren Sprachen handelt, quasi um tektonische Verwerfungen im Bereich der Dichtung, die — sinngemäß auf geologische Bereiche übertragen — gelegentlich, und meist unvorhergesehen, zu Beben von kleinerem oder größerem Ausmaß führen. Und wie Letztere aufgrund der so genannten Richterskala ge-

¹⁶⁰ Vgl. dazu den so genannten ‚false friend‘ „scharf“ / „sharp“ im 3. Teil des Gedichts „Englisch-Klassenübungen“ (in: *Das siebte Wien*, S. 43).

¹⁶¹ *Das siebte Wien*, S. 57.

¹⁶² *Das siebte Wien*, S. 44.

¹⁶³ In: *Zehn Takte Weltmusik*, S. 48.

¹⁶⁴ *Das siebte Wien*, S. 44.

¹⁶⁵ Es handelt sich hierbei um das, was er bereits sehr früh als sein „flair for making poems“ charakterisierte (in: *The American Poetry Anthology*, Santa Cruz, Ca, 1982, S. 147).

¹⁶⁶ Vgl. dazu Erich Hackl, *Heimsuchung*, sehr melodisch, in: *Die Zeit*, 1. 12. 1990, S. 4.

messen werden können, kann man die dichterischen „Beben“ im Werk Brainins auf einer entsprechenden „lyrischen Skala“ messen, die Aufschluss darüber gibt, bis zu welchem Grade der Dichter diesem Überlagerungsprozess ausgesetzt war und wie er jeweils darauf reagierte.

Wie eigentlich nicht anders zu erwarten, handelt es sich bei den kulturellen Reibungsflächen, die zu derartigen „lyrischen Beben“ führten, großteils um alltägliche Begebenheiten, die gerade deshalb jedoch um so deutlicher zeigen, wie der Dichter — bewusst oder unbewusst — vom so genannten „American way of life“ vereinnahmt worden war, wie die umgangssprachlichen Gewohnheiten sich allmählich durchzusetzen begannen, wohingegen große Erschütterungen relativ selten waren: Verbformen wie „drogieren“, „filln“, „killn“, „monitorn“ schleichen sich ein, und im Amerikanischen geläufige Ausdrücke wie „Bedlam“, „Booby Trap“, „Call Girls“, „Car Pool“, „Claim“, „Dorm[itory]“, „Ferry“, „Gridlock“, „Hangar“, „Hub“, „Jet Lag“, „Loneliness“, „Lucky Strike“, „Morgue“, „Motorbike“, „Manila [Envelope]“, „Oxygen Mask“, „Pinup“, „Parachute“, „Room Service“, „Shredder“, „Skribbler“, „Speakeasy“, „Subway“, „Time [Warp]“ u. a. treten vereinzelt, teils aber auch wiederholt auf, um typisch amerikanischen Einrichtungen auch sprachlich gerecht zu werden bzw. Nachdruck zu verleihen. In der Tat: Manchmal wird sogar eine Übersetzung (Interpretation?) innerhalb eines Gedichts direkt mitgeliefert, als ob die Verankerung in einer Sprache nicht ausreichend sei, um das Gemeinte wahrheitsgetreu wiederzugeben, wie etwa in folgendem Beispiel aus dem Gedicht „Nissenhütten-Weiber“: „Dann uralte Zukünfte/Futures / (imaginäre Tomorrows!) / beschwören Mañanas.“¹⁶⁷

Und auch Anspielungen auf typische kulturelle und soziale Einrichtungen bzw. wichtige geografische und historische Fakten in den USA durchsetzen immer häufiger den Text, deren Kenntnis von den Leserinnen und Lesern vorausgesetzt werden: So muss man z. B. wissen, wo die Catskills, Conant Street, Mayflower Heights, Saratoga Springs, Ellis Island, La Guardia, Ft. Bragg, Fayetteville, Scottsbluff und Cheyenne sind, was ein „Indian Summer“ ist, muss die Bedeutung von US-Akronymen und Abkürzungen kennen wie: AWOL, CIA, DP, EI, FBI, GI, IRT, JFK, MIA, MOMA, MP, POE, POW, SciFi, UFO, VE- bzw. VJ-Day, sollte sich ferner in der amerikanischen Geschichte gut genug auskennen, um zu wissen, was es mit der so genannten „Boston Tea Party“ auf sich hatte bzw. wer Hedy Lamarr bzw. Sacco und Vanzetti waren oder was sich unter dem Ausdruck „Fifth Column“ verbirgt. Konstantin Kaiser sprach deshalb auch mit einiger Berechtigung im Zusammenhang solcher Gedichte von seltsamen Gebilden, in denen sich „Anglizismen [der Begriff ‚Amerikanismen‘ hätte besser

¹⁶⁷ *Das siebte Wien*, S. 93 (2. Strophe); vgl. dazu auch das Gedicht „Französischer Sektor“, ebenda, S. 57 (3. Strophe).

gepasst] mit Reminiszenzen an Umgangssprachliches mischen, wo vor Wortungeheuern nicht zurückgescheut und Verständlichkeit nur dem Eingeweichten geboten wird¹⁶⁸, und fühlte sich — sicher ebenfalls nicht ganz unbeeinträchtigt — erinnert an „eine Plakatwand, bedeckt mit teils überklebten, teils wieder heruntergerissenen Plakatkfetzen, die immer auf einen ursprünglichen, homogenen, ‚reinen‘ Text zu verweisen schienen, der nun verdeckt war durch die Schlagschatten fremder Wörter, durch die Spuren bössartiger Tagträume“.¹⁶⁹ Und auch Hackl, in seiner bereits erwähnten Rezension von *Das siebte Wien*, schlägt in die gleiche Kerbe, wenn er über Brainins Reim schreibt: „Doch holpert, schlingert, pendelt der Reim in seinen Versen zwischen zwei Sprachen, zwischen dem Wienerischen seiner Jugendjahre und dem Englisch des Alters, zwischen New Yorker Slang und Wiener Dialekt. Scheinbar um den Reim, eigentlich um sein Leben zu retten, verbiegt Brainin die Syntax, bricht er Rhythmus und Melodie der Gedichte, zerstört sie damit im Augenblick des Entstehens und schafft sie neu“.¹⁷⁰ Mit anderen Worten: Fritz Brainin stand in einem lyrischen Schaffensprozess, den Volker Braun, der Büchner-Preisträger des Jahres 2000, erst kürzlich als „Extremsportart“ charakterisiert hat:¹⁷¹

Ballade von der Bronx Fiesta

Was nach deinem Auszug zum Uni-Dorm sollte mich rühren zu Tränen,
sind die Echos von Bronx Fiesta / Dopplerlauten,
von Bergbahnkreischern, Buben mit ihren Fahrradsirenen,
von Riesenradorgelmusik, von Karussells Astronauten:

Doch wenn auch Sommernächte riechen nicht verschieden
Von denen meiner Prater-Jugend im mondnen Frieden —

Was ich erst jetzt in meinem frauenlosen Bett erfahr

Ist: Buben ließen mich fahren mit ihnen ... doch nicht weil ichs war!

Wie vom La Guardia-Flugplatzverkehr die Fernsehantenne
pulsiert! (Schwül weht die Brise wie einst vom Donaukanal!)

O, hell erleuchtete Wabenhöfe, die ich erkenne

Wie vom Gemeindewohnbau Ferdinand Lassalle:

Ein siebtes Wien, von dessen erstem verbleibt keine Spur!

Doch was macht mir seine spanische Bronx-Fiesta klar

(wenn auch der Persidenschwarm nie wechselt seinen Kurs!)

ist: Mandeln küsstest mich am Radsitz ... doch nicht weil ichs war!

¹⁶⁸ Kaiser, Von manchem Glück kuriert, S. IV; vgl. dazu etwa den Begriff „Schnappschussisten“ (in: *Das siebte Wien*, S.38).

¹⁶⁹ Ebenda.

¹⁷⁰ Hackl, Heimsuchung.

¹⁷¹ Vgl. Volker Braun, Lyrik ist eine Extremsportart, in: *Die Welt*, 28. 10. 2000, S. 33.

L'envoi

Denn was macht unveränderliche Sommer verschieden
(obwohl H. Lamarr am Fernsehennoch immer für Vienna Woods wirbt!)
ist, dass nur die Ekstase (Moskitos aus Hollywood Eden
landend auf mir!) liebt mich für immer allein, bis sie stirbt!¹⁷²

Mit dem 1984 publizierten Gedicht „Die Schule“¹⁷³ (in chronologisch leicht veränderter Form in den Sammelband *Das siebte Wien* aufgenommen¹⁷⁴) fing dann für Fritz Brainin insofern eine neue Ära an, als sich seine Einstellung der alten Heimat gegenüber allmählich zu ändern begann (die der Rückschau gewidmeten, 1976, 1982 bzw. 1986 in Österreich veröffentlichten Gedichte „Webbers Wien“, „Wien '38“ sowie „Augarten. Feber '34“ waren in dieser Hinsicht eher eine Ausnahme)¹⁷⁵, was u. a. Ausdruck fand in Gedichten wie „Wien '45: Sowjet-Sektor“, „Selbstbildnis 1989“, „Ballade von der Hexe Hrdlickas“, „Judengasse, Juni '90“¹⁷⁶ sowie in den jeweils zweiteiligen Gedichten „Vienne 1944“, „Hotel Metropol 1945“, „Zwei Wiener U-Bahn-Ausgrabungen“, Lyrik, die sich nicht mehr so sehr mit dem Wien der 30er Jahre, sondern mit dem sich daran anschließenden Zeitabschnitt, insbesondere auch dem Holocaust, beschäftigten, bis hin zu den konzilianteren Zeilen aus „Eine Blume für ein deutsches Mädchen“: „Meinen Hass aufgebend / schneiden die *Tvillim* / meines Vaters / noch immer in meine Hand.“¹⁷⁷ Sein abschließendes Urteil zum Thema Exil und Flucht hatte Fritz Brainin allerdings bereits in den frühen 40er Jahren gefällt, als er — in Anlehnung an François Villon — das Gedicht „Refugee's Testament“ (auf Englisch) verfasste:

Brother men who follow us on earth
Be sorry for us. Here we lie in snow,
Foodless our guts and fireless our hearth,
Brother, and there is nothing we can do.

¹⁷² *Das siebte Wien*, S. 104.

¹⁷³ Mit der Ziehharmonika I, 1984, 2, S. 4.

¹⁷⁴ *Das siebte Wien*, S. 119.

¹⁷⁵ AZ, 1. 5. 1976, S. 4, Lynkeus, Januar 1981, S. 56, bzw. Lynkeus, Dezember 1985, S. 36.

¹⁷⁶ Mit der Ziehharmonika 3, 1986, 2, S. 4, Wiener Tagebuch, 1989, 2, S. 20, Salz 15, 1989, 57, S. 20, Mit der Ziehharmonika 7, 1990, 2, S. 4.

¹⁷⁷ *Das siebte Wien*, S. 127 f., 129 f., 131 ff. u. 134 (4. Strophe); in Anspielung auf das „Das siebte Wien“ abschließende Gedicht „Eine Blume für ein deutsches Mädchen“ (S. 134) — eine Übersetzung nach Yaffa Zins — schrieb der Autor am 27. 5. 1990 als Widmung in ein Exemplar seines gerade erschienenen Buches: „For Nina Blockhaus, ‚Jaffa's German Girl‘, with love — Fritz Brainin.“

The baying tanks devour us with their guns;
The poison gas comes hissing from the sky;
Man, wife, and child, simple and loving ones,
Hugging ourselves for shelter, here we lie
Waiting hourly for the bombs to fall;
Pray to God that he forgive us all.

Some of us wither between heaven and hell,
Dangling from a Nazi rope;
Some of us perish tolerably well,
Our bedside warmed by the faint fire of hope.
Some die as heroes and some die as slaves,
Some for the belly's sake, and some for reason;
But do not stand in silence at our graves,
Do not abandon us in tacit treason
And go home with a comfortable soul,
But pray to God that he forgives us all!

The wind will tell you what has come to us;
It rolls our brittle bones from pole to pole.
We have a broad grin where our smiles were once;
Where our eyes used to be there is a hole.
Gnawed we are by frost and sand and rain,
Blackened we are by the flame-thrower's breath.
If you let fear's teeth fasten on your brain,
If you dare to overlook our death,
If you do not answer the wind's call
Pray to God that he forgives you all!¹⁷⁸

*

Den Gedichtband *Das siebte Wien* abschließend und abrundend bietet der Sammelband zusätzlich noch eine Auswahl aus der reichhaltigen Übersetzertätigkeit Fritz Brainins, Beispiele seiner Bemühungen um die adäquate Übertragung lyrischer Arbeiten anderer — hauptsächlich englischsprachiger — Dichter ins Deutsche (wie dies ja auch andere zweisprachige Exilanten praktiziert haben — man denke etwa an Erich Fried). Gerade derartige Übersetzungstätigkeiten — an denen der Verfasser über einen Zeitraum von zwei Jahren intensiv teilhaben durfte (1990–1992) — lagen ihm dabei, parallel zu seinen eigenen schöpferischen Ar-

¹⁷⁸ In: Joy Davidman (Hrsg.), *War Poems of the United Nations*, S. 5 f.

beiten, ganz besonders am Herzen, und er hat im Gedicht „Selbstbildnis als Übersetzer“ Zeugnis für seine Hoffnungen auf diesem Gebiet abgelegt, die so allerdings nie in Erfüllung gingen:

Mein Traum war immer nur in einem billigen Quartier
Zu leben — ein früherer Speicher laderampventiliert? —
Auf ein besonntes Gassl hinaus beim Westside River-Pier,
wo Theodor Kramers Vers ich übersetz[,] wenn ich bin stier
und wenn mein eigener Reim von Redakteuren wird retourniert.¹⁷⁹

Wie auch sein Dichter-Vorbild Theodor Kramer war sich Fritz Brainin der enormen Problematik seiner Existenz als Lyriker im amerikanischen Exil nur zu bewusst, war stets von Selbstzweifeln geplagt, schaffte als Dichter nie den ganz großen Durchbruch, litt unter dem Verlust des muttersprachlichen Umfeldes und bekannte im zweiten Teil des Titelgedichtes „Das siebte Wien“ voller Trauer:

[...]
Und wenn ich auch begriff den Sinn
des Lebens auf diesem Stern,

war ich einsamer noch als Monds Immigranten:
Jeder Vers, den ich schrieb, schien dumm,
wo parallel Geleise brannten
zum Reim im Infinitum.¹⁸⁰

¹⁷⁹ Vgl. dazu den 1. Teil des Gedichts „Selbstbildnis als Übersetzer“ (= „Federal Plaza, Downtown Manhattan“), in: *Das siebte Wien*, S. 109 (1. Strophe); ursprünglich lauteten diese Zeilen in der englischen Fassung dieses Gedichtes mit dem Titel „The Displaced Poem“:

I've always dreamed of renting a cheap ex-loft place
to work — a window on a New York SoHo street,
cool river air conditioning its summer heat! —
where I translate Brecht's unknown verse if (sorry no space
say eds!) my own's returned with a rejected face.
(in: *Zehn Takte Weltmusik*, S. 49).

Fritz Brainin scheint in diesem Gedicht das Studio von Edith Kramer, der Nichte Theodor Kramers (95 Vandam Street in Tribeca / Lower Manhattan), im Auge gehabt zu haben, wo er sich bei gelegentlichen Besuchen immer besonders wohl fühlte.

¹⁸⁰ *Das siebte Wien*, S. 120.

Trotz dieser immer wiederkehrenden Zweifel an den eigenen Fähigkeiten¹⁸¹ — was immer der bleibende „Wert“ von Brainins dichterischen Schöpfungen letztendlich ist, sei hier dahingestellt¹⁸² — steht allemal fest, dass Fritz Brainin einer der ganz großen Übersetzer lyrischer Gedichte¹⁸³ ins Englische der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war, dem es gelungen ist, auch subtile atmosphärische Aspekte der Vorlage in der Übertragung angemessen wiederzugeben, wozu beispielhaft abschließend die bisher unveröffentlichte Übersetzung eines Gedichtes von Erich Kästner angeführt sei, ein Werk, das zwar keine Exilthematik beinhaltet, andererseits jedoch besonders gut die Seelenverwandtschaft zwischen den beiden Schriftstellern widerspiegelt:

¹⁸¹ Im Briefkopf eines Schreibens vom 24. 11. 1991 zitierte Brainin einmal — als eine Art Motto — ein Bonmot Christian Morgensterns (das er dem Vorwort einer Ausgabe von dessen „Galgenliedern“ entnommen hatte): „There is no such thing as a good or better translation — there are only poor and less poor renderings.“

¹⁸² Vgl. dazu das Nachwort des Verfassers zu „Das siebte Wien“, S. 144.

¹⁸³ Vgl. dazu die Übertragungen Kramer'scher Gedichte in „Love in London“ (1995) sowie die Übersetzung von Max Herrmann-Neisses Exilgedicht „Herbstliches London“ (s. Nachwort des Verfassers zu „Das siebte Wien“, S. 145; Manuskript im Besitz des Verfassers):

London Autumn

My difficulty in this town
(when fogs by nightfall deeper sink!)
is how with foreign crowds and sounds
to my loneliness to drink.
Below on the banks of the suicide river
the homeless squat without any hope.
Hoarsely producing a ghastly shiver
worn-out whores sell sex for dope.
The mart's in the business (pityless!)
for any bargain fluid-carried,
and confined alive (sans any egress!)
the city under mist lies buried.
To help me alien escape my depression
(when around closed pubroom doors
manholes release the steam's compression
with its mourning malodors!)
who'd bring me close to my peace of mind
in native known rooms across the sea?
The hellish damnation here I'd find
no more, it lets me dream being free.
A temporary oxygen tent
that's all that Piccadilly one grants.
For none in His Majesty's Government
is comrade to Iorn immigrants.



Fritz Brainin, 1990 in Wien
Foto: Jörg Thunecke (Köln, BRD)

Sachliche Romanze¹⁸⁴

Als sie einander acht Jahre kannten
(und man darf sagen: sie kannten sich gut),
kam ihre Liebe plötzlich abhanden.
Wie andern Leuten ein Stock oder Hut.

Sie waren traurig, betrogen sich heiter,
versuchten Küsse, als ob nichts sei,
und sahen sich an und wussten nicht weiter.
Da weinte sie schließlich. Und er stand dabei.

Vom Fenster aus konnte man Schiffen winken.
Er sagte, es wäre schon Viertel nach Vier
und Zeit, irgendwo Kaffee zu trinken.
Nebenan übte ein Mensch Klavier.

¹⁸⁴ Vgl. Brainins Übertragung des Kästner-Gedichts „Ein Kilometer Genügt“ (in: *International Poetry Review* 9, Frühjahr 1983, 1, S. 72 f.), sowie dessen spätere Übersetzung des Kästner-Gedichts „Zeitgenossen, haufenweise“, veröffentlicht von Jörg Thunecke, Kästner-Übertragungen von Frederick Brainin, in: *Mit der Ziehharmonika* 10, 1993, 3, S. 6 f.

Sie gingen ins kleine Café am Ort
und rührten in ihren Tassen.
Am Abend saßen sie immer noch dort.
Sie saßen allein, und sie sprachen kein Wort
und konnten es einfach nicht fassen.¹⁸⁵

A Cool Romance

After eight years of romantic blissing
(you can say they'd know each other pat!)
their love for each other suddenly was missing.
Like with others an umbrella or a hat.

They felt quite sad yet smiled as oft before,
tried kissing as if everything was fine,
and looking at each other tried no more.
So then she cried. And he stood by benign.

From their high window you could wave at ships.
He said that it were already a quarter past four,
and time for having coffee with plain biscuits.
Somebody took piano lessons next door.

They took a walk to the smallest local café
and stirred around in their espresso blend.
At dusk they were still there: they had all day.
They sat alone with nothing at all to say.
And simply couldn't what happened comprehend.¹⁸⁶

¹⁸⁵ Erich Kästner, *Sachliche Romanze*, in ders., *Die Zeit fährt Auto. Lyrische Bilanz*, Leipzig 1974, S. 131.

¹⁸⁶ Der Begleitkommentar zu der Übertragung dieses Gedichtes in einem Brief an den Verfasser vom 16. 2. 1990 lautet: „Ich schreibe keine Liebesgedichte mehr. Das einzige, was ich für Nina [Blockhaus] hätte, ist die (beigefügte) englische Übersetzung von Kästners ‚Sachliche Romanze‘.“

ERNST SOMMER — DEUTSCHER JUDE,
TSCHECHISCHER PATRIOT UND ANTI-ÖSTERREICHER?

Zu Ernst Sommers Bild von Österreich im englischen Exil¹

Ernst Sommer teilte zusammen mit Autoren wie unter anderem Ludwig Winder, Rudolf Fuchs, Otto Pick oder Franz Baermann Steiner einen Lebensweg, der von Mähren und Böhmen, zunächst habsburgischen Kronländern, in die Zugehörigkeit zur Tschechoslowakei und schließlich ins britische Exil führte.

Bereits in den zwanziger Jahren trat Sommer in kurzer Prosa mit radikaler Kritik am k.u.k. Österreich in Erscheinung, die sich vor allem gegen das Militär, eine dem Militär hörige Justiz, die Zensur richtete und die nationalen und sozialen Spannungen im Vielvölkerstaat anprangerte. Diese Werke gingen auf eigene Erfahrungen im Justizwesen und als Angehöriger eines Militärgerichtes während des Ersten Weltkriegs zurück. Zudem speisten sie sich aus Anregungen, die Ernst Sommer aus den Schriften des von ihm verehrten Karl Kraus bezog.²

In seiner Erzählung *Der Simulant* (1920)³ äußert sich Sommers Kritik an der k.u.k. Armee innerhalb des Frühwerks vielleicht am eindringlichsten. Während des Ersten Weltkriegs entwickelt sich zwischen dem jüdischen Soldaten Jeschuah Mendel, einem „Simulanten“, und dem „therapierenden“ k.u.k. Oberstabsarzt ein erbitterter „Zweikampf“: Der eine stellt einen plötzlich erlittenen Verlust der Stimme zur Schau, der ihn vor einem erneuten Fronteinsatz bewahren soll. Der andere will das Durchhaltevermögen des — wie er zu Recht argwöhnt — Simulanten um jeden Preis brechen. Das Schweigen des Soldaten wird schließlich nicht schon durch die gängige Verabreichung von Elektroschocks, sondern erst durch Tücke gebrochen. Heimliche Beobachter überführen Mendel des lauten jüdischen Gebets. Der Selbstmord ist dem als Betrüger Entlarvten der einzige Weg, seine bewusste Totalverweigerung aufrecht zu halten. Sein Wille und seine pazifistische Überzeugung triumphieren über das unmenschliche Sys-

¹ Dieser Aufsatz ist die geringfügig überarbeitete Fassung meines gleichnamigen Referats auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Exilforschung e. V. „Exil in Österreich — das österreichische Exil“ am 25. März 2000 im Literaturhaus Wien.

² Vgl. hierzu: Věra Macháčková-Riegerová, *Einige Randbemerkungen zu Karl Kraus und Ernst Sommer*, in: *Acta Universitatis Carolinae Philologica/Germanistica Pragensia* Nr. V, Prag 1968, S. 85–92.

³ Die Erzählung erschien in 14 Fortsetzungen im weit verbreiteten DSAP-Parteiorgan *Volkswille. Sozialdemokratisches Tagblatt* (Karlsbad/Karlovy Vary), Nr. 273–275 u. Nr. 277–287, 25. 11.–11. 12. 1920.

tem, aber um den Preis seines Lebens. „Wir sind Henker“, bringt ein Regimentsarzt gegenüber dem Vorgesetzten sein Schuldgefühl für Mendels Tod drastisch zur Sprache. Denn der perfide Ehrgeiz des Oberstabsarztes richtete sich bewusst darauf, in Mendel den „Anarchisten“ und Pazifisten auszuschalten. Ob die Wahl seiner Mittel — die bewusste Ausnutzung jüdischer religiöser Riten — es rechtfertigt, in Sommers Erzählung auch einen Beitrag über Antisemitismus in der k.u.k. Armee zu sehen, ist Ermessenssache.

Die spektakulären Entstehungsumstände von *Der Simulant* sind von zusätzlicher Brisanz. Eigenen Angaben zufolge, schrieb Sommer seine Erzählung, unmittelbar nachdem er als Landsturmkorporal 1917 im Wiener Garnisonsspital II Zeuge von Folterungen durch Elektroschocks zur Wiederherstellung von „soldatischer Moral“ geworden war, und legte sie dem verantwortlichen Vorgesetzten vor. Der habe daraufhin die Anwendung von Elektroschocks eingeschränkt.⁴

Das Thema Österreich schien nach diesen ersten Prosaveröffentlichungen Sommers erschöpfend behandelt. Nach einer Schaffenspause dominierten in seinem Werk dann — ab 1935 — historische und jüdische Stoffe, die sich leicht als eine kritische Reaktion zu den politischen Entwicklungen in Deutschland in Beziehung setzen ließen.⁵

Und auch im November 1939, als er — bereits seit einem Jahr im Exil in London — wieder zu schreiben fortfuhr, galt sein Interesse keineswegs in erster Linie Österreich. Aber Österreich bildete zum Teil den Hintergrund für den nur in Auszügen veröffentlichten Roman *Der gute König Wenzeslaus*⁶, der als wichtigste Äußerung von Sommers tschechischem Patriotismus gelten kann. *Der gute König Wenzeslaus* ist — wie Ludwig Winders *Die Pflicht* oder Franz Carl

⁴ So die offensichtlich von Sommer selbst verfasste Vorbemerkung zur ersten Folge seiner Erzählung. In: *Volkswille* vom 25. 11. 1920.

⁵ Einen komprimierten Einblick in die ab 1935 entstandenen Werke Sommers bietet: Christoph Haacker, *Kampf ums Recht. Widerstand gegen staatliches Unrecht und juristische Willkür in Leben und Werk von Ernst Sommer*, in: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.), *Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik*, Berlin 2000, S. 239–267. Ausführlicher als mein Aufsatz ist: Stefan Bauer, *Ein böhmischer Jude im Exil. Der Schriftsteller Ernst Sommer (1888–1955)*, Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 79, München 1995. In manchem überholt, aber noch immer aufschlussreich ist die erste Sommer-Monografie: Věra Macháčková-Riegerová, *Ernst Sommer. Leben und Werk*, Acta Universitatis Carolinae Philologica, Monographia XXVI, Praha/Prag 1969. Einen weiteren ausführlicheren Forschungsbeitrag liefert Margarita Pazi in: *Fünf Autoren des Prager Kreises*, Frankfurt a. M. 1978, S. 170–209.

⁶ Ernst Sommer, *Der gute König Wenzeslaus*. Bearbeitetes Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen. Datierung: „Begonnen Hampstead [London] November 1939“. Nachlass Sommer, Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N. Da keine Seitennummerierung vorliegt, sei hier für die Zitate summarisch auf den Gesamttext verwiesen.

Weiskopfs *Vor einem neuen Tag*⁷ — vor allem Parteinahme für den tschechoslowakischen Widerstand gegen die Nationalsozialisten. Außerdem erscheint der Roman als Versuch, die Ereignisse, die zur Katastrophe der Tschechoslowakei führten, noch einmal Revue passieren zu lassen. Das geschieht an den Biographien der einzelnen Figuren, die sich — als Vertreter für ihr jeweiliges Milieu — wie Mosaiksteinchen zu einem Gesamtbild der tschechoslowakischen Gesellschaft vor 1938 zusammenfügen. Auf Altösterreich verweist dabei der Lebensweg von drei Figuren, der in mehreren Episoden retrospektiv eröffnet wird:

Von besonderem Interesse ist die Figur des Konrad Pomplün, eines scheinbar geläuterten ehemaligen Nationalsozialisten, der sich später als Naziagent entpuppt, welcher sich in die Exilszene in England eingeschlichen hat. In Zusammenhang mit dieser Rolle begeht er einen Mord an einem von der Sudetendeutschen Partei abgefallenen ehemaligen Funktionär.

Pomplüns Gewissenlosigkeit scheint durch Erfahrungen motiviert, die er, der austrophile Deutsche, im Ersten Weltkrieg gemacht hat. Als Oberleutnant einer Kompanie bayerischer Kürassiere war er dabei in einer gemischten Brigade österreichischem Oberbefehl unterstellt. Während der Inspektion eines besetzten Dorfes bezichtigt sein Vorgesetzter den unschuldigen ukrainischen Dorfvorsteher willkürlich feindlicher Handlungen. Pomplün soll die Exekution ohne Gerichtsverfahren durchführen lassen. Eine gewagte Initiative, die er zur Rettung des Unschuldigen unternimmt, scheitert daran, dass ein Adjutant es vorzieht, die Laune des verschlafenen Generals nicht herauszufordern, anstatt zur Rettung eines Menschenlebens beizutragen. Pomplün ist bis an die Grenzen des Ungehorsams gegangen, um seinem Gewissen zu folgen. Innerhalb eines grausamen Systems wird er dann in Befehlsbefolgung zum Henker. Das Fazit des Erzählers lautet: „Damals erkannte Pomplün mit Schaudern, dass die Brutalität der von ihm angebeteten österreichischen Offizierskaste nicht geringer war, als die der Preussen, dass sie aber überdies mit Gesetzlosigkeit, Leichtsinn und Trägheit durchsetzt war ...“ In dieser Situation hält er zwar an dem Ethos der Pflichterfüllung fest. Aber der Wert eines Menschenlebens hat sich durch die Erfahrung seiner Schuld verschoben: „Pflichtgefühl war die einzige Tugend, die Bestand hatte. Der Mensch bedeutete nichts.“ Nach diesem Schlüsselerlebnis sucht er nach einer neuen Heimat, nachdem die Armee ihm keine Autorität mehr ist. Er findet sie in der „Nationalsozialistischen Partei“, in der sich sein rascher Aufstieg vollzieht.

⁷ Ludwig Winder, *Die Pflicht*, Berlin 1949; Zürich 1949. Weitgehend vollständige Veröffentlichung zuvor unter dem Pseudonym Herbert Moldau in der *Londoner Zeitung*, 6. 8. 1943–24. 3. 1944 — engl. unter Ps. G. A. List unter dem Titel „One Man's Answer“, 1944; F. C. Weiskopf, *Vor einem neuen Tag*, Mexiko 1944. Zuvor in engl. Übersetzung unter dem Titel „Dawn Breaks. A Novel from the V-Front“, New York 1942. Weiskopfs Buch nimmt den slowakischen Aufstand von 1944 vorweg.

Eine weitere Episode im Roman *Der gute König Wenzeslaus* bildet die Beschäftigung mit dem jungen Figner, einem böhmisch-stämmigen Amerikaner, der freiwillig in die tschechoslowakische Auslandsarmee eintreten möchte, die auf Seiten der Alliierten am Krieg gegen Deutschland teilnahm. Mit seinem „böhmischen“ Patriotismus knüpft er an eine Familientradition aus Habsburg nahe. Als dieser zuvor, im März 1848, als Offizier im Regiment Kinsky der österreichischen Besatzungsmacht die Übergabe der Stadt Venedig an die aufrührerischen Massen unter Manin und Tommaseo erlebt,⁸ hinterfragt er sein bisheriges Österreichbild: „Er hatte über die Möglichkeit einer gewaltsamen Befreiung nie nachgedacht. Oesterreich war für ihn eine von Gott geschaffene Einrichtung gewesen. Auf einmal zeigte es sich, dass Gott seine Weltordnung ungestraft verletzen ließ.“ Diese Erfahrung wirft seine Frage auf: „Warum wagten seine Landsleute nicht den gleichen Versuch zu machen, waren die Cechen [sic!] noch nicht reif?“ Paul gerät in den Bann des böhmischen Rebellen und „cechischen [sic!] Nationalhelden“ Karel Havlíček (-Borovský).⁹ Als Zeuge von dessen Verhaftung, 1851, zieht er die Konsequenz, nach Amerika auszuwandern: „Paul fühlte, dass er in diesem Erdteil nicht länger bleiben konnte. Sein Hass gegen den Absolutismus, der Oesterreich beherrschte, wurde unerträglich.“

⁸ Nach ihrer Freilassung aus der Haft organisierten Daniele Manin und Nicolo Tommaseo ab dem 17. März 1848 erfolgreich den Aufstand in Venedig, der von der Beteiligung italienischer Soldaten der k.u.k. Armee wesentlich begünstigt wurde. Am 23. März wurde unter Führung Manins eine provisorische Regierung gebildet. Diese Republik Venedig wurde zwar im August 1849 mit Manins Kapitulation vor den Österreichern zerschlagen. Als symbolträchtiges Beispiel für eine nationale Erhebung handelte es sich dabei um mehr als eine historische Episode. Die Figur des Rebellen Manin wirkte so ähnlich nach, wie es — bei allen Unterschieden — auch für den Böhmen Havlíček gilt. Vgl. Rudolf Lill, *Geschichte Italiens in der Neuzeit*, Darmstadt 1988, S. 132–140. — In einem späteren Zeitungsbeitrag schildert Sommer wieder eine Episode, in der ein österreichischer Offizier den Umsturz in Venedig erlebt und daraufhin aus der österreichischen Armee desertiert. Darin findet auch die Rückeroberung der Gebiete durch die Österreicher Erwähnung. Vgl. Ernst Sommer, „Karneval in Venedig“, in: *Die Zeitung* (London), 3. Jg., Nr. 314, 12. 3. 1943, S. 6.

⁹ Karel Havlíček, Pseudonym Borovský — geb. in Borova b. Deutsch-Brod, 1821 — Journalist, Schriftsteller, Literaturkritiker. Als Journalist hatte er maßgeblichen Anteil an der Neubegründung einer tschechischen Presse, so der „Narodny noviny“ (Nationalzeitung, 1848–1851) und des „Slovan“ (Der Slawe, 1850–1851). Als treibende Kraft im nach einer seiner Artikelserien benannten „Repeal Club“ hatte er maßgeblichen Anteil an den Prager Ereignissen des Revolutionsjahres 1848. Seine nationalpädagogischen Ideen waren ein wichtiger Impuls für die Wiederbelebung einer tschechischen kulturellen Identität. Seine politischen Bemühungen, zunächst mit einem Schwerpunkt auf eine allgemeine Demokratisierung und soziale Verbesserung, richteten sich zunehmend darauf, den Einfluss der tschechischen Bevölkerung gegenüber der deutschen Minderheit in Böhmen zu stärken. Sommer beschreibt u. a., wie Havlíček als Herausforderer des österreichischen Neoabsolutismus festgenommen und für vier Jahre in die Internie-

Eine andere Romanfigur, der Richter Chorina, hatte als Heeresanwalt in der k.u.k. Armee erlebt, wie die Rechtsprechung im Militär zu einer Farce verkommen war. Denn Offiziere, die bewusst den Tod einer großen Anzahl von Zivilisten in Kauf genommen hatten, konnten von ihm nicht zur Verantwortung gezogen werden.¹⁰ Darüber verbittert fällt er im englischen Exil ein vernichtendes Urteil über Altösterreich: „Es gab Jahrhunderte, in denen Cechen [sic!] und Deutsche wie Brüder nebeneinander lebten. [...] Erst unter den Habsburgern ging es den Cechen [sic!] dauernd schlecht. Aber die Habsburger waren keine Deutschen. [...] Die Habsburger waren Habsburger. Sonst nichts. Sie hatten kein Geschlecht, keine Nationalität, keine wirkliche Religion. Sie waren eine Mischung aus allen Lastern Europas.“

In einem späteren Beitrag für die pro-kommunistische Londoner sudetendeutsche Zeitschrift *Einheit* vom 1. August 1942 erzählt Sommer eine Geschichte aus dem Ersten Weltkrieg, die als Auseinandersetzung mit der Militärjustiz an die Kriegserlebnisse der Romanfiguren Pomplün und Chorina erinnert: Ein Protokollant erlebt empört den ersten Militärprozess, in dem ein Serbe aus ethnischen Ressentiments zu Unrecht zum Tode verurteilt wird. Dessen hartes Schicksal nimmt symbolisch Österreichs Untergang vorweg: „Und plötzlich merkte der Fähnrich, dass an dem Galgen das alte Oesterreich hing, der Völkerstaat, die Vereinigung von Nationen. Es streckte seine Zunge heraus. Es verhöhnte seine unwissenden Henker.“¹¹ Indem Sommer mit der Überschrift „Ich habe alles reiflich erwogen“ Franz Joseph I. „Rede an meine Völker“ zitiert¹², bezieht er die Person des in unzähligen Beispielen aus der Literatur kontrovers gezeichneten Kaisers¹³ indirekt in seine Kritik ein.

— rung nach Brixen geschafft wird; dieses Ereignis ist auch Gegenstand von Havlíček's eigenen berühmten satirischen „Tiroler Elegien“. 1855 todkrank zurückgekehrt wurde sein Begräbnis 1856 in Prag zu einer stillen Kundgebung gewachsenen tschechischen Nationalgefühls. Vgl. Karl Bosl (Hrsg.), *Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder*, Bd. III, *Die böhmischen Länder im Habsburgerreich 1848–1919*, Stuttgart 1968, S. 32–41; 57 f., 98; Josef Mühlberger, *Tschechische Literaturgeschichte*, München 1969, S. 83 f.

¹⁰ Diese Episode erschien unter der Überschrift „Eine Munitions-Fabrik fliegt in die Luft“ in der vom aus Prag stammenden bekannten Übersetzer, Erzähler und Dichter Otto Pick herausgegebenen Londoner Wochenzeitung „The European Press“, die nach dessen Tod, 1940, eingestellt wurde. Vgl. *European Press*, Nr. 1, 8. 3. 1940, S. 7 f. Dort erschien auch die Skizze „Der gute König Wenzeslaus“. Vgl. *European Press*, Nr. 5, 4. 4. 1940, S. 4.

¹¹ Ernst Sommer, *Ich habe alles reiflich erwogen*, in: *Einheit*. Sudeten German Anti-fascist Fourtnightly, (London), Nr. 15, 1. 8. 1942, S. 19–21. Zitat auf S. 20.

¹² Manifest Franz Joseph I., Bad Ischl, 28. Juli 1914. In „An meine Völker“ rechtfertigt der Kaiser den Krieg gegen Serbien und schwört „seine“ Völker auf den Sieg ein. Der Satz, auf den der Titel von Sommers Erzählung zurückgeht, lautet: „Ich habe alles geprüft und erwogen.“ Hier zitiert nach Hans Leo Mikoletzky, *Österreich im 20. Jahrhundert*, Wien 1969, S. 17; 22–24.

¹³ Einen guten Überblick bietet Leopold R. G. Declodt (Hrsg.), *An meine Völker*. Die Literarisierung Franz Joseph I., Bern 1998.

Mit *Der gute König Wenzeslaus* scheint bewiesen, dass Sommer ein unterschiedener Anti-Österreicher war. Und es stellt sich die Frage, ob Österreich schon allein deshalb so schlecht dargestellt werden musste, damit das lange unterjochte Böhmen um so glanzvoller in Szene gesetzt werden konnte. Doch dieser Schluss wäre allzu voreilig. Denn Sommers Kritik an Österreich hat ja eine längere Tradition als seine patriotische Hinwendung zu Böhmen. Die Gleichung: Je schlechter Österreich, desto besser die Tschechoslowakei, geht also nicht ganz auf. Andererseits ist es zutreffend, dass der viel bemühte „Mythos von Habsburg“¹⁴ hier nicht nur demontiert, sondern von einem Mythos um Böhmen abgelöst wird.

Einen weiteren Anhaltspunkt zu Sommers Bild von Österreich bietet der Roman *Revolte der Heiligen* (1944), Sommers bekanntestes Buch, das in einem Aufstand jüdischer Häftlinge in einem Arbeitslager in der ostpolnischen Provinz gipfelt.¹⁵ Der Roman entstand nicht lange, nachdem Sommer im Dezember 1942 in seiner Erzählung *Die Gaskammer* den technisierten Massenmord an den Juden — vermutlich als Erster — in die (deutsche) Literatur eingeführt hatte¹⁶. Das Verbindende zwischen den Romanfiguren ist, dass sie als Juden gemeinsam verfolgt, unterdrückt werden und von der Ermordung bedroht sind. So erheben sie sich schließlich auch als jüdische Märtyrer gemeinsam. Die einzelnen Nationalitäten spielen in diesem Kontext folglich eine untergeordnete Rolle. Eine der Figuren, der Linzer Baumeister Donner, ist dabei ein jüdischer wie ein österreichischer Held. An seinem Beispiel wird deutlich, dass Ernst Sommers Österreich-Wahrnehmung nicht auf der Höhe des Ersten Weltkriegs stehen geblieben ist. Denn Donner ist Arbeiterführer in den Februarkämpfen 1934 gewesen, die in der „antifaschistischen“ Literatur ein breites Echo gefunden haben.¹⁷ Sommer konstruiert hier die Kontinuität des Kampfes gegen den Faschismus.

¹⁴ Vgl. Claudio Magris' viel beachtete Studie: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*, Salzburg 1966, 21982. Als sinnvolle aktuellere Ergänzung zu Magris etwas einseitiger Sicht sei zu diesem Thema empfohlen: Wendelin Schmidt-Dengler, *Abschied von Habsburg*, in: Bernhard Weyergraf (Hrsg.), *Literatur der Weimarer Republik 1918–1933*, Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 8, Taschenbuchausgabe, München 1995, S. 483–548; siehe außerdem Joseph P. Strelka, *Literatur und Politik*, Frankfurt a. M.–Bern–Berlin u. a. 1992, S. 63–83.

¹⁵ Ernst Sommer, *Revolte der Heiligen*, Mexiko 1944.

¹⁶ Ernst Sommer, *Die Gaskammer*, in: *Einheit*, Nr. 25, 19. 12. 1942, S. 17–19. Vgl. Anthony Grenville, *The earliest Reception of the Holocaust: Ernst Sommers Revolte der Heiligen*, in: *German Life and Letters. Exile Studies Special Number 4* (1998), S. 250–265; Haacker, *Kampf ums Recht*, S. 260 ff.

¹⁷ Zu den Februarkämpfen 1934 und/oder dem „Austrofaschismus“ vgl. u. a. Fritz Brügel, *Februarballade*, (Gedichte) 1935, Paula Wallisch, *Ein Held stirbt*, 1935, Anna Seghers, *Der Weg durch den Februar*, (Roman) 1935, *Der letzte Weg des Koloman Wallisch*, (Erzählung) 1936, Friedrich Wolf, *Floridsdorf*, (Drama) 1936, Oskar Maria Graf, *Der Abgrund*, (Roman) 1936,

Sommers Beschäftigung mit Österreich setzt sich in Beiträgen für den Londoner *Zeitspiegel*, das Organ des Austrian Centre, fort. Es ist fraglich, ob ein unterschiedener Gegner Österreichs die Annäherung an die österreichische Exilzene in London gesucht hätte.

Am 24. Juni 1944 erinnert Sommer an den Maler Albin Egger-Lienz. „Wer an die kommende Erhebung der noch niedergehaltenen Völker denkt, besonders der Österreicher, und unter diesen wieder der Tiroler — müsste dem nicht plötzlich der Name eines Mannes einfallen, der den Willen Tirols zur Unabhängigkeit wie kein anderer dargestellt hat: der des Malers Albin Egger-Lienz!“ Denn Egger-Lienz (1868–1926) schöpfte in seiner Malerei aus den Motiven des Tiroler Aufstands unter Andreas Hofer. Sein vielleicht bekanntestes Bild „Der Totentanz von Anno Neun“, in der Österreichischen Nationalgalerie im Schloss Belvedere ausgestellt, zeugt eindrucksvoll davon. Geht es in Sommers Artikel vordergründig um künstlerische Betrachtungen, so stellt er schließlich doch wieder den Bezug zum Kampf gegen den Nationalsozialismus her. Über Eggers Bild des Tiroler Bauern urteilt Sommer: „... so bleibt er in unserem Bewusstsein stehen, der geborene Kämpfer. Seine Massen sind eingereiht und aufgeboden zur grossen Abwehr. Sie bilden den Landsturm derer, die sich niemals ergeben.“¹⁸

Hier lässt Sommers pathetisch-martialische Wortwahl aufhorchen. Denn sie nähert sich dem Sprachgestus, dessen sich auch die nationalsozialistische Propaganda bedient. „Abwehrkampf ohne Ergeben“, sozusagen bis zum letzten Blutstropfen — das ist Teil einer deutschen Sprachwirklichkeit, die Sommer selbst an anderer Stelle problematisiert.¹⁹ Und nicht nur in der Wortwahl gibt es Ähnlichkeiten. Es ist ein an anderer Stelle noch weiter zu untersuchendes Phänomen, wie die so genannte „antifaschistische“ Literatur, der wir Sommer zurechnen können, versucht, die gleichen historischen Kontexte wie die „Blut-und-Boden-Literatur“ für sich zu reklamieren. Gemeinsam ist beiden politischen Lagern dabei besonders die Vorliebe für Stoffe aus dem Umkreis der Bauernaufstände, die auch Ernst Sommer mehrfach gestaltet hat. So bot auch der Tiroler Aufstand nicht nur

Rudolf Brunngraber, *Der Weg durch das Labyrinth*, 1934/35, erschienen 1949, Franz Höllering, *The Defenders*, 1940, George E. Saiko, *Der Mann im Schilf*, (Roman) 1955, sowie politische Lyrik Jura Soyfers und sein Romanfragment „So starb eine Partei“. Als ein Beispiel für das internationale Echo der Ereignisse können Stephen Spenders „Vienna“ (1935) und Christopher Isherwoods „Prater Violet“ (1945) gelten.

¹⁸ „Landsturm“ — wengleich ein feststehender historischer Begriff aus den Befreiungskriegen — gemahnt irreführend gar an den „Volkssturm“, der allerdings erst etwas später, am 25. September 1944, gebildet wurde.

¹⁹ Vgl. Ernst Sommer, *Stellungnahme ohne Titel* in der Rubrik „Diskussion“, in: *Einheit*, Nr. 22, 23. 10. 1943, S. 25. Die Sorge um den Zustand der unter den Nationalsozialisten „geschändeten“ deutschen Sprache war allgemein eines der zentralen kulturellen Themen unter deutschen Exulanten. Victor Klemperer bewegte in Deutschland ähnliche Analysen zu seiner berühmten Studie „LTI. Notizbuch eines Philologen“ (Berlin 1947).

Sommer einen Anknüpfungspunkt. Die Literatur um regionale Volkshelden der Alpen wie Andreas Hofer und Michael Gaismair und die Besinnung auf den Tiroler Freiheitskampf, den oberösterreichischen Bauernkrieg und den Salzburger Aufstand erlebte in einer deutsch-nationalistischen Ausdeutung nach 1938 im nationalsozialistischen Kulturbetrieb eine Konjunktur.²⁰ Dabei kam den Nazis entgegen, dass diese historischen Kontexte schon zuvor — als Antwort auf die italienische Südtirol-Politik — in Tirol als regional-nationale Symbole wiederentdeckt worden waren. Selbst der Maler Egger-Lienz kam — immer schon als Tiroler Patriot verehrt und instrumentalisiert — posthum zu neuen Ehren: als Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs und als Maler, der aus seiner „Stammesart“ und dem „Volksgeist“ schöpfend das Bauerntum gestaltete — so jedenfalls heißt es im Vorwort zu Heinrich Hammers *Albin Egger-Lienz. Ein Buch für das deutsche Volk* (1938).²¹

Der Salzburger Bauernaufstand von 1525/26 unter der Führung des schildernden Heerführers Michael Gaismair, auf den auch der junge Erich Fried im Exil zurückgreift,²² ist Gegenstand eines Artikels von Ernst Sommer im *Zeitspiegel* vom 31. März 1945.²³ Wieder stellt er den Bezug zum Kriegsgeschehen her: „Der Zeitpunkt ist nahe, der sichtbar macht, was in Österreich unter Hitlers Herrschaft heranreife: Revolte oder Untergang. Wer auf die Revolte wartet, wird unwillkürlich an die Zeit des grossen Bauernkriegs denken, an den Kampf der Alpenländer, insbesondere der Salzburger.“ Diese Eingangsworte suggerieren, dass Sommer noch auf eine österreichische Selbstbefreiung vom

²⁰ Vgl. Johann Holzner, Das kulturelle System in Tirol 1938–1945, in: Uwe Baur / Karin Gradwohl-Schlacher / Sabine Fuchs, Macht, Literatur, Krieg. Österreichische Literatur im Nationalsozialismus, Wien–Köln–Weimar 1998, S. 67–79; Hansjörg Waldner, „Deutschland blickt auf uns Tiroler“. Südtirol-Romane zwischen 1918 und 1945, Wien 1990. Außerdem: Andreas Brandtner, Aneignung von Geschichte. Zur literarischen Verarbeitung des oberösterreichischen Bauernkriegs, in: Andreas Brandtner / Werner Michler (Hrsg.), Brechungen — Brücken. Beispiele österreichisch-slowenischer Literaturbeziehungen: Edward Samhaber / France Preseren / Drago Jancar. Publikation zur Ausstellung in der „Galerie im Stifter-Haus“, 5. Nov.–5. Dez. 1996, Linz 1996, S. 54–59.

²¹ Heinrich Hammer, Albin Egger-Lienz. Ein Buch für das deutsche Volk, Innsbruck o. J. [1938]

²² Bei Frieds Beschäftigung mit Gaismair handelt es sich um das „Oesterreichspiel“ „Gaismair überquert die Alpen“, das möglicherweise als Teil eines längeren Stücks konzipiert war. Wichtiger Unterschied ist, dass sich bei Fried der Widerstand der Bauern gegen Unterdrücker aus Bayern richtet und damit — in der politischen Übertragung — eher auf das Dritte Reich selbst und auf Bayern als ein Zentrum der nationalsozialistischen Partei. Das Typoskript des „Oesterreichspiels“, datiert 25. Januar 1943, befindet sich in Frieds Nachlass in Wien. Vgl. Volker Kaukoreit / Jörg Thuncke (Hrsg.), 126, Westbourne Terrace. Erich Fried im Londoner Exil (1938–1945). Texte und Materialien, Wien 2001, S. 163 f.

²³ Ernst Sommer, Salzburger Freiheitskampf vor 400 Jahren, in: *Zeitspiegel* (London), Nr. 13, 31. 3. 1945, S. 7 f. Zitat auf S. 8. In die gleiche Sphäre, die Bauernrevolten des Jahres 1525, führt auch ein weiterer Artikel Sommers. S. u. Anm. 30.

Faschismus hoffte, bevor man in den drohenden „Untergang“ — die Rote Armee rückte heran, österreichische Städte wurden bombardiert — gerissen würde. So schließt sein Artikel mit dem Appell: „Es ist Zeit, dass sich Österreich auf seine Helden besinnt und immer mehr zum Lande Michael Geissmeyers [sic!] wird, des ‚Junkers aus Etschland‘“. Sommers Vorstellung von einer möglichen Revolte in Österreich ist Hinweis darauf, dass seine Österreich-Wahrnehmung auf einer wesentlichen Annahme beruht: Österreich „unter Hitlers Herrschaft“ ist Opfer nationalsozialistischer Expansion. Die oft bereitwillige Beteiligung am nationalsozialistischen System und treue Bundesgenossenschaft wird keineswegs problematisiert. Nur die Befürchtung, Österreich könne als Vasallenstaat an der Seite der Deutschen untergehen, klingt an. Die Betonung von Österreichs Opferstatus deckt sich mit den Positionen der Moskauer Erklärung vom 30. Oktober 1943.²⁴ Diesem Bild entsprachen eine Vielzahl von Artikeln und Meldungen in der Londoner Exilpresse, in denen jahrelang das Bild von „Gärung in Oesterreich“ und „Kurswechsel in Oesterreich“ gezeichnet wurde: „Passive Resistenz der Landbevölkerung“, „Unruhe in der Jugend“, „Friedenssehnsucht“, „Wachsender Preussenhass“ vermeldeten zum Beispiel die Schlagzeilen der Londoner deutschsprachigen *Zeitung*.²⁵ Eine Loslösung der Österreicher von den Deutschen — etwa nach italienischem Vorbild — wurde als vorstellbar suggeriert. So heißt es am 12. November 1943 im Leitartikel „Unruhiges Oesterreich“, nach der Moskauer Deklaration, die „in Berlin wie ein Bombe eingeschlagen sei“, mache man sich dort Sorgen über „Defaitismus in Oesterreich“ und „separatistische Tendenzen“.²⁶

Vor dem Hintergrund der Moskauer Erklärung war die von Sommer thematisierte Frage, ob es in Österreich noch zur Revolte kommen würde oder nicht, von enormer Tragweite: Ob es gelinge, „die Massen noch vor der Niederlage der Deutschen auf dem oesterreichischen Kriegsschauplatz aus ihrer Apathie zu reissen und zu Leistungen zu führen, die im Sinne der Moskauer Deklaration der Grossmächte als Beitrag bei der Befreiung des Landes gewertet werden können, wird die nahe Zukunft erweisen“²⁷, ruft die *Zeitung* die historische Dimension der weiteren Entwicklung in Erinnerung.

Kommen wir zu unserer Ausgangsfrage zurück. „Ernst Sommer — deutscher Jude, tschechischer Patriot und Anti-Österreicher?“ Die Charakterisierung „deutscher Jude“ lässt sich, kulturell verstanden, aufrechterhalten. Die positive Hinwendung zur böhmischen Geschichte und die Parteinahme für den tschechi-

²⁴ Vgl. Stephan Verosta, Außenpolitik, in: Erika Weinzierl / Kurt Skalnik (Hrsg.), Das neue Österreich. Geschichte der Zweiten Republik, Graz–Wien–Köln 1975, S. 89–93.

²⁵ Die Zeitung (London), u. a. 12. 2. 1943; 9. 4. 1943; 14. 4. 1944; 9. 3. 1945; 5. 1. 1945.

²⁶ Die Zeitung, 12. 11. 1943, Leitartikel „Unruhiges Oesterreich“.

²⁷ Vgl. Die Zeitung, 5. 1. 1945: „Oesterreichische Wirklichkeit“, S. 9.

schen Widerstand rechtfertigt die Rede vom tschechischen Patrioten. Die Beschäftigung mit Österreich lässt sich jedoch nicht auf einen Nenner bringen. Da halten sich äußerst kritische Rückblicke auf das k.u.k. Österreich mit positiv empfundenen Beispielen aus der älteren österreichischen Geschichte sowie der jüngsten Vergangenheit, den Februarkämpfen, die Waage.

Von einer Abwertung Österreichs zugunsten einer Verklärung der Tschechoslowakei kann nur mit großen Einschränkungen die Rede sein. Denn die positive Darstellung historischen Widerstandes gegen Unterdrückung in Österreich ist in der Funktion, zum Freiheitskampf gegen den Faschismus aufzurufen, der Schilderung von tschechischem Freiheitskampf gleichwertig. In der „Einheitsfront“ gegen den Nationalsozialismus spielen historische, biographische, soziale, religiöse und staatliche Grenzen keine Rolle.

Negative Konstanten in Ernst Sommers Österreichbild lassen sich aber deutlich feststellen. Sommer macht aus seiner Ablehnung der k.u.k. Monarchie, insbesondere des Militärs und der Justiz, keinen Hehl. Während er in den ethnischen Problemen ein Grundübel der Donaumonarchie ausmacht, preist er 1942 in einem Artikel in der *Einheit* die Sowjetunion als gelungenes Gegenbild: die „Synthese aller Kulturen“²⁸.

In seinen Artikeln im *Zeitspiegel* bekennt sich Sommer zu österreichischen Helden. Die einen, von 1809, sind Freiheitskämpfer gegen autoritäre Fremdherrschaft. Die anderen, im Salzburger Aufstand, sind interne Opposition innerhalb Österreichs, aufständische Österreicher gegen Unterdrückung durch andere Österreicher. Michael Gaismair ist Herausforderer des Adels, vor allem des Hauses Habsburg.

Die Habsburger werden für Ernst Sommer — mit Ausnahme von Josef II — auch in einigen anderen Werken zur Zielscheibe der Kritik. Maria Theresia beschreibt er als „despotische, aber sehr gutherzige Kaiserin“²⁹ [sic!] und zeichnet ihren Sohn und Nachfolger dagegen mit einer gewissen Sympathie: „Beide waren konservativ und glaubten an ein straffes Regime. Aber während Maria Theresia diktatorisch über Leben und Sterben ihrer Untertanen bestimmte, trat Josef — seltsam inkonsequent — für Gewissensfreiheit und Menschenwürde ein“³⁰. Den jungen Erzherzog Franz, Herzog von Modena, schildert Sommer als einen skrupellosen Machtmenschen und Opportunisten,³¹ der seine geheimen Verbindungen zur Carbonari-Bewegung nach 1831 brutal beendet, nachdem sie ihm keinen Nutzen mehr versprechen. Mit Erzherzog Ferdinand, dem Fürsterz-

²⁸ Ernst Sommer, Sowjetunion — Synthese aller Kulturen, in: *Einheit*, Nr. 22, 7. 11. 1942, S. 13 f.

²⁹ Ernst Sommer, *Das Fräulein von Paradis* (Roman), Nürnberg 1951, S. 56.

³⁰ Ernst Sommer, *Das Fräulein von Paradis*, S. 60.

³¹ Ernst Sommer, Die Kunst, zu beiden Parteien zu gehören, in: *Die Zeitung*, 3. Jg., Nr. 322, 7. 5. 1943, S. 6.

bistum Salzburg und weiteren Teilen des Adels verbindet Sommer den Bruch des nach dem Bauernsieg bei Schladming am 30. August 1525 geschlossenen Salzburger Friedensvertrages sowie die folgende „Strafexpedition“ und das „Blutgericht von Radstadt“ über die gefangenen Bauern.³² Ferdinand II, Sieger der Schlacht am Weißen Berg von 1620, steht für die grausame Verfolgung der für ihre Selbstbestimmung eintretenden Böhmen. Im „Schicksal Böhmens nach der Weissenberger Schlacht“ findet Sommer sogar eine „unheimliche Parallele“ zur Entwicklung ab 1938.³³ Zu den Verbrechen, die Sommer Habsburg unter Ferdinand II anlastet, gehört „die Hinrichtung der 27 Grossen am 2. Juni 1621 — unvergesslich in ihrer barbarischen Grossartigkeit“ sowie der „Raub der Vermögen aller wirklichen und potentiellen Feinde des Hauses Habsburgs, wie er in der Geschichte kaum ein Beispiel hat“. Kaiser Ferdinands Dekret zur Vertreibung der nicht bekehrungswilligen Böhmen aus ihrer Heimat vom 6. Juni 1627 setzt Sommer mit der Austreibung der Juden aus Spanien unter Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien, 1492, gleich,³⁴ vor deren Hintergrund sein wichtiger Roman *Botschaft aus Granada* (1937)³⁵ spielt. Diese Verfolgung und Vertreibung der Böhmen durch die Habsburger ist — neben dem weiten Feld der Bauernkriege — das bevorzugte historische Thema Sommers; sein Typoskript *Die Böhmen gehen ins Exil* erschien 1943 unter dem Titel *Into Exile. The History of the Counter-Reformation in Bohemia (1620–1650)* in englischer Übersetzung.³⁶

³² Ernst Sommer, Das Volksgericht von Schladming, in: *Die Zeitung*, Nr. 291, 2. 10. 1942, S. 6. Vgl. eine allerdings knappe Darstellung dazu in: Erich Zöllner, *Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Wien–München 1990, S. 164.

³³ Dieses und die folgenden Zitate vgl. Ernst Sommer, *Die Böhmen gehen ins Exil*, Teil I., in: *Die Zeitung*, Nr. 303, 25. 12. 1942, S. 6 f. Ferdinands Rolle und besonders die Hinrichtung der Siebenundzwanzig werden in einem anderen Zeitschriftenbeitrag Sommers zu Reinhard Heydrichs Terror gegen die Tschechen in Beziehung gesetzt. Vgl. Sommer, *Traum des Protektors*, in: *Die Zeitung*, Nr. 185, 14. 10. 1941, S. 3.

³⁴ Ernst Sommer, *Die Böhmen gehen ins Exil*. (Fortsetzung und Schluss), in: *Die Zeitung*, 2. Jg., Nr. 304, 1. 1. 1943, S. 6 f.

³⁵ Ernst Sommer, *Botschaft aus Granada*, Leipzig–Mährisch Ostrau [Ostrava] 1937. Zu den späteren Auflagen gehört eine reichsdeutsche Ausgabe im zunächst noch tolerierten separaten jüdischen Vertrieb: Berlin, Jüdische Buch-Vereinigung 1938. Vgl. auch Haacker, *Kampf ums Recht*, S. 251–256.

³⁶ Ernst Sommer, *Into Exile. The History of the Counter-Reformation in Bohemia (1620–1650)*, translated by Victor Grove, Foreword by Arthur Stuart Duncan-Jones, Dean of Chichester, London [Dezember] 1943. Neben den schon erwähnten beiden Artikeln „Die Böhmen gehen ins Exil“ in der *Zeitung* geht Sommer nicht nur in „Tausend Jahre böhmischer Geschichte“ auf diese Zusammenhänge ein, sondern auch in weiteren Zeitschriftenbeiträgen — so in „300 Jahre sind nicht gewesen“, in: *Zeitspiegel*, Nr. 29, 18. 7. 1942, S. 6, und „Die Böhmen gehen ins Exil“, in: *Einheit*, Nr. 10, 8. 5. 1943, S. 15 ff. Siehe auch Sommer, *Tausend Jahre böhmischer*

Explizit rückt er darin Ferdinand in die Nähe von Hitler.³⁷ Wie in einem umfangreichen, nie zur Veröffentlichung gekommenen Projekt *Tausend Jahre böhmischer Geschichte* (1944) — einer Auftragsarbeit für das tschechoslowakische Außenministerium im Exil unter Jan Masaryk³⁸ — versucht Sommer in *Into Exile* eine Art literarische Nacherzählung von Geschichte; wenngleich um eine gewisse historische Genauigkeit bemüht, kann diese Form natürlich nicht wissenschaftlichen Ansprüchen genügen — und hatte auch gar nicht dieses hohe Ziel.

Bei Ausführungen zur Kultur entwickelt Sommer, befreit vom Ballast, der sich mit Habsburg verbindet, ein entspannteres Verhältnis zu Österreich.

Das ist ihm ohne weiteres möglich, da er zwischen einem politischen und einem kulturellen Österreich unterscheidet — hier die untergegangene Monarchie, dort ein anhaltendes fruchtbares Fluidum österreichischer Kreativität: „Geister überdauern den Körper, der sie gebar. Und wenn das Kaisertum Österreich auch schon in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die ersten Schritte auf dem Weg allen Fleisches tat, die Seele des Reiches ist heute noch lebendig. Sie bedeutet kein Reich mehr, sondern eine Kultur, nicht mehr Macht, sondern nur noch Sinn.“³⁹

Die Entwicklungen der bildenden Künste werden von Sommer im *Zeitspiegel* zum 250. Jubiläum der Wiener Kunstakademie ebenso kritisiert wie gelobt.⁴⁰ Und schließlich sieht er sich verblüfft damit konfrontiert, dass er selber —

Geschichte (Aus dem Vorwort zu einem in Vollendung begriffenen Werk), in: *Einheit*, Nr. 23, 4. 11. 1944, S. 1 f.

³⁷ Vgl. hierzu Stefan Bauer, *Ein böhmischer Jude*, S. 187–190. Statt aus „*Into Exile*“ zitiert Bauer aus dem der Übersetzung zugrunde liegenden deutschen Typoskript, das sich, wenigstens teilweise, im Sommer-Nachlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach a. N. befindet: „Ferdinand und Hitler: aus ganz großer Höhe betrachtet, sind sie einander ähnlich.“ Vgl. Bauer, *Ein böhmischer Jude*, S. 190.

³⁸ Ernst Sommer, *Tausend Jahre böhmischer Geschichte*. Typoskript im Nachlass, Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N. Zu den Hintergründen vgl. Bauer, *Ein böhmischer Jude*, S. 243–247.

³⁹ Ernst Sommer, *Der Weg von der Moldau zur Donau*, in: *Zeitspiegel*, Nr. 36, 8. 9. 1945, S. 5. Sommers Nachruf auf Franz Werfel ist — wie an anderer Stelle noch eingehender zu prüfen wäre — möglicherweise auf dessen wichtigen Essay „Ein Versuch über das Kaisertum in Österreich“ (1936) bezogen, der zunächst als Vorwort zu einer amerikanischen Ausgabe von Erzählungen („*Twilight of a World*“, New York 1937) erschien. Vgl. die deutsche Fassung in: Franz Werfel, *Zwischen Oben und Unten*. Prosa, Tagebücher, Aphorismen, Literarische Nachträge, München 1975, S. 493–520.

⁴⁰ Ernst Sommer, *Zweihundertfünfzig Jahre Wiener Kunstakademie*, in: *Zeitspiegel*, Nr. 1, 2. 1. 1943, S. 7. Sommer war Kunstexperte und -sammler. Vermutlich hat er sogar selbst Kunstgeschichte in Wien studiert, was sein Interesse und seine guten Kenntnisse zusätzlich erklären würde. Vgl. Werner Röder (Hrsg.), *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933/International Biographical Dictionary of Central European Emigres*

kulturell — Österreichisches verkörpere. Ein Rezensent machte schon 1935 darauf aufmerksam, dass Sommers Stil „Austriazismen“ enthalte. Dieser reagierte damals „auf das Tiefste beschämt“, weil er sich dem reinen Deutsch verschrieben hatte.⁴¹ 1945 bekennt Sommer jedoch in einer Besprechung von Johannes Urzidils Adalbert-Stifter-Novelle *Der Trauermantel*: „Ich redete mit der gleichen Selbstverständlichkeit Österreichisch, mit der ich atmete. [...] Wohl entwickelte Wien die österreichische Kultur. Aber die österreichische Sprache wurde am vollendetesten in Böhmen geschrieben, als die dort wohnenden Menschen noch gute Böhmen waren.“⁴²

In einem Nachruf auf Franz Werfel vom 8. September 1945⁴³ kommt er am Ende von Reflexionen über die fruchtbaren kulturellen Wechselbeziehungen zwischen Österreich und Böhmen zu einem überraschenden Schluss: Nach der sich abzeichnenden kollektiven Vertreibung der Deutschen aus den Sudetengebieten — die ihn als ein Unrecht empörte⁴⁴ — soll ausgerechnet Österreich deren kulturelles Erbe bewahren und auch zu einer neuen Heimat werden.

Als Ergebnis dieses Aufsatzes möchte ich das Wort vom „Anti-Österreicher“ Ernst Sommer modifizieren zu „Ernst Sommer: Deutscher Jude, tschechischer Patriot und Anti-Habsburger“.

1933–1945, Vol. II, München–New York–London–Paris 1983, S. 1093; Bauer, *Ein böhmischer Jude*, S. 20; Machácková-Riegerová, Ernst Sommer, S. 29.

⁴¹ Vgl. Ernst Sommer, *Eine österreichische Novelle*. „*Der Trauermantel*“ von Johannes Urzidil, in: *Zeitspiegel*, Nr. 39, 29. 9. 1945, S. 9.

⁴² Ebenda.

⁴³ Ernst Sommer, *Der Weg von der Moldau zur Donau*, in: *Zeitspiegel*, Nr. 36, 8. 9. 1945, S. 5.

⁴⁴ Vgl. dazu Haacker, *Kampf ums Recht*, S. 265 f.

WOLFGANG NEUGEBAUER / SIEGWALD GANGLMAIR
REMIGRATION¹

Seit den Anfängen des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DÖW) war die Beschäftigung mit dem Exil bzw. der Vertreibung von Österreichern und Österreicherinnen durch die Nationalsozialisten ein Schwerpunkt unserer Institution. Wiewohl die Bedeutung des kulturell-wissenschaftlichen Exodus erkannt wurde, lag zugegebenermaßen der Akzent der Forschungs- und Sammeltätigkeit des DÖW vielleicht zu lange auf dem politischen Exil. Somit wurden spezielle Bereiche, die Künste, die Musik, der Film, Psychologie, Soziologie und vieles mehr, außer Acht gelassen, wie es sich auch in den betreffenden Materialsammlungen des DÖW widerspiegelt. Aus heutiger Sicht würde ich im Chor mit den meisten Exilforschern und -forscherinnen feststellen, dass die Auswirkungen des kulturell-wissenschaftlichen Exils auf die Aufnahmeländer, insbesondere auf die USA, und nicht zuletzt die Rückwirkungen auf Österreich bedeutender und zukunftsreichlicher waren als jene des politischen Exils. Dieser Exodus bedeutete andererseits für Österreich, worin ziemlich alle hier übereinstimmen werden, einen enormen und nicht mehr korrigierbaren geistigen Aderlass.

Es eröffneten sich den österreichischen Flüchtlingen zu Kriegsende zwei Möglichkeiten einer neuen Lebensgestaltung: Rückkehr nach Österreich oder die dauernde Niederlassung im Exilland. Zwischen diesen beiden Polen — Verbleib oder Rückkehr — schälten sich noch einige Zwischenformen heraus: Es gab Emigranten wie etwa Ernst Karl Winter oder Otto Leichter, die relativ bald „heimkehrten“, enttäuscht wurden von den hiesigen Zuständen, wie ich diese noch weiter unten andeuten werde, und für dauernd Emigranten blieben; es gab solche, wie den Schriftsteller Erwin Rennert, die erst viel später nach Österreich zurückkehrten und hier blieben²; und zuletzt gab es nicht wenige Emigranten wie den Sozialisten Adolf Sturmthal oder den Soziologen Paul Neurath, die sich nach Gastprofessuren und Studienaufenthalten in Wien als „Bewohner zweier Welten“ betrachteten.³

¹ Vortrag der Autoren auf der Tagung „Exil et Retours d'Exil — Quelles contributions à la vie culturelle, politique, scientifique de la Deuxième République d'Autriche?“ in Rouen im November 2001, der in der Zeitschrift *Austriaca* Nr. 56, hrsg. v. Paul Pasteur u. Friedrich Stadler, im Juni 2003 erscheinen wird. Die Herausgeber haben uns freundlicherweise vorliegenden Vorabdruck gestattet.

² Erwin Rennert, *der welt in die quere. lebenserinnerungen 1926–1947*, Wien 2000.

³ Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940*. Veröffentlichung des Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte der Gesell-

Die Darstellung der Remigration österreichischer Hitlerflüchtlinge ist in Österreich über Ansätze nicht hinausgekommen. In den veröffentlichten Protokollen des 1975 gemeinsam vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur veranstalteten Internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945 findet dieser Begriff kaum Erwähnung⁴, ebenso wenig in den ersten DÖW-Publikationen „Österreicher im Exil“ in Frankreich und Belgien.⁵ Noch das Wiener Symposium vom Jahr 1987 über die Emigration und das Exil österreichischer Wissenschaft bezeichnete die österreichische Remigration als „ein eigenes Forschungsproblem für die Zukunft“.⁶ Von den Arbeiten aus jüngster Zeit scheint mir Helga Embachers Beitrag zu dem heuer von der Gesellschaft für Exilforschung herausgegebenen Internationalen Jahrbuch (Band 19) „Eine Heimkehr gibt es nicht? Remigration nach Österreich“ erwähnenswert, der eine Fülle von in der Literatur und in Erinnerungswerken verstreuten Hinweisen auf Remigration zusammenfasst und die wesentlichen Punkte, vor allem die objektiven Schwierigkeiten, die einer Rückkehr entgegenstanden, thematisiert.⁷

Die überwiegende Mehrzahl der Flüchtlinge war aus „rassischen“ Gründen vertrieben worden, und diese dachten nicht mehr an Rückkehr, sondern an Einbürgerung. Neben sehr persönlichen Motiven hielten mannigfaltige Gründe diese Emigranten und Emigrantinnen von einer Rückkehr ab: das Unrecht und die Demütigung, die sie in ihrer alten Heimat erlitten hatten; die allgemeine Lage im Nachkriegsösterreich mit seiner halbherzigen Entnazifizierung, dem nach wie vor praktizierten Antisemitismus, den ungelösten Vermögensfragen etc.; die inzwischen stattgefundene Integration im neuen Land, das allmählich bekannt ge-

schaftswissenschaften und des Instituts für Wissenschaft und Kunst, Wien 1987, S. 536. Siehe dazu Helga Embacher, *Eine Heimkehr gibt es nicht?*, in: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*, Bd. 19, 2001. Jüdische Emigration zwischen Assimilation und Verfolgung, Akkulturation und jüdischer Identität, München 2001, S. 187.

⁴ Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) / Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur (Hrsg.), *Österreicher im Exil 1934 bis 1945: Protokoll des internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945*, Wien 1977.

⁵ *Österreicher im Exil. Frankreich 1938–1945. Eine Dokumentation*, hrsg. v. DÖW, Wien 1984; *Österreicher im Exil. Belgien 1938–1945. Eine Dokumentation*, hrsg. v. DÖW, Wien 1987.

⁶ Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*. Internationales Symposium 19. bis 23. Oktober 1987 in Wien. Veröffentlichung des Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften und des Instituts für Wissenschaft und Kunst, Wien 1988, S. 28.

⁷ Embacher, *Eine Heimkehr gibt es nicht?*, S. 187–209. Vgl. dazu diverse Beiträge zur Remigration in Heinz Kienzl / Susanne Kirchner (Hrsg.), *Ein neuer Frühling wird in der Heimat blühen. Erinnerungen und Spurensuche. Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte*. Publikationsreihe des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, Bd. 38, Wien 2002.

wordene Ausmaß des Holocaust; nicht zuletzt die antisemitisch gefärbte, gegen RemigrantInnen gerichtete Stimmung in weiten Kreisen der Bevölkerung.

Studien belegen, dass der Entschluss für oder gegen die Rückkehr selten auf ein oder wenige Motive zurückzuführen war, sondern dass meist ein Bündel von Argumenten den Ausschlag gab. „Viele von ihnen, vor allem die Jüngeren (mich eingeschlossen)“, schreibt Henry Grunwald im Vorwort der DÖW-Dokumentation *Österreicher im Exil — USA*, „betrachteten sich eigentlich nicht als Exilierte, vielmehr als stolze neue Bürger einer neuen Heimat.“⁸ Schätzungen gehen dahin, dass von den rund 130.000 Geflüchteten bis 1959 nur 8000 zurückkamen.⁹

Demgegenüber fühlten sich die politischen Flüchtlinge wie Sozialdemokraten, Kommunisten, Christlich-Konservative und Legitimisten nie als Emigranten. Sie waren vielmehr bestrebt, nach dem Ende der Hitlerdiktatur so früh wie möglich zurückzukehren und das politische Leben daheim mitzugestalten. Sie, die zumeist in Exilorganisationen tätig waren, die für sie oft genug ein „psychisches Auffangnetz“ und eine „Restheimat“ in der Fremde waren, setzten sich in Wort und Schrift für die Rückkehr jüdischer Flüchtlinge ein, teils unter Vorspiegelung einer für sie „heilen“ Welt ohne Antisemitismus und der vollständigen Rehabilitierung und weitgehender Wiedergutmachung. So lud das Free Austrian Movement (FAM) im September 1944 in London zu einer Konferenz zur Klärung von Standpunkten hinsichtlich österreichischer Flüchtlinge in Großbritannien und anderswo. Ein eigens angelegter FAM-Spezialisten- bzw. Berufskataster sollte bezwecken, Kandidaten mit dringlichst benötigten Qualifikationen zur Hand zu haben und sie ins befreite Österreich zu schicken.¹⁰ Die Mitteilungs- und Informationsblätter der österreichischen politischen Exilorganisationen, wie *Zeitspiegel*, *Young Austria* in England, *Aufbau*, *Austro American Tribune* oder die monarchistische *Austria* in den USA, berichteten seit 1943 in sehr unterschiedlicher, oft diametral entgegengesetzter Einstellung über das Für und Wider einer Rückkehr; mit Kriegsende mischten sich dazu die ersten Berichte alliierter Soldaten vor Ort. Österreichische Emigranten wie Julius Deutsch oder Oscar Pollak unterbreiteten amerikanischen bzw. englischen Regierungsstellen oder dem European Advisory Committee Listen von Emigranten, denen aufgrund ihrer Bedeutung die ehestmögliche Rückkehr zu gewährleisten sei.¹¹

⁸ *Österreicher im Exil. USA 1938–1945. Eine Dokumentation*, hrsg. v. DÖW, 2 Bde., Bd. 1, Wien 1995, S. XI.

⁹ Siehe Embacher, *Eine Heimkehr gibt es nicht?*, S. 187.

¹⁰ *Österreicher im Exil. Großbritannien 1938–1945. Eine Dokumentation*, hrsg. v. DÖW, Wien 1992, S. 596 f.

¹¹ Ebenda, S. 608, 615 ff.; *Österreicher im Exil. USA*, Bd. 2, S. 703 ff., 710 f.

Ungeachtet der Standpunkte österreichischer ExilantInnen und Exilorganisationen entwickelten Großbritannien und die USA ihre eigene gegenseitig abgestimmte Regierungspolitik. Einer baldigen, womöglich gruppenweisen Rückkehr von EmigrantInnen legten sie sich schon aufgrund der komplexen Lage in ihren Besatzungszonen quer und verhängten ein allgemeines Rückreiseverbot, von dem nur in Einzelfällen abgegangen wurde. Diese Politik, die auf heftige Kritik der Exilorganisationen stieß, stand sehr wohl im Gegensatz zu jener der Sowjetunion und der Roten Armee, in deren Schlepptau KPÖ-Rückkehrer viel früher nach Wien bzw. in die sowjetische Besatzungszone gelangten und somit einen Startvorteil für sich verbuchen konnten. Oscar Pollak, der ehemalige Chefredakteur der *Arbeiter-Zeitung*, war der erste Einzelfall, für den eine Ausnahmeregelung vom allgemeinen Rückreiseverbot galt: Auf Wunsch der SPÖ und nicht ganz uneigennützig seitens des Foreign Office — Pollak sollte dieses über die Regierung Renner informieren — wurde er Mitte September 1945 nach Wien geschickt, um erneut die Leitung des SPÖ-Flaggschiffs zu übernehmen. Weitere Sozialdemokraten folgten alsbald nach; führende österreichische Kommunisten unterliefen zur Bestürzung des Foreign Office, dem die Moskaurückkehrer schon zahlenmäßig genug waren, das britische Einreiseverbot. Dieses wurde dann Ende Dezember 1945 aufgehoben, praktisch wirksam wurde die offizielle Erlaubnis zur Rückkehr erst Mitte 1946.¹²

Keine österreichische Nachkriegsregierung fand es der Mühe wert, die Vertriebenen offiziell zur Heimkehr aufzufordern oder einzuladen. Diese Haltung wurde von Seiten der Historiographie inzwischen ausreichend ausgeleuchtet, so manches Argument, wie der anhaltende, den Zusammenbruch des Dritten Reiches überdauernde Antisemitismus zitiert, ebenso der unorthodoxe Wiener Kulturstadtrat Viktor Matejka als die große Ausnahme. Die beiden Großparteien ÖVP und SPÖ standen der Rückkehr jüdischer EmigrantInnen, welche die überwiegende Mehrheit der Emigranten und Emigrantinnen bildeten, skeptisch bis ablehnend gegenüber. In der Politik waren für das bürgerlich-konservative Lager das Exil und die ExilantInnen so gut wie bedeutungslos; prominente Exilanten wie Ernst Rüdiger Starhemberg, Hans Rott, Willibald Plöchl, Ernst Karl Winter oder Josef Dobretsberger spielten nach ihrer Rückkehr keine politische Rolle mehr. Letzterer, Dobretsberger, ehemaliger Ständestaatsminister, der in seinem Exil in der Türkei Kontakte zum Kreis um Schütte-Lihotzky hatte, verließ nach seiner Rückkehr nach Österreich zwar nicht wieder seine angestammte, dafür aber seine politische Heimat, die ÖVP, zugunsten einer der KPÖ-Nähe verdäch-

¹² Ebenda, S. 599; Wolfgang Muchitsch, *Mit Spaten, Waffen und Worten. Die Einbindung österreichischer Flüchtlinge in die britischen Kriegsanstrengungen 1939–1945. Materialien zur Arbeiterbewegung*. Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Nr. 61, Wien 1992, S. 20 f.

tigten Neugründung, der Demokratischen Union.¹³ Die aus dem Exil zurückstrebenden Angehörigen des Hauses Habsburg mit Otto an der Spitze blieben durch die wieder in Kraft gesetzten Habsburgergesetze von 1919 landesverwiesen. Otto Habsburg konnte bekanntlich erst 1967 nach einer Verzichtserklärung nach Österreich zurückkehren.

In der österreichischen Sozialdemokratie dominierten nach 1945 die im Lande verbliebenen gemäßigt-rechten Kräfte — die Daheimgebliebenen; die Vertriebenen, oder aus anderer Sicht: die „Davongelaufenen“, waren wenig gefragt. In einer Sitzung des Parteivorstands der SPÖ am 15. Juli 1946, in der die „Frage der Rückkehr der Emigranten“ auf der Tagesordnung stand, kamen vornehmlich negative Stimmen zu Wort; lediglich Rosa Jochmann war für die Rückberufung von Wilhelm Ellenbogen und Manfred Ackermann eingetreten.¹⁴ Otto Leichter, selbst Emigrant in New York, charakterisierte in einem Briefwechsel mit Schärf diesen Gegensatz von „Inländern“ und Exilanten als „eine wirklich österreichische Spezialität“,¹⁵ die er sonst in keiner anderen sozialistischen Partei Europas, ja nicht einmal in einer bürgerlichen Partei in einem der Länder ortete, die Hitlers Opfer waren. „Denn wenn etwa die belgischen Genossen Deine Meinung hätten“, argumentierte Leichter weiter, „dann könnte Spaak nicht Ministerpräsident sein. Und wenn die tschechischen nationalen Sozialisten die österreichische Auffassung teilten, könnte Benes nicht Präsident sein. Und wenn die Franzosen Deinen Maßstab anlegten, würden die Franzosen de Gaulle als einen Feigling betrachten, während sie ihn noch immer als einen nationalen Helden ansehen.“¹⁶

Die neue Parteiführung, insbesondere das Duo Schärf-Helmer, suchte, wie bekannt, zum einen die wiedererstandene Partei nicht mit zu vielen Repräsentanten der Vorkriegs-Sozialdemokratie, den Austromarxisten oder in der Diktion Sturmthals mit „Feindfiguren aus der Ersten Republik“¹⁷ zu belasten, und wollte zum anderen, da der Anteil an jüdischen Funktionären in der Partei der Ersten Republik hoch war, diesmal vermeiden, erneut als „Judenpartei“ zu gelten.¹⁸

¹³ Peter Autengruber, Univ.-Prof. Dr. Josef Dobretsberger — Vom Bundesminister für soziale Verwaltung zum Obmann der Demokratischen Union, in: DÖW-Jahrbuch 1996, Wien 1996, S. 172–203, insbes. S. 172 ff.

¹⁴ Christian Fleck / Heinrich Berger, Gefesselt vom Sozialismus. Der Austromarxist Otto Leichter (1897–1973). Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft. Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd. 27, Frankfurt/Main 2000, S. 126–130.

¹⁵ Brief Otto Leichters an Adolf Schärf vom 29. 12. 1947, in: Fleck / Berger, Gefesselt vom Sozialismus, S. 173.

¹⁶ Ebenda.

¹⁷ Adolf Sturmthal, Zwei Leben. Erinnerungen eines sozialistischen Internationalisten zwischen Österreich und den USA, hrsg. v. Georg Hauptfeld / Oliver Rathkolb, Wien 1989, S. 16; Embacher, Eine Heimkehr gibt es nicht?, S. 189.

¹⁸ Ebenda. Vgl. John Bunzl / Bernd Marin, Antisemitismus in Österreich. Sozialhistorische und soziologische Studien, Innsbruck 1983, S. 65.

Liest man die diversen Erinnerungsbücher, beispielsweise eines Adolf Sturmthal, der sich nicht um seine eigene Rückkehr, sondern um die von Genossen wie dem greisen Wilhelm Ellenbogen kümmerte¹⁹, liest man die Briefe von Marianne Pollak an ihre im Ausland befindlichen Freunde²⁰, eines Otto Leichter²¹ und vieler anderer — aus allen spricht eine große Bitterkeit über die neue Kühle in der Partei gegenüber Emigranten. „Ich habe einen Brief des Genossen Schärf an Ellenbogen gelesen“, schreibt Otto Leichter am 22. August 1946 aus New York, „in dem zwei Gedanken sehr deutlich zum Ausdruck gebracht werden: Juden können selbstverständlich nach Österreich zurückkommen; sie werden sich durchaus unwohl fühlen, weil sie ganz andere Verhältnisse antreffen werden. Aber Nicht-Juden, die weggegangen sind — so fügt Genosse Schärf ausdrücklich hinzu — mit denen sind wir fertig. Das ist nicht nur eine umgekehrte Rassentheorie, sondern die Ablehnung der *politischen Emigration* — wohl ein einzigartiger Fall.“²² Es war kein einzigartiger Fall und auch kein einmaliger. Hugo Breitner, der verdienstvolle Finanzreferent des Roten Wien, wollte, ohne sich aufzudrängen, seine langjährige Erfahrung „mit der denkbar größten Bereitwilligkeit [...] der Partei zur uneingeschränkten Verfügung“ stellen.²³ „Die Sozialistische Partei hat Breitners Absicht mit großer Freude begrüßt und alles zu ihrer Verwirklichung getan“, verlautete der Nachruf zum Tode Breitners in der AZ im März 1946. Das hieß zum Hohn noch den Spott hinzuzufügen, denn die Partei hat nichts zur Verwirklichung getan, Hugo Breitner vielmehr drei Monate zuvor einen Absagebrief Renners zustellen lassen. Der aus dem skandinavischen Exil zurückgekommene Linksozialist Josef Hindels, von Helmer im Parteivorstand als „kommunistischer Agent“ verdächtigt, schildert in seinen Erinnerungen, wie ihm der Parteivorsitzende Adolf Schärf 1948/49 empfahl, nach Schweden zurückzukehren. Für ihn und seinesgleichen, erklärte Oskar Helmer, bestünde in Österreich kein Bedarf.²⁴ Der enttäuscht nach New York zurückgekehrte Otto Leichter sagte: „Ich passe in die Partei, wie sie sich nach 1945 entwickelt hat, nicht mehr hinein. Daher werde ich als Emigrant sterben.“²⁵

¹⁹ Sturmthal, Zwei Leben, S. 214 f.

²⁰ Vgl. Helene Maimann, „Die Rückkehr beschäftigt uns ständig.“ Vom Flüchtling und vom Wiederkommen, in: Helene Maimann (Hrsg.), Die ersten 100 Jahre Österreichische Sozialdemokratie 1888–1988, Wien 1988, S. 238, 241.

²¹ Fleck / Berger, Gefesselt vom Sozialismus, Anhang.

²² Brief Otto Leichter an Rosa Jochmann vom 22. 8. 1946, in: Fleck / Berger, Gefesselt vom Sozialismus, S. 218.

²³ DÖW 4937, Brief Hugo Breitners an Karl Seitz vom 4. 10. 1945.

²⁴ Josef Hindels, Erinnerungen eines linken Sozialisten, hrsg. v. DÖW / Bund sozialdemokratischer Freiheitskämpfer und Opfer des Faschismus, Wien 1996, insbes. S. 114, 120, 122.

²⁵ Ebenda, S. 121.

Die KPÖ, welche sich im Sinne der Volksfronttaktik um die Schaffung von vorgeblich überparteilichen Exilorganisationen wie das Free Austrian Movement mit österreichisch-patriotischer Ausrichtung bemüht hatte, strengte die Rückholung ihrer politischen Kader an. Unter Mithilfe der sowjetischen Besatzungsmacht gelang österreichischen Kommunisten die Einreise zu einem Zeitpunkt, als die USA und Großbritannien in ihren Besatzungszonen noch ein allgemeines Rückreiseverbot ausgesprochen hatten. In der Tat nahmen Remigranten in dieser Partei führende Positionen ein (1947 befanden sich unter den dreißig ZK-Mitgliedern 26 Remigranten)²⁶, doch der Einfluss der KPÖ auf die österreichische Politik ging nach 1945 alsbald stark zurück.

Der Einfluss des Exils und der Exilanten im wiedererstandenen Österreich war vorerst äußerst gering. Die österreichische Politik orientierte sich nicht an den ExilantInnen und RemigrantInnen, ebensowenig an NS-Opfern und WiderstandskämpferInnen, vielmehr bemühte sie sich um die weitaus größere Gruppe der ehemaligen Nationalsozialisten und Kriegsteilnehmer. Die positiven Einflüsse des österreichischen Exils begannen sich erst viel später auszuwirken und bemerkbar zu machen, und zwar seit der Ära Kreisky von 1970 bis 1983, der bekanntlich selbst Vertriebener jüdischer Herkunft und Remigrant war. War bislang die Öffentlichkeit allenfalls fragmentarisch über den wahren Charakter des Exils, das heißt, über die Härte des Exils aufgeklärt, so setzten nun Bemühungen zur geistigen und moralisch-symbolischen Heimholung der Vertriebenen, zur Integration des Exils in die österreichische Kultur ein. Es war nahe liegend, dass auch der Remigration, die mit dem Ende der fünfziger Jahre im Großen und Ganzen als abgeschlossen gelten kann, neue Aufmerksamkeit zuteil wurde.

²⁶ Österreicher im Exil. Großbritannien, S. 598.

EDITH BLASCHITZ

NS-FLÜCHTLINGE ÖSTERREICHISCHER HERKUNFT: DER WEG NACH ARGENTINIEN¹

Deutschsprachige Einwanderung in Argentinien

Ab den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde Argentinien aus wirtschaftlichen Gründen der europäischen Massenauswanderung geöffnet, vor allem Hunderttausende Menschen aus Südeuropa — mehrheitlich aus Spanien und Italien — ließen sich hauptsächlich in Buenos Aires nieder und prägten die Atmosphäre und Kultur der Hafenstadt. Der Stadtteil Belgrano wurde zum Zentrum der deutschsprachigen Kolonie. Waren es zunächst meist Kaufleute, kamen nach dem Ersten Weltkrieg bis zum Ende der zwanziger Jahre viele Wirtschaftsflüchtlinge, die einen Neubeginn suchten — „Amerika machen“ wollten. Zu Beginn der dreißiger Jahre lebten etwa 240.000 Deutschsprachige in Argenti-

¹ Die vorliegende Untersuchung stellt den Projektteilbericht der Verfasserin für die Projektgruppe Mitteleuropa im Rahmen der argentinischen Historikerkommission „Comisión para el Esclarecimiento de las Actividades del Nacionalsocialismo en la Argentina“ (CEANA, <http://www.ceana.org.ar>) 1997/98 dar und stützt sich auf in Österreich vorhandenes Aktenmaterial. Die Archivrecherche in Österreich fand unter Mitarbeit von Dr. Gabriele Anderl statt. Für die Unterstützung während der Recherche seien besonders Chefinspektor Hans Schwengersbauer, Abt. II/7, Bundesministerium für Inneres, und Dr. Rudolf Jeřabek, Staatsarchiv, bedankt. Nicht zugänglich waren mit dem Hinweis auf Datenschutz und Personalmangel die im Bundesministerium für auswärtige Angelegenheiten befindlichen Akten der Sektion II pol der Jahre 1946–1966 (Botschaft Buenos Aires) und die Akten der Rechtssektion des Außenministeriums (Auswanderung, Passangelegenheiten, Auslandsösterreicher/Argentinien). Namenlisten mutmaßlicher, nach Argentinien geflüchteter Nationalsozialisten wurden von der CEANA durch Dr. Holger M. Meding, Projektleiter der Gruppe Mitteleuropa, an die Verf. übermittelt und stellten den Ausgangspunkt der Nachforschungen dar. Deutsche Archive wie das Bundesarchiv, Koblenz, das Politische Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn, und die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Massenverbrechen in Ludwigsburg wurden für die Projektgruppe Mitteleuropa von Jürgen Müller bearbeitet. Der Endbericht der Projektgruppe Mitteleuropa ist unter <http://www.ceana.org.ar/final/meding.zip> abrufbar.

Im Zuge der aktuellen Überarbeitung des Textes wurden im Hinblick auf eine möglichst komplette Darstellung biografische Daten aus argentinischen Archiven (die Archive des „Ministerio del Interior“ und der „Dirección General de Migraciones, Area Certificaciones“) eingearbeitet, die von einer argentinischen CEANA-Projektgruppe (Leitung: Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final, <http://www.ceana.org.ar/final/jackisch.zip>) ausgewertet wurden.

nien, zum Großteil Wolgadeutsche, die in geschlossenen Kolonien im Landesinneren siedelten. Ungefähr 45.000 Deutschsprachige ließen sich in Buenos Aires nieder, darunter an die 9.000 Österreicher und Österreicherinnen.²

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 in Deutschland bedeutete auch für die deutschsprachige Kolonie in Argentinien eine einschneidende Veränderung. Einerseits begann sich, bedingt durch das Eintreffen der ersten deutsch-jüdischen Exilierten, eine als zusammengehörig empfindende Gemeinde deutschsprachiger Juden zu formieren,³ andererseits übernahm die offizielle „deutsche Kolonie“ ohne großes Zögern die Linie der neuen Machthaber im Deutschen Reich. Die „Gleichschaltung“ funktionierte im vielfältigen deutschen Vereinsleben ebenso wie in den ansässigen deutschen Firmen. Die erste nationalsozialistische Vereinigung in Buenos Aires war bereits 1931 gegründet worden.⁴ Die offizielle österreichische Vertretungsbehörde in Argentinien war besonders durch die veränderten politischen Verhältnisse ab 1934 in Österreich vor das Problem gestellt, sich von den reichsdeutschen Verbindungen distanzieren zu müssen. Da die österreichischen Einwanderer oft wirtschaftlich von den deutschen Firmen abhängig waren, konnte eine österreichisch-patriotische Einstellung dem beruflichen Fortkommen eher abträglich sein.⁵ Im Allgemeinen war die österreichische Einwanderung vor 1938 unpolitisch.

Ab 1933 emigrierten ca. 30.000 bis 40.000 deutschsprachige Flüchtlinge, darunter ca. 10 Prozent Österreicher und Österreicherinnen bzw. Personen, die noch vor 1918 in den ehemaligen Kronländern der Monarchie geboren waren,⁶ aus politischen oder „rassischen“ Gründen nach Argentinien. Argentinien nahm somit den größten Teil der deutschsprachigen Emigration in Lateinamerika auf.

² Die österreichische Kolonie in Argentinien betrug laut Volkszählung des Jahres 1936 8.837 in Österreich geborene Personen. República Argentina. Siehe: Municipalidad de la Ciudad de Buenos Aires. Cuarto Censo General 1936, Bd. 2, Buenos Aires 1939, S. 16–20. Zur differenzierten österreichischen Kolonie in Buenos Aires siehe: Edith Blaschitz, Auswanderer, Emigranten, Exilanten — die österreichische Kolonie in Buenos Aires. Von den Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs unter besonderer Berücksichtigung der Jahre 1918–1945, unveröffentl. Diplomarbeit, Wien 1992.

³ Die wenigen deutsch-jüdischen Familien vor 1933 waren in die deutschsprachige Kolonie integriert gewesen, die Toten wurden am protestantischen Friedhof begraben. Die osteuropäischen Juden lebten hauptsächlich im Stadtteil Onze.

⁴ 38 Gründungsmitglieder, 1937 umfasst die örtliche NSDAP bereits 1.500 Mitglieder. Siehe: Wolfgang Kießling, Exil in Lateinamerika (Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933–1945), Bd. 4, 2. Aufl., Leipzig 1984, S. 85.

⁵ Archiv der Republik, BMAA, Neues Politisches Archiv; Generalkonsulat Buenos Aires Karton 1/Austria Presse/Zl. 1783, Staudt 12. 7. 1933.

⁶ Gold vermerkt 1.740 Argentinien-Emigranten. Siehe: Hugo Gold, Geschichte der Juden in Wien, Tel Aviv 1966, S. 133.

Viele Exilierte ließen sich im traditionell von Deutschsprachigen bewohnten Stadtteil Belgrano nieder.⁷ Besonders für ältere Menschen bestand somit kein Zwang zur sprachlichen Assimilation, man konnte sich mit Deutsch gut zurechtfinden. So lebten und agierten in Buenos Aires, oft sogar auf denselben Stadtteil konzentriert — unter den Rahmenbedingungen des argentinischen Alltags — politisch Indifferente, NS-Befürworter, NS-Gegner und Opfer der NS-Politik aus Österreich und Deutschland.

Die legale Auswanderung aus Österreich nach 1945

In den ersten Nachkriegstagen waren Reisen allen Österreicherinnen und Österreichern verboten. Ab 1946 musste den Formularen zur Beantragung eines Reisepasses eine „Bescheinigung der Meldestelle zur Registrierung der Nationalsozialisten“ vorgelegt werden,⁸ Ausreisegenehmigungen wurden nur an Personen erteilt, die nicht Mitglieder oder Anwärter der NSDAP gewesen waren. Ausreisegenehmigungen für Personen, die Mitglieder der NSDAP, SA oder SS waren, wurden nur in Ausnahmefällen gestattet.⁹ Nach dem Entnazifizierungsgesetz 1947 wurden alle amnestierten ehemaligen Nationalsozialisten — so genannte „Minderbelastete“ — nichtregistrierten Personen gleichgestellt, d. h. sie durften uneingeschränkt ausreisen. Auslandsreisen von Personen, die als „belastete“ Nationalsozialisten galten, bedurften in jedem Einzelfall der vorherigen Genehmigung durch die Besatzungsmächte.¹⁰

Obwohl entsprechende Ausreisearträge in sechsfacher Ausführung beim zuständigen Bezirkskommissariat gestellt werden mussten, sind sie in Österreich nicht erhalten geblieben, womit eine Quantifizierung legal ausgewanderter „belasteter“ Nationalsozialisten nicht möglich ist. Selbst der Versuch einer Quantifizierung der gesamtösterreichischen Nachkriegsauswanderung gestaltet sich schwierig. Es existiert keine österreichische (Aus-)wanderungsstatistik.¹¹ Die einzig vorliegenden Daten, dem Statistischen Handbuch entnommen, dürften wohl nur einen Bruchteil der tatsächlichen Auswanderungszahlen abdecken. Die

⁷ In Belgrano entwickelte sich das so genannte „Belgranodeutsch“, mit direkt aus dem Spanischen „eingedeutschten“ Versatzstücken.

⁸ Dienstanweisung 29. 6. 1946, Polizeidirektion Wien P4105/c/46, Archiv Polizeidirektion Wien.

⁹ Dienstanweisung 14. 6. 1946, Polizeidirektion Wien P4105/c/46, Archiv Polizeidirektion Wien.

¹⁰ Richtlinien für die Ausstellung und Bearbeitung von Sichtvermerken und Reiseausweisen durch die österreichischen Passbehörden, hrsg. v. Bundesministerium für Inneres, Wien 1952, S. 12 f. Gesetzgebung siehe unten.

¹¹ Adelheid Bauer-Fraiji/Abderrahim Fraiji, Auswanderung von Österreichern und Österreicherinnen nach 1945, in: Traude Horvath/Gerda Neyer (Hrsg.), Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Wien–Köln–Weimar 1996.

Daten wurden vom Wanderungsamt bereitgestellt, eine für Auswanderung zuständige Beratungsstelle, die aufgrund ihres informellen Charakters keine exakten Aussagen treffen konnte. Zwischen 1948 bis 1955 emigrierten dieser Aufstellung zufolge 879 Österreicher nach Argentinien.¹²

Die argentinischen Einwanderungsbehörden registrierten im Vergleichszeitraum (ab 1947) 13.895 aus Österreich gebürtige Einreisende, 9.710 Ausreisende, woraus sich ein Saldo von 4.185 Personen ergibt.¹³ Ergänzend dazu die Daten der argentinischen Volkszählung 1980, in der von insgesamt 8.095 in Österreich geborenen Personen 2.014angaben, in der Zeit zwischen 1947 und 1959 eingewandert zu sein.¹⁴ Die große Spanne der vorliegenden Zahlen verstärkt den wohl nur präsumtiven Charakter der österreichischen Statistik.

Auch in den ersten Nachkriegsjahren galt Argentinien als eines der wichtigsten Ziele für österreichische Auswanderungswillige. Im August 1948 erschien in der „Wiener Tageszeitung“ ein Artikel, der Argentinien als ideales Auswanderungsland auswies. Die argentinische Regierung sei — im Gegensatz zu den meisten anderen Staaten — interessiert, „Millionen Einwanderer“ aufzunehmen, die Reisekosten würden ebenfalls übernommen. Zudem seien die wirtschaftlichen Verhältnisse sehr gut, Neuankömmlinge könnten „am Wohlstand teilnehmen“ hieß es im genannten Artikel¹⁵. Solcherart verklärt, nimmt es nicht wunder, wenn potenzielle Auswanderer, die im besetzten und wirtschaftlich verarmten Österreich keine Chance mehr sahen, in das vermeintlich paradiesische Argentinien wollten.

Um einen Reisepass zu erlangen, musste eine „Freistellungserklärung“ des Arbeitsamtes vorliegen, d. h. der Antragsteller durfte nicht zu den dringend für die Volkswirtschaft benötigten Arbeitskräften gehören. Für ein Visum war eine Schiffskarte, ein gültiger Reisepass und oft ein Arbeitsvertrag notwendig. Um ein Visum zu erhalten, musste allerdings eine Schiffspassage in US-Dollar gezahlt werden. Da in Österreich aber kaum Devisengenehmigungen zu erhalten waren, konnte dies nur mit Hilfe des Auslandes geschehen¹⁶, d. h. meist waren wohl bereits im Ausland ansässige Bekannte oder Verwandte behilflich.

¹² 1948: 425 Personen, 1949: 180, 1950: 132, 1951: 70, 1952: 32, 1953: 15, 1954: 12, 1955: 13, in: Statistisches Handbuch für die Republik Österreich, hrsg. v. Österreichischen Statistischen Zentralamt, 1955–1971, Jg. VI–XXII.

¹³ Holger Meding, Flucht vor Nürnberg? Deutsche und österreichische Einwanderung in Argentinien 1945–1955, Köln–Weimar–Wien 1992, S. 133, nach Statistiken der „Dirección de Migraciones, período 1948–1957.“

¹⁴ Censo Nacional de Población y vivienda 1980: serie D población. Resumen Nacional Ministerio de Economía.

¹⁵ Wiener Tageszeitung, 8. 8. 1948. In: AdR/BMfa/II pol 1948, Karton 61.

¹⁶ Richard Klatovsky, Südamerika heute — Unentbehrliche Ratschläge für Auswanderer (Sonderheft 3 der Wiener Wochenausgabe), Wien o. J. [1949], S. 11 f.

Die illegale Auswanderung

Die Aufteilung Österreichs durch die vier Besatzungsmächte Frankreich, Sowjetunion, Großbritannien und die USA beinhaltete neben unterschiedlicher Gesetzgebung unterschiedliche Richtlinien in der Verfolgung von Kriegsverbrechern. Die einzelnen Besatzungsmächte versuchten in ihrem jeweiligen Einflussgebiet Entnazifizierungsmaßnahmen durchzusetzen bzw. aufgrund von „Schwarzen Listen“ verdächtige Nationalsozialisten zu verhaften und zu internieren. In den Wirrnissen der ersten Nachkriegszeit genügte oftmals ein Wechseln der Besatzungszonen, um sich der Verfolgung zu entziehen. Gezielte Suche ohne gemeinsames Konzept war zunächst nicht möglich. Erst nachdem die neu eingesetzte österreichische Regierung 1946 weit reichende Vollmachten erhalten hatte, konnte die Suche koordiniert werden.¹⁷ In den Staatspolizeilichen Fahndungsblättern des Bundesministeriums für Inneres wurden Personen von der zuständigen Polizeidirektion bzw. über vorliegende Haftbefehle der Justiz zur Ausschreibung gebracht (Vergehen bzw. Verdacht des Vergehens gegen das Verbot- und/oder Kriegsverbrechergesetz). Obwohl die Polizei im Zuge der Ermittlungen gewisse Fluchtrouten ausmachen konnte, fand die Suche selbst stets personenbezogen statt, ohne sie auf eine höhere Ebene einer routenbezogenen Suche zu stellen.

Waren die Gesuchten nichtösterreichischer Staatsbürgerschaft wurde eine Aufenthaltsermittlung nur aufgrund konkreter Ansuchen der zuständigen Staatsanwaltschaft bzw. aufgrund eines internationalen Haftbefehls durchgeführt. In Bezug auf deutsche Staatsbürger, die in der Folge nach Argentinien flüchteten, konnte in den Akten der zuständigen Abteilung des österreichischen Innenministeriums bis 1957 kein derartiges Ansuchen festgestellt werden. Erst in späteren Jahren kam es nach entsprechenden Hinweisen zur Aufdeckung von Fluchttorten bzw. Fluchthelfern (wie 1985 die Affäre des Altbürgermeisters des Tiroler Grenzdorfes Gries Jakob Strickner im Zusammenhang mit der Flucht Josef Mengeles¹⁸). So lässt sich etwa der Fluchtweg des aus München stammenden Kurt Christmann, Leiter der Gestapo Klagenfurt und Salzburg und später wegen Partisanentötung verurteilt, der über Österreich geflüchtet sein soll, anhand ös-

¹⁷ Dieter Stiefel, Nazifizierung plus Entnazifizierung = Null? Bemerkungen zur besonderen Problematik der Entnazifizierung in Österreich, in: Sebastian Meissl/Klaus-Dieter Mulley/Oliver Rathkolb (Hrsg.), Verdrängte Schuld, verfehlt Sühne: Entnazifizierung in Österreich 1945–1955. Symposium d. Instituts f. Wissenschaft und Kunst, Wien März 1985, Wien 1986, S. 28–37, hier S. 31.

¹⁸ Nachdem sich Jakob Strickner einer Illustrierten gegenüber zunächst als Fluchthelfer Mengeles zu erkennen gegeben hatte, bestritt er dies nach dem öffentlichen Interesse energisch (Personalakt Jakob Strickner, Dokumentationszentrum des Bundes Jüdischer Verfolgter).

terreichischer Akten nicht nachvollziehen.¹⁹ Gesichert jedoch ist der Aufenthalt Hans Hefelmanns, geboren in Dresden und als Amtsleiter der Führerkanzlei für Euthanasiemaßnahmen zuständig. Ab Mai 1947 offiziell unter seinem richtigen Namen in Innsbruck, Tirol, gemeldet, heiratete er im November desselben Jahres am dortigen Standesamt eine gebürtige Münchnerin.²⁰ Da beide bei ihrer polizeilichen Meldung die Staatsbürgerschaft der Dominikanischen Republik angaben²¹, dürfte die Auswanderung wohl mittels dominikanischer Pässe erfolgt sein. Ob die Caritas an dieser Auswanderung beteiligt war — wie in Presseberichten behauptet²² — lässt sich nicht feststellen.

Auch bei österreichischen NS-Flüchtlingsen lässt sich, soweit bekannt, Tirol als Drehscheibe ausmachen. Armin Dadiou, Gauhauptmann der Steiermark, hielt sich nach Ermittlungen der Staatspolizei bis 1948 unerkannt in Graz auf und flüchtete im März desselben Jahres von Nauders in Tirol nach Italien.²³ Oswald Menghin, kurzfristig Unterrichtsminister des „Anschluss-Kabinetts“, versuchte ebenfalls im März 1948 von Nauders aus, über die italienische Grenze zu gelangen. Zwar wurde er zunächst von der italienischen Polizei gefasst, nach Österreich zurückgebracht und in Nauders vorübergehend festgehalten, am 30. 3. 1948 gelang ihm aber erneut die Flucht.²⁴ SS-Oberscharführer und ehemaliger Lagerkommandant des Ghettos Przemysl Josef Schwammberger floh im Januar 1948 aus dem Lager der französischen Besatzung „Oradour“ bei Schwaz in Tirol.

Besonders auffällig ist die Flucht eines Personenkreises, der schon seit den Zeiten der Illegalität miteinander bekannt war. Fritz Lantschner, Erwin Fleiss und Franz Sterzinger saßen gemeinsam in der illegalen Gauleitung Tirols, die

¹⁹ Kurt Christmann, geb. 1. 6. 1907 in München, von Herbst 1939 bis Juli 1942 Leiter der Staatspolizeistelle Salzburg, Leiter der Geheimen Staatspolizei in Klagenfurt vom 15. 8. 1943 bis 1. 1. 1944, anschließend Leiter eines Einsatzkommandos im Kaukasus. Wurde unmittelbar nach Kriegsende in der Gegend von Saalfelden von US-Truppen festgenommen, kurze Internierung im Lager Marcus W. Orr (Glasenbach), danach in ein Lager in Deutschland überstellt. Soll von dort über Österreich nach Rom, 1946 nach Argentinien geflohen sein. 1965 Rückkehr nach München, hier 1980 wegen Partisanentötung zu zehn Jahren Haft verurteilt.

²⁰ Hans Hefelmann, geb. 4. 10. 1906 in Dresden, floh 1948 nach Argentinien, kehrte nach Deutschland zurück und wurde 1964 in Limburg wegen Beihilfe zum Mord in 75.000 Fällen angeklagt. Das Verfahren wurde jedoch abgebrochen und Hefelmann für dauernd verhandlungsunfähig erklärt.

²¹ Auskunft Tiroler Landesarchiv an d. Verf., 2. 4. 1998.

²² Zeitungsausschnittsammlung Nationalsozialistische Kriegsverbrecher, DÖW, Stichwort Kurt Christmann.

²³ AdR, GA 345.291 (Armin Dadiou).

²⁴ Schreiben des Landesgendarmierikommandos für Tirol vom 31. 5. 1948 (LG Wien, Vg 6b Vr 4105/46).

Tiroler Polizei- und SS-Angehörigen Franz Rubatscher und Fridolin Guth waren zumindest mit Fritz Lantschner gut bekannt.²⁵

Nach den vorliegenden Daten der argentinischen Einwanderungsbehörde Dirección de Migraciones war Franz Rubatscher der Erste der Tiroler Gruppe, der Argentinien erreichte. Er reiste auf dem Landweg von Uruguay im Oktober 1947 in Argentinien ein — unbekannt ist, wie er nach Uruguay gelangte. Rubatscher könnte als Kontaktperson für die Übrigen gedient haben, Guth gab bei seiner Einreise im Oktober 1948 explizit „Franz Rubatscher [sic!] — Hotel San Carlos de Bariloche“ als Referenz an. Fritz Lantschner traf im Sommer 1948 in Argentinien ein, auch Franz Sterzinger dürfte in diesem Zeitraum von Italien nach Argentinien gelangt sein.²⁶

Im Herbst desselben Jahres kamen aber auch der ehemalige Kommandant des Rigaer Ghettos Eduard Roschmann und der SS-Mann Josef Vötterl in Argentinien an.²⁷ Alle Genannten kamen per Schiff von Genua und verfügten über einen Pass des Internationalen Roten Kreuzes, versehen mit einem Visum des argentinischen Konsuls in Genua.²⁸ Die Route über Genua wählten auch der ehemalige NS-Minister und Generalkommissar für Finanz und Wirtschaft Hans Fischböck und SS-Obersturmführer Josef Janko im Februar 1951, wiederum mit Pässen des Internationalen Roten Kreuzes ausgestattet.

Ob die Übereinstimmungen der Fluchtwege und Ausweispapiere auf über persönliche Netzwerke hinausgehende Strukturen hinweisen, konnte durch die vorliegenden, in Österreich zugänglichen, Akten nicht geklärt werden. Die Existenz einer Fluchthilfeorganisation wie etwa einer Vereinigung von SS-Mitgliedern (ODESSA — „Organisation Der Ehemaligen SS-Angehörigen“), oder „Die Spinne“²⁹ wurde von den österreichischen Behörden nicht überprüft — ebenso wenig die Rolle etwaiger Fluchthelfer wie Bischof Alois Hudal, die Involvierung des Vatikans, der Caritas oder des Internationalen Roten Kreuzes.

Da Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem als Transitland für „Displaced Persons“ galt, war den Behörden eine Kontrolle der Auswanderung

²⁵ Siehe Gauakten Rubatscher und Guth, beide geben Fritz Lantschner als Referenz an, alle drei illegalen Nationalsozialisten waren nach der Beteiligung am nationalsozialistischen Putschversuch im Juli 1934 nach München geflohen. AdR, GA 335.215 (Franz Rubatscher); AdR, GA 174.487 (Fridolin Guth).

²⁶ Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final, S. 11. Erwin Fleiss kam im selben Zeitraum von Paraguay nach Argentinien, die Fluchtroute konnte nicht nachvollzogen werden — siehe ebenda, S. 7.

²⁷ Ob Roschmann und Vötterl mit der Gruppe aus Tirol in Beziehung standen, ist nicht bekannt.

²⁸ Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final, S. 7.

²⁹ Siehe u. a. Rena Giefer/Thomas Giefer, Die Rattenlinie. Fluchtwege der Nazis. Eine Dokumentation, Frankfurt/M. 1991.

nur bedingt möglich. Insgesamt hielt sich zwischen Kriegsende und 1950 ca. eine Million Menschen vorübergehend in Österreich auf.

Die Fluchtrouten der übrigen österreichischen NS-Flüchtlinge ergeben kein einheitliches Bild. Josef Schwammberger, der aus einem Lager in Tirol geflohen war, erreichte 1949 Argentinien per Schiff von Marseille aus, Reinhard Spitzky kam nach eigener Aussage 1948 über Spanien. Eine Einladung der argentinischen Regierung wurde nur im Falle des Ur- und Frühgeschichtlers Oswald Menghin angedeutet.³⁰ Der ehemalige Rektor der Technischen Hochschule Graz und Gauamtsleiter Armin Schoklitsch folgte seiner Familie, die im Februar 1949 nach Argentinien auswanderte.³¹ Zwar war das gegen ihn laufende Verfahren im Juli 1948 eingestellt worden, ob der als „belastet“ eingestufte Schoklitsch eine offizielle Ausreisegenehmigung erhielt — erst 1952 wurde er rehabilitiert —, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden.

Der erste Hinweis auf Argentinien als Zufluchtsort ehemaliger Nationalsozialisten fand sich in den österreichischen Medien im Jahre 1950. So wurde im Zuge der Affäre Tauschitz (siehe unten) in der Zeitung des kommunistischen Mexiko-Emigranten Bruno Frei Buenos Aires als „bekanntlich illegale(s) Nazizentrum“ bezeichnet.³² Auch die Fluchtrouten waren bekannt: Im Fall Schwammberger teilte die Bundespolizeidirektion Innsbruck 1954 mit, dass der Gesuchte „wie ein größerer Prozentsatz flüchtig gewordener ehemaliger SS Angehöriger über Bozen–Genua nach Südamerika (Argentinien) geflüchtet sein“ dürfte.³³

Die Verbindung Argentiniens mit geflohenen Nationalsozialisten führte in einigen Fällen allerdings dazu, dass man Geflüchtete fälschlicherweise in Argentinien vermutete. So wurde noch 1956 der ehemalige Gauleiter Tirols Franz Hofer im Staatspolizeilichen Fahndungsblatt als „derzeit angebl. in Argentinien“ aufhältig bezeichnet, ebenso wie man den ehemaligen SS-Standartenführer Richard Hochreiner in Argentinien vermutete. Beide lebten allerdings unter falschem Namen weiterhin im deutschsprachigen Raum: Hofer in Mülheim a. d. Ruhr und Hochreiner in Salzburg.³⁴

³⁰ Allerdings in einem Menghin äußerst wohlgesonnenen Zeitungsartikel, siehe Salzburger Nachrichten, 18. 12. 1956, S. 3 (= DÖW 13.169).

³¹ Für dieses Datum von der Familie gekaufte Schiffskarten werden im Akt AdR/BMI/ZI. 113.303-2/52 erwähnt.

³² Der Abend, 17. 1. 1950, Nr. 13, S. 1.

³³ AdR/BMI/ZI. 10.016/14-II/7/NS/91.

³⁴ Staatspol. FBI 1/56, 31.01.1956 bzw. Zeitungsausschnittsammlung Nationalsozialistische Kriegsverbrecher, DÖW, Stichwort Richard Hochreiner (Neue Zeit, 15. 9. 1961). In Argentinien wurden weiters vermutet, ohne dass der Aufenthalt verifiziert werden konnte: Rudolf Mildner, geb. 10. 7. 1902 in Johannestal, Schlesien, österreichischer Staatsbürger bis 1935, Stellvertreter Leiter bzw. Leiter der Gestapoleitstelle Wien. Die Argentinien-Verbindung ergab sich

Der Fall von Erich Rajakowitsch — SS-Angehöriger und verantwortlich für die Deportation niederländischer Jüdinnen und Juden — dokumentiert, dass sich NS-Flüchtlinge teilweise nur kurzfristig in Argentinien aufhielten. Rajakowitsch, der ab 1946 in Triest lebte, übersiedelte aufgrund eines laufenden Haftbefehls 1951 nach Buenos Aires, um von sicherer Entfernung aus einen Antrag auf „Belassung auf freiem Fuss“ zu stellen. Dem Antrag wurde stattgegeben, worauf Rajakowitsch seinen Wohnsitz im August 1952 nach Graz verlegte.³⁵

Entnazifizierung und Fahndung nach Kriegsverbrechern in Österreich

Die Entnazifizierung in Österreich wurde von den vier Besatzungsmächten und von den drei im österreichischen Parlament vertretenen politischen Parteien gemeinsam getragen.³⁶

Die österreichische Regierung setzte zwei Gesetze in Kraft: das Verbotsgesetz (Verbot der nationalsozialistischen Partei und all ihrer Organisationen, Bestrafung jeder nationalsozialistischen Betätigung, Verfolgung bestimmter höherer Funktionäre der NSDAP, die ihr in der „Verbotszeit“ bereits angehört ha-

hier durch einen Hinweis Adolf Eichmanns, der angab Mildner 1958 dort getroffen zu haben. Mildner gilt seit 1946 als verschollen, als Fluchtort wurde u. a. Ägypten vermutet. — Siegfried Uiberreither, geb. am 29. 3. 1908 in Salzburg, Gauleiter der Steiermark. Floh aus dem Internierungslager Dachau. Laut Presseberichten mit seiner Familie über Hilfe Bischof Hudals 1948 nach Argentinien. Weitere Vermutungen, dass Uiberreither in Bolivien verstorben sei bzw. in Deutschland unter falschem Namen gelebt haben soll. — Gustav Franz Wagner, geb. 18. 7. 1911 in Wien, gest. 1980 in Brasilien, SS-Oberscharführer und Stellvertreter des Kommandanten im Vernichtungslager Sobibor. Galt ab 1946 als in Argentinien aufhältig. Flüchtete allerdings nach Damaskus, Syrien, und reiste 1949 in Brasilien ein, wo er 1978 entdeckt wurde. Auslieferungsgesuche wurden von Brasilien abgelehnt, Selbstmord 1980 in Brasilien. — Dr. Aribert Heim, geb. 28. 6. 1914 in Bad Radkersburg, Arzt im Konzentrationslager Mauthausen, seit 1962 per Interpol gesucht, wurde ebenfalls in Uruguay oder Argentinien vermutet.

³⁵ Personalakt Erich Rajakowitsch, Dokumentationszentrum des Bundes Jüdischer Verfolgter (aus: Gerichtsakten Erich Rajakowitsch II Vr. 2400/46 LG Graz). Möglicherweise stand Rajakowitsch mit Hans Fischböck in Verbindung, den er sowohl aus Wien, wie auch aus seiner Tätigkeit in den Niederlanden kannte. Zur Person: Erich Rajakowitsch (später: Raja), geb. 23. 11. 1905 in Triest, Rechtsanwalt und SS-Untersturmführer, führende Persönlichkeit für Arisierung- und Auswanderungsfragen, ab 1941 in Holland als Mitarbeiter des Reichssicherheitshauptamtes für die Deportation niederländischer Juden verantwortlich. 1953 wurde das am Landesgericht Graz laufende Verfahren nach dem Kriegsverbrechergesetz eingestellt, 1964 wegen Mitschuld am Mord wiederaufgenommen. Verurteilung zu 2½ Jahren schweren Kerkers.

³⁶ Stiefel, Nazifizierung plus Entnazifizierung = Null?, S. 29.

ben und Handlungen aus besonders verwerflicher Gesinnung, die den Gesetzen der Menschlichkeit widersprechen, begangen haben) und das Kriegsverbrechergesetz (umfasste all jene Verbrechen, die im Zuge des Krieges, aus politischer Gehässigkeit oder in Ausübung dienstlicher Gewalt begangen worden waren). Volksgerichte brachten diese Gesetze zur Anwendung.³⁷

1947 wurde ein modifiziertes Entnazifizierungsgesetz in Kraft gesetzt: Es unterschied „belastete“ Nationalsozialisten (solche, die eine bestimmte Stellung innerhalb der NSDAP hatten) und „Minderbelastete“ (einfache Parteimitglieder), d. h. von 537.000 Registrierten galten nun nur noch 42.000 als „belastet“.

Bereits ein Jahr später, 1948, erfolgte die allgemeine Amnestie der „Minderbelasteten“. Weit reichende Amnestien der „Belasteten“ fanden nach der Wiedererlangung der Souveränität 1955 und erneut 1957 statt.³⁸ Das Kriegsverbrechergesetz wurde 1957 aufgehoben, von nun an galt für NS-Gewaltverbrechen das österreichische Strafgesetz und die Strafprozessordnung (d. h. Mord, Totschlag, boshafte Sachbeschädigung, Verbrechen der schweren körperlichen Beschädigung etc.). Das Verbotsgesetz wurde ebenfalls in fast allen für die Verfolgung ehemaliger Nationalsozialisten relevanten Bestimmungen im März 1957 aufgehoben, die „Volksgerichte“ waren bereits im Dezember 1955 aufgelöst worden.³⁹

Insgesamt wurden gegen 130.000 Personen Verfahren eingeleitet, die 23.000 Urteile, 75.613 Einstellungen und 10.261 Abbrechungen zur Folge hatten (d. h. vorläufige Einstellung, wenn der Täter nicht bekannt war oder nicht vor Gericht gestellt werden konnte, so z. B. wegen Flucht ins Ausland [§ 412 StPo]⁴⁰ — ein Paragraf, der meist bei Argentinien-Flüchtlingen zur Anwendung kam).

Die Entnazifizierung sollte weniger der Sühne und Bestrafung eines Unrechtssystems dienen, vorrangig dachte man bei der Reintegration ehemaliger Parteimitglieder an die Wiedererrichtung eines demokratischen Systems und den wirtschaftlichen Wiederaufbau. In der weltpolitischen Konstellation des Kalten Krieges wollten die alliierten Mächte, vor allem die Amerikaner und Briten, grundsätzlich Kritik an der österreichischen Regierung vermeiden. Vor allem die Verbrechen gegen die Menschlichkeit und die Verletzungen der Menschenwürde konnten nach der NS-Amnestie nicht mehr weiter verfolgt werden.

³⁷ Karl Marschall, Volksgerichtsbarkeit und Verfolgung von nationalsozialistischen Gewaltverbrechen in Österreich, Wien: Bundesministerium für Justiz 1987, 2. Aufl., S. 6–14. Siehe weiters: Claudia Kuretsidis-Haider/Winfried Garscha, Keine „Abrechnung“. NS-Verbrechen, Justiz und Gesellschaft in Europa nach 1945, Wien 1998.

³⁸ Stiefel, Nazifizierung plus Entnazifizierung = Null?, S. 33.

³⁹ Josef Markus, Die Strafverfolgung von nationalsozialistischen Gewaltverbrechen und die völkerrechtliche Verantwortung Österreichs, in: Meissl/Mulley/Rathkolb, Verdränge Schuld, verfehlte Sühne, S. 137–149, hier S. 152.

⁴⁰ Ebenda, S. 150.

Erst nach dem Prozess gegen Adolf Eichmann 1961 wurden erneut Versuche einer ernsthaften Ahndung unternommen. In einem politisch veränderten Klima ab 1970 allerdings, es waren österreichweit noch 800 Verfahren bei den Staatsanwaltschaften anhängig, wurden zahlreiche noch laufende Verfahren eingestellt. Zwar wurden Komplexe wie Auschwitz und Mauthausen noch in Angriff genommen und noch einmal acht Personen angeklagt, seit 1975 fand jedoch kein NS-Prozess mehr statt.⁴¹

Österreichische NS-Flüchtlinge in Argentinien, Maßnahmen der österreichischen Justiz

Obwohl schon Ende der vierziger Jahre Argentinien als Fluchtort ehemaliger Nationalsozialisten galt, ließ sich in den zugänglichen Akten kein Hinweis auf eine von Österreich aus betriebene Kontaktnahme mit argentinischen Behörden finden. In keinem einzigen Fall beantragte Österreich die Auslieferung eines NS-Flüchtlings.

Zwar war der zuständigen österreichischen Justizbehörde seit Anfang der fünfziger Jahre über Mitteilung der österreichischen Botschaft in Buenos Aires der Aufenthalt des geflüchteten NS-Finanz- und Wirtschaftsministers Hans Fischböck sowie des kurzfristigen Unterrichtsministers der ersten nationalsozialistischen Regierung Oswald Menghin bekannt — beide hatten trotz laufender Verfahren einen Antrag auf Erstellung eines österreichischen Reisepasses gestellt —, es wurden jedoch keinerlei Schritte zur Ergreifung unternommen.⁴² Im Falle Menghin begründete die Staatsanwaltschaft Wien das unterlassene Auslieferungsbegehren mit erheblichen Kosten, man hoffte für eine Verhaftung auf eine Einreise des Gesuchten nach Österreich: „Im Hinblick auf die bedeutenden Schwierigkeiten und Kosten einer Einlieferung aus einem südamerikanischen Staat wird von einer Antragstellung auf Einleitung eines Auslieferungsverfahrens Abstand genommen, zumal die Ausschreibung hinreichende Gewähr für die Ausforschung Menghins nach seiner Einreise ins Inland bietet.“⁴³

⁴¹ Marion Wisinger, Über den Umgang der österreichischen Justiz mit nationalsozialistischen Gewaltverbrechern, unveröffentl. Dissertation, Wien 1991, S. 66.

⁴² Die österreichische Botschaft übermittelte 1953 dem Justizministerium Fischböcks genaue Adresse in Vicente López (LG Wien, Vg 7a Vr 414/46, Schreiben des Justizministeriums an das LG Wien vom 5. 8. 1953), seit 1950 wusste man von Menghins Aufenthaltsort (LG Wien, Vg 6b Vr 6202/48), beide hatten einen österreichischen Reisepass an der Botschaft beantragt.

⁴³ Schreiben vom 5. 4. 1950 (LG Wien, Vg 6b Vr 6202/48). Da sich Menghin nach sechswöchigem Ministeramt nicht mehr politisch betätigte, wurde seine Ergreifung wohl nicht als vorrangig angesehen (siehe auch seine rasche Amnestierung im Jahre 1954, auf Betreiben des Bundesministers Drimmel, AdR/BMfaA/II pol 1957/Arg. 49/Zl. 221.633).

Durch die veränderte Gesetzeslage nach den Amnestien 1955 und 1957 übertrug sich für den Großteil der österreichischen Argentinien-Flüchtlinge die Geheimhaltung ihrer Identität. Sie wurden entweder als NS-Funktionsträger nach dem Fall des Verbotsgesetzes nicht mehr geahndet oder die Verfahren aufgrund der Abwesenheit der Verdächtigen vorläufig eingestellt, d. h. de facto abgebrochen.

Drei der ranghöchsten NS-Repräsentanten Österreichs, deren Namen auf der ersten offiziell veröffentlichten Kriegsverbrecherliste 1945 aufschienen und sich der Verhaftung durch Flucht nach Argentinien entzogen hatten, waren nun rehabilitiert:

So die bereits erwähnten ehemaligen Minister Oswald Menghin und Hans Fischböck. Während Fischböck mit argentinischem Pass nach Deutschland zurückkehrte, blieb Menghin als Professor an der Universität Buenos Aires, Museo Etnográfico in Argentinien, beantragte sogar mit Erfolg die Auszahlung seiner österreichischen Pension.⁴⁴ Der Landesstatthalter und Gauhauptmann der Steiermark, zugleich ranghöchster SS-Offizier in der Steiermark, Armin Dadieu, nach eigenen Angaben Leiter der Chemischen Abteilung des Forschungs- und Entwicklungsdepartements der Argentinischen Militärfabriken, kehrte nach seiner Amnestierung 1958 nach Deutschland zurück, wo er hohe Funktionen in Raumfahrtforschungsinstitutionen innehatte.⁴⁵

Das Verfahren gegen Armin Schoklitsch, Rektor der Technischen Hochschule Graz und Gauamtsleiter, war bereits 1948 eingestellt worden. Die SS-Angehörigen Leopold Pribitzer und Reinhard Spitz, zunächst nach den Richtlinien des Verbotsgesetzes geahndet, wurden ebenfalls amnestiert. Als Leopold Pribitzer im Jahre 1967 aus Argentinien einen Pensionsantrag stellte, rief dies zwar eine parlamentarische Anfrage sozialistischer Abgeordneter hervor, aufgrund der rechtlich korrekten Vorgangsweise war Pribitzers Antrag unangreifbar und wurde bewilligt.⁴⁶ Einem konkreten Hinweis auf die neue Wohnadresse des ehemaligen Gauhauptstellenleiters Franz Sterzinger in Argentinien aus dem Jahre 1948 war nicht weiter nachgegangen worden, die Ausschreibung wurde 1957 endgültig widerrufen.⁴⁷

In vier Fällen wurde die Fahndung nach der NS-Amnestie 1957, nun im Rahmen des österreichischen Strafgesetzes, wieder aufgenommen. 1961 erließ

⁴⁴ AdR/BMfaA/II pol 1957/Arg. 49/Zl. 221.669-Pol57.

⁴⁵ Alois Kernbauer, Das Fach Chemie an der Philosophischen Fakultät der Universität Graz, Graz 1985 (Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz, Bd. 17): Biographie Armin Dadieu, S. 61 f.; Nikolaus von Preradovich, Österreichs höhere SS-Führer, Berg am See 1987, Biographie Armin Dadieu, S. 232–235.

⁴⁶ AdR/BMI/Zl: 54.793-18/67.

⁴⁷ LG Innsbruck, 19 Vr 1279/55.

das Landesgericht Innsbruck wegen Verdachtes des Mordes an einem Polizisten im Jahre 1934 einen Haftbefehl gegen Fritz Lantschner, ehemaliger Gauamtsleiter für Agrarpolitik in Tirol — allerdings wiederum nur bei Betretung des Inlandes, obwohl man inzwischen über Lantschners Aufenthalt in Bariloche, Río Negro informiert worden war.⁴⁸ Ausschlaggebend waren wohl erneut die Schwierigkeiten, die ein Auslieferungsantrag verursachen würde, da Lantschner, der bereits 1935 die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hatte, nach österreichischem Wissensstand inzwischen argentinischer Staatsbürger geworden war. Die argentinische Regierung liefere keine Staatsbürger aus, wurde dem Bundesministerium für Inneres mitgeteilt.⁴⁹

Der Verdacht des Mordes bzw. der Beteiligung am Mord bestand auch beim ehemaligen SS-Sturmbannführer Erwin Fleiss, der seit 1946 ein Verfahren am Landesgericht Innsbruck anhängig hatte. Fleiss starb 1964 in Cipolletti, Río Negro, ohne belangt worden zu sein; seit wann sein Aufenthaltsort der österreichischen Botschaft bekannt war, ist unklar.⁵⁰ Gerhard Lausegger, verantwortlich für den Mord am Vorsteher der Israelitischen Kultusgemeinde Innsbruck Richard Berger konnte lange Zeit nicht ausfindig gemacht werden. Er dürfte längere Zeit in Argentinien gelebt haben und dort 1966 verstorben sein.⁵¹ Der Haftbefehl gegen den Kommandanten des Rigaer Ghettos Eduard Roschmann wurde erst 15 Jahre nach Kriegsende vom Landesgericht für Strafsachen in Graz 1960 wegen Mordes und schwerer Körperbeschädigung ausgestellt. Allerdings beantragte nicht das österreichische Gericht, sondern die Staatsanwaltschaft Hamburg, wo seit 1963 ein Haftbefehl vorlag, im Oktober 1976 ein offizielles Auslieferungsansuchen an Argentinien. Die argentinischen Behörden erließen 1977 einen diesbezüglichen Haftbefehl.

Die Grenzen der österreichischen Gesetzeslage verdeutlicht auch der Fall des Lagerkommandanten des Ghettos Przemysl Josef Schwammberger. Zwar lag bereits seit 1947 ein Haftbefehl des Landesgerichtes Innsbruck vor, da jedoch dem illegalen Nationalsozialisten 1934 die österreichische Staatsbürgerschaft

⁴⁸ LG Innsbruck, 20 Vr 924/47.

⁴⁹ Siehe dazu auch Mitteilung des deutschen Botschafters, dass Argentinien keine eigenen Staatsbürger ausliefern (AdR/BMI/Zl. 10.203-18/74). Lantschners Wohnort wurde 1976 erneut überprüft, die Fahndung endete, wie in solchen Fällen üblich, im 80. Lebensjahr Lantschners (1983), siehe LG Innsbruck, 20 Vr 924/47.

⁵⁰ Als das LG Innsbruck 1957 gegen Fleiss einen Haftbefehl ausstellte, ist Fleiss' Aufenthaltsort noch unbekannt (LG Innsbruck, 10 Vr 104/46). 1966 übermittelt die österreichische Botschaft das Todesdatum Fleiss' (Personalakt Erwin Fleiss, Dokumentationszentrum des Bundes Jüdischer Verfolgter).

⁵¹ Gretl Köfler, „Wir wollen sehen, ob das Kreuz oder der siebenarmige Leuchter siegt!“ Antisemitismus in Nord- und Osttirol seit 1918, in: Sturzflüge. Eine Kulturzeitschrift, 5. Jg., Nr. 15/16, 1986, S. 93.

aberkannt worden war und die Straftaten nicht auf österreichischem Hoheitsgebiet erfolgt waren, konnte kein Auslieferungsverfahren nach Österreich gestellt werden, sondern die Ausschreibung nur im Falle der Betretung des Inlandes in Kraft treten. Die Staatsanwaltschaft Stuttgart stellte 1972 ein Auslieferungsgesuch an Argentinien, zwei Jahre später erfolgte der argentinische Haftbefehl.

Österreichs Haltung gegenüber den NS-Flüchtlingen in Argentinien / die Rolle der österreichischen Botschaft

Der deutsche Publizist und Chile-Emigrant Pablo Hesslein warnte bereits im April 1946 in einem Schreiben an den österreichischen Bundespräsidenten Karl Renner vor einem weiterhin höchst aktiven Nazismus in Lateinamerika.⁵² Die neu gebildete österreichische Regierung sah sich allerdings außer Stande, derart — im wahrsten Sinne des Wortes — fern liegende Angelegenheiten zu behandeln.

Auch dem Hinweis der Sicherheitsdirektion Salzburg aus dem Jahre 1947, dass die zwar unbescholtene, aber noch immer glühende Nationalsozialistin Mathilde Fürstin Kinsky, seit 1940 in Argentinien ansässig, dort mit einem gewissen Don Felix Hesse an der Wiedererrichtung einer nationalsozialistischen Organisation beteiligt sei⁵³, konnte nicht nachgegangen werden. Erst im Jahre 1948 wurde mit Dr. Otto Günther der erste österreichische Nachkriegsgesandte nach Buenos Aires geschickt. Aber auch nach der Wiedererrichtung der Gesandtschaft war man weniger an der Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit interessiert, das Hauptaugenmerk Österreichs lag in der Aufnahme von Wirtschaftsbeziehungen mit Argentinien. Das ausgehungerte Österreich erhoffte sich von Argentinien Wirtschaftshilfe, angefangen von privaten Hilfspaketen an bedürftige Familien bis hin zur Steigerung des österreichischen Exportvolumens. Eine Verfolgung flüchtiger Nationalsozialisten, nach den weit reichenden Amnestien der Jahre 1955 und 1957, lief den Bestrebungen, mit der Vergangenheit abzuschließen und sich alleinig auf den Wiederaufbau zu konzentrieren, zuwider.

Nur ein einziger Hinweis auf ein bestehendes Interesse an nazistischen Umtrieben in Argentinien findet sich in den zugänglichen Akten des Außenministeriums. Im Jahre 1949 wird man im Außenamt auf die Zeitschrift „Der Weg“ aufmerksam, da Bischof Alois Hudal hier publiziert, wäre man daran interessiert, ein Exemplar dieser Zeitschrift, in der immer wieder „Artikel [...] mit neonazistischen Tendenzen“ erscheinen, zu erhalten.⁵⁴ Die Lektüre der Zeitschrift bleibt

⁵² AdR/BMfaA/II pol 1946/ÖVB Chile, Anlage zu III.576-pol.

⁵³ AdR/BMfaA/II pol/ Arg 49/Zl. 106.142 pol/47.

⁵⁴ AdR/BMfaA/II pol/Arg. 6/Zl. 84.366-pol 49.

offensichtlich ohne Folgen, ebenso wie ein Schreiben eines nicht namentlich genannten, in Argentinien lebenden „Einschreiters“, das 1957 das Bundeskanzleramt in Wien erreicht. Ausgehend von österreichfeindlichen Artikeln des Deutschen Wilfred von Oven in der in Buenos Aires erscheinenden deutschsprachigen Zeitung „Freie Presse“ wurde der „Freien Presse“ vorgeworfen, sich „unter dem Einfluss der hiesigen NSDAP [...] zu einem austrophoben Organ“ entwickelt zu haben: Die Zeitung habe sich „in ein Organ [verwandelt], das heute ganz im Fahrwasser Hitlers läuft“.⁵⁵

Nachweislich war man sich in der österreichischen Botschaft jedoch über NS-Vergangenheit und laufende Fahndung österreichischer NS-Flüchtlinge im Klaren. So ließ sich Hans Fischböck 1953 über die österreichische Botschaft einen Auszug der Heimatrolle senden, eine Geburtsbescheinigung, die er wahrscheinlich für das Ansuchen um die argentinische Staatsbürgerschaft benötigte.⁵⁶ Die Botschaft teilte daraufhin Fischböcks genaue Wohnadresse der zuständigen Justizbehörde in Österreich mit.⁵⁷ Als Fischböck 1954 einen österreichischen Reisepass beantragte, lehnte dies das Justizministerium zwar „mit Rücksicht auf das beim Landesgericht Wien anhängige Strafverfahren“ ab,⁵⁸ es wurden aber keine weiteren Schritte zur Ergreifung unternommen. Auch Oswald Menghin, der als Lehrstuhlinhaber am Museo Etnográfico in der argentinischen Öffentlichkeit präsent war, suchte bereits Anfang 1950 bei der österreichischen Botschaft in Buenos Aires um die Ausstellung eines österreichischen Reisepasses an. Da auch in diesem Fall die informierte Staatsanwaltschaft Wien nicht einschritt, erbat sich der österreichische Botschafter Falser aus Wien Instruktionen, wie er sich als offizieller Vertreter Österreichs Menghin gegenüber verhalten sollte.⁵⁹ Den Fall Fischböck nahm die österreichische Botschaft zum Anlass, das Außenamt in Wien darauf hinzuweisen, dass die Fahndungsblätter, die in den österreichischen Vertretungsbehörden auflagen, doch alle aufrechten Verlautbarungen enthalten sollten, da „der Genannte ebenso wie zahlreiche Personen mit ähnlicher politischer Belastung nicht im Fahndungsverzeichnis“⁶⁰ aufschienen. Offenbar waren der Botschaft einige Personen bekannt, die ohne entsprechende Vermerkungen nicht mehr mit Verfolgung rechneten.

NS-Flüchtling Reinhard Spitzky deutet in seiner Autobiographie sogar die Komplizenschaft des Botschafters zu Anfang der fünfziger Jahre an: „Ich früh-

⁵⁵ AdR/BMfaA/II pol/Arg. 6/Zl. 221669-pol57, S. 1.

⁵⁶ AdR/BMI/Zl. 55.189-18/67.

⁵⁷ LG Wien, Straffakt Vg 7a Vr 4114/46 (Schreiben des Justizministeriums an das LG Wien vom 5. 8. 1953).

⁵⁸ AdR/BMI/Zl. 22.694-2/54. In: AdR/BMI: Zl. 55.189-18/67.

⁵⁹ AdR/BMfaA/II pol/Arg. 49/Zl. 221.633 Pol 57.

⁶⁰ AdR/BMI/Zl. 89.236-253. In: AdR/BMI/55.189-18/67.

stückte trotz aller Fahndung manchmal gemütlich mit dem österreichischen Botschafter, mit dem ich ums Eck verschwägert war, in den Räumen der Botschaft.⁶¹ Ein offizielles Naheverhältnis zu NS-Belasteten wurde jedoch, wie bereits der Fall Menghin zeigt, tunlichst vermieden. Als man im Jahre 1959 wegen einer Unterstützung des österreichischen Universitätsdozenten Franz Kastberger nach Wien intervenierte, dessen 1948 auf Einladung der Regierung Perón erfolgte Einwanderung zumindest eine politisch motivierte Auswanderung vermuten ließ, holte sich die österreichische Botschaft zuerst eine Bestätigung der „einwandfreien pro-österreichischen Haltung“ aus Kastbergers Gmundner Heimatgemeinde.⁶²

Nach erfolgter Amnestierung jedoch sah man in Wien keinerlei Einwände gegen Verbindungen zu ehemals geahndeten Personen, wie abermals der Fall Menghin verdeutlicht: „Unter Bedachtnahme auf den durch die NS-Amnestie-Gesetze zum Ausdruck gebrachten Willen, unter die Vergangenheit einen Schlussstrich zu setzen, wird gegen den gesellschaftlichen Verkehr von Angehörigen der Botschaft mit Prof. Dr. Menghin nichts einzuwenden sein, vorausgesetzt, dass sein Verhalten während des Aufenthaltes in Buenos Aires einwandfrei und seine Einstellung zur Republik Österreich als positiv gewertet werden kann.“⁶³

Anfang der fünfziger Jahre geriet die österreichische Vertretung selbst in politische Turbulenzen. Stephan Tauschitz, der zweite Vertreter der österreichischen Gesandtschaft in Buenos Aires, wurde nach seiner Bestellung im Jahre 1950 in der österreichischen Presse beschuldigt, nationalsozialistische Sympathien zu hegen. Man warf ihm vor, als Berliner Gesandter nach 1933 selbst nationalsozialistischer Gesinnung gewesen zu sein. Tauschitz wurde von Argentinien akkreditiert, in Uruguay jedoch verweigerte man kurzfristig aufgrund eines diesbezüglich in Montevideo erschienenen Presseberichtes die Akkreditierung. Tauschitz selbst wies die Vorwürfe, die niemals bestätigt werden konnten, als haltlos zurück.⁶⁴

Berichte über die politischen Aktivitäten oder Affinitäten der in Argentinien ansässigen Österreicher nach 1945 waren in den zugänglichen Akten des österreichischen Außenministeriums nicht zu finden. Allerdings geht aus den Berichten die notwendige Gratwanderung der österreichischen Vertretung zwischen der wieder hergestellten Eigenstaatlichkeit und der Verbundenheit zu ansässigen Mitgliedern der deutschen Kolonie in Buenos Aires hervor. Diese wirtschaftlich

⁶¹ Reinhard Spitz, So entkamen wir den Alliierten. Bekenntnisse eines „Ehemaligen“, München-Berlin 1989, S. 292.

⁶² AdR/BMfaA/Kult/Arg 1959/Zl.: 281 1862.

⁶³ AdR/BMfaA/II pol/Arg. 49/Zl. 221.633 Pol 57.

⁶⁴ AdR/BMfaA/II pol 1951/Pol. Berichte/ÖVB Buenos Aires/Zl. 132030 pol 51.

höchst bedeutsamen Verbindungen waren wohl wie schon vor dem Krieg zumindest genauso wichtig, wie die Befolgung der neuen politischen Richtlinien aus Österreich. Als man 1955 den 10. Jahrestag der Befreiung Österreichs in der österreichischen Botschaft begehen will, „wurde von einigen Mitgliedern der österreichischen Kolonie Bedenken erhoben“, selbst die Österreichisch-Argentinische Handelskammer nahm nicht offiziell an der Feier teil, da „die Mitglieder dieser Kammer zahlreiche Geschäftsverbindungen nach Deutschland und mit hiesigen deutschen Firmen haben und fürchteten, durch Teilnahme an einer Befreiungsfeier ihre Geschäftspartner zu verstimmen“, selbst der politisch völlig untadelige ehemalige österreichische Vizekonsul Guido Forsthuber verweigerte aus diesen Gründen die Teilnahme.⁶⁵

Im Jahre 1960 wandte sich aufgrund der Entführung Adolf Eichmanns nach Israel der Blick der Weltöffentlichkeit nach Argentinien. Zahlreiche Artikel und Analysen erschienen in der internationalen Presse, die sich anlässlich der Eichmann-Entführung auch mit der deutschsprachigen Kolonie in Argentinien beschäftigten. In den Berichten der österreichischen Botschaft in Buenos Aires hingegen fand sich in diesem Jahr nur ein Bericht, der sich anlässlich der Eichmann-Entführung mit deutschen bzw. österreichischen Nationalsozialisten auseinandersetzt.

„Der Fall Eichmann hat jedoch schlagartig ein Problem beleuchtet, das, wenngleich es in der ersten Nachkriegszeit die Weltöffentlichkeit stark beschäftigte und zu manchen Unliebsamkeiten geführt hat, in den letzten Jahren weitgehend in Vergessenheit geriet. Die Tatsache nämlich, dass sich Argentinien unter der Aera [sic!] Perón in eine sichere Zufluchtsstätte für allerhand lichtscheues Gesindel verwandelt hat, unter denen ehemalige Nazigrößen, die wegen Kriegsverbrechen international gesucht wurden, einen bevorzugten Platz einnehmen.“⁶⁶

Nur sehr allgemein wird hier Bezug genommen, im Vordergrund steht die Rolle Argentinien, ein Zusammenhang mit Österreich bzw. österreichischen NS-Tätern wird nicht hergestellt. Nach bisheriger Aktenlage sah das offizielle Österreich offenbar keine Notwendigkeit, sich mit dem Thema „ehemalige Nationalsozialisten in Argentinien“ zu befassen. Nach den Amnestierungen der Jahre 1955 und 1957 blieben nur noch wenige Personen, die nach der österreichi-

⁶⁵ AdR/BMfaA/Kult/Arg. 1955/Zl. 343271/55. Guido Forsthuber, Geschäftsmann und vor 1938 Vizekonsul der österreichischen Botschaft in Buenos Aires, war nach dem „Anschluss“ Österreichs aus politischer Überzeugung nicht in die deutsche Botschaft übergewechselt und Mitbegründer der Exilorganisation „Comité Austriaco – Austria Libre“.

⁶⁶ AdR/BMfaA/II pol/Pol. Berichte 1960/ÖVB Buenos Aires/Zl. 81.693-pol/60, S. 2.

schen Strafprozessordnung geahndet wurden, wobei Österreich — wie bereits beschrieben — in keinem einzigen Fall die Auslieferung eines Straftäters beantragte. Amnestierte NS-Belastete hatten entweder in Argentinien ein neues Leben aufgebaut oder waren nach Europa zurückgekehrt.

Die Rolle Österreichs als Transitroute, der Weg über die Alpen zu den Schiffsverbindungen nach Genua, konnte durch die Auseinandersetzung mit den individuellen biografischen Daten der Flüchtlinge nachgewiesen werden. Die Existenz einer Fluchtorganisation von SS-Mitgliedern (ODESSA) oder von „Rattenlinien“ kann allerdings durch keinerlei Beweise aus österreichischen Archiven gestützt werden⁶⁷ — obgleich außer Fritz Lantschner und dem Nationalkatholiken Oswald Menghin alle Genannten Mitglieder der SS waren.

Die Rolle der Fluchthelfer⁶⁸, die Involvierung des Vatikans, aber auch die — teilweise wohl unfreiwillige — Beteiligung der internationalen Hilfsorganisationen wie des Internationalen Roten Kreuzes bieten jedoch noch ein reiches Feld für künftige Forschungen.

Personeninformationen:⁶⁹

Armin Dadiou (Dr.)

geb. 20. 8. 1901 in Marburg, gest. 6. 4. 1978 in Graz
Landesstatthalter, Gauhauptmann

Beruf: Studium der Chemie an der Technischen Hochschule und der Universität Graz, ab 1932 außerordentlicher Professor und Vorstand des Instituts für Anorganische und Physikalische Chemie, ab 1940 ordentlicher Professor und Direktor des Instituts für Physikalische Chemie an der Universität Graz.

NS-Laufbahn: Parteieintritt 1932, Beitritt zur SS 1936, SS-Standartenführer. Nach eigenen Angaben im Spezialauftrag Görings 1937 illegale Forschung über

⁶⁷ Siehe Giefer/Giefer, Die Rattenlinie.

⁶⁸ Zur Tätigkeit von Bischof Alois Hudal siehe CEANA-Bericht Matteo Sanfilippo, Los papeles de Hudal como fuente para historia de la migración de alemanes y nazis después de la segunda guerra mundial, informe final (1998), <http://www.ceana.org.ar/final/sanfilippo.zip>.

⁶⁹ Nachstehend werden drei Gruppen von Personen aufgelistet: I.: Personen, die mit österreichischem Haftbefehl wegen Verdachtes des Vergehens bzw. Vergehens nach dem KVG bzw. VG und nach 1957 wegen Vergehens gegen das StG. (Mord) gesucht wurden: Erwin Fleiss, Fritz Lantschner, Gerhard Laussegger, Eduard Roschmann, Josef Schwammberger. II.: Personen, die zunächst wegen Verdachtes des Vergehens bzw. Vergehens nach dem KVG bzw. VG gesucht, 1948/1955/1957 allerdings von Österreich amnestiert wurden: Armin Dadiou, Hans Fischböck, Oswald Menghin, Leopold Pribitzer, Franz Rubatscher, Armin Schoklitsch, Reinhard Spitz, Franz Sterzinger. III.: Die SS-Angehörigen Fridolin Guth, Josef Janko und Josef Vötterl wurden von österreichischen Gerichten nicht geahndet.

Lagerstätten in Österreich. Als Leiter des Volkspolitischen Referates der Vaterländischen Front wesentlich an der Machtübernahme der Nationalsozialisten im März 1938 in der Steiermark beteiligt, Organisation von NS-Kundgebungen von Februar bis März 1938, ranghöchster Vertreter der SS in der Steiermark. 1938 Ernennung zum Landesstatthalter, bis Mai 1945 in dieser Funktion. 1940 und 1941 im Luftwaffeneinsatz an der Kanalküste, in Jugoslawien und Griechenland, mit dem Eisernen Kreuz I ausgezeichnet. Gauwirtschaftsberater, Leiter der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie, Leiter der Bezirkswirtschaftskammer „Südmark“.

Nach der Flucht des Gauleiters Siegfried Uiberreithers am 7. 5. 1945 aus Graz übergab Gauhauptmann Dadiou als ranghöchster Beamter der Gauselbstverwaltung die Amtsgeschäfte am 8. 5. 1945 den neuen politischen Kräften.

Ausschreibung: Wegen seiner Mitverantwortlichkeit an der gewaltsamen nationalsozialistischen Erhebung im März 1938 zur Verhaftung ausgeschrieben (§ 8 KVG), Krim.Pol. Graz, Abt. I, 22/11. 45 Zl. 7090, Staatspol. FBl. Art. 20/46, Verfahren unter 15 St 8970/46 bei der Staatsanwaltschaft Graz anhängig, 1950 erklärt das Grazer Volksgesicht das Vermögen Dadious für verfallen. 1955 wurde Dadiou amnestiert (Widerruf F.BI. 2, STAPO 1955).

Werdegang nach 1945: Dadiou hielt sich bis 1948 unerkannt in Graz auf, flüchtete im März 1948 von Nauders in Tirol nach Italien, zum Zeitpunkt des Vermögensverfallsverfahrens 1950 wurde Dadiou bereits in Lateinamerika vermutet. 1955 berichtete die österreichische Botschaft in Buenos Aires, dass sich Dadiou in Vicente López befindet. In Argentinien nach eigenen Angaben Leiter der Chemischen Abteilung des Forschungs- und Entwicklungsdepartements der Argentinischen Militärfabriken. 1958 Rückkehr nach Europa, arbeitete im Forschungsinstitut für Physik der Strahlenbetriebe Prof. Sänger in Stuttgart, 1960 Leiter des Instituts für Raketentreibstoffe der Deutschen Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt Stuttgart. 1971 Koordinator für die Zusammenarbeit Bundesrepublik Deutschland – Indien auf dem Gebiet der friedlichen Nutzung der Raumfahrttechnik. Kehrete in die Steiermark zurück, starb am 6. 4. 1978 in Graz.

Quellen: AdR, GA 345.291 (Armin Dadiou); Stefan Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945. Aspekte ihrer politischen, wirtschaftlichen-sozialen und kulturellen Entwicklung, Graz–Wien 1986, S. 482; Alois Kernbauer, Das Fach Chemie an der Philosophischen Fakultät der Universität Graz, Graz 1985 (Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz, Bd. 17): Biographie Armin Dadiou, S. 61 f.; Nikolaus von Preradovich, Österreichs höhere SS-Führer. Berg am See 1987, S. 232–235; Mitteilung der Bundespolizeidirektion Graz an d. Verf., 8. 7. 1998, lt. Standesamt Graz Zl: 1534/78.

Hans Fischböck (Dr.)

in Arg.: Juan Carlos Christian Fischböck, Deckname: Jacob Schramm

geb. am 24. 1. 1895 in Geras, gest. 3. 6. 1967

Minister im Kabinett Seyß-Inquart, Generalkommissar für Finanz und Wirtschaft

Beruf: Jurist

NS-Laufbahn: seit 1937 Mitglied der NSDAP, SS-Nr. 367.799, ab November 1941 SS-Brigadeführer.

In der ersten nationalsozialistischen Regierung Seyß-Inquart ab 12. 3. 1938 Minister für Handel und Verkehr, im zweiten Kabinett (Mai 1938 bis April 1939) Finanzminister, wurde in den Großdeutschen Reichstag berufen.

Nach dem Einmarsch der deutschen Armee in den Niederlanden 1941 zum „Generalkommissar für Finanz und Wirtschaft“ ernannt. Fischböck soll in dieser Funktion für die Deportierung Hunderttausender Zwangsarbeiter verantwortlich gewesen sein.

Ausschreibung: Verfahren wegen § 8KrVG und §§ 10, 11 VG 1947 am Landesgericht für Strafsachen in Wien (Vg 7a Vr 414/46); zur Fahndung ausgeschrieben, 1951 wurde sein Vermögen vom Landesgericht Wien eingezogen (Vg 1g Vr 2197/49). Mit Beschluss vom November 1959 wurde allerdings das gegen ihn anhängige Strafverfahren auf Grund der NS-Amnestie 1957 eingestellt.

Werdegang nach 1945: Am 31. 3. 1943 nach Berlin abgemeldet, dürfte nach Mitteilung der Staatsanwaltschaft München bis 1950 unter falschem Namen in München gelebt haben. Reiste mit einem Pass des Roten Kreuzes (ausgestellt in Genua am 9. 1. 1951 auf den Namen Jacob Schramm) gemeinsam mit Frau und Sohn per Schiff von Genua nach Argentinien, Ankunft am 2. 2. 1951, lebte in Vicente López. Meldete sich 1953 erstmals bei der österreichischen Botschaft, suchte 1954 vergeblich um einen österreichischen Reisepass an.

Fischböck kehrte nach seiner Amnestierung nach Westdeutschland zurück; meldete sich am 13. 1. 1961 erstmals in Essen an, legte bei seiner Anmeldung den argentinischen Pass (ausgestellt am 25. 9. 1957 unter dem Namen Dr. Juan Fischböck mit ständigem Wohnsitz in Arinales [?] 2473) vor, wurde allerdings ebenso nach wie vor als österreichischer Staatsbürger in Evidenz gehalten.

Im Jahre 1966 wurde Fischböck nach einem Interview mit einem holländischen Journalisten in Essen Mittelpunkt zahlreicher Presseveröffentlichungen, die daraufhin einsetzende Suche nach ihm verlief ergebnislos.

Am 10. 6. 1967 erschienen zwei Todesanzeigen in der Zeitung „Die Welt“, wonach Fischböck am 3. 6. 1967 gestorben sei, es wird kein Todesort genannt. Die österreichischen Behörden gingen dem Fall nicht mehr weiter nach. Eine andere Quelle gibt als Todesort Wedrda, Kreis Marburg an der Lahn an (Preradovich).

Quellen: AdR/BMI/Zl.55.189-18/67; AdR/BMI/Zl.34.653-2/52; AdR/BMI/Zl.290-18/66; AdR/BMI/Zl. 89236 2-53; AdR/BMI/Zl. 54.511-18/66; LG Wien, Vg 7a Vr 414/46; Nikolaus von Preradovich, Österreichs höhere SS-Führer, Berg am See 1987, Biographie Hans Fischböck, S. 151–154; Auskunft historisches Meldearchiv Wien an d. Verf., 27. 2. 1998; Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final (1998), <http://www.ceana.org.ar/final/jackicsh.zip>.

Erwin Fleiss

geb. 16. 1. 1910 in Innsbruck, gest. 11. 10. 1964 in Cipolletti, Río Negro
hochrangiger illegaler NS-Funktionär, SS-Sturmabführer, Leiter der SS Tirol

Beruf: Prokurist

NS-Laufbahn: seit 1929 im SA-Sturm 10 Innsbruck, Angehöriger der SS seit 1931, seit 1938 SS Sturmabführer, Blutordensträger und Ehrenzeichenträger der NSDAP, NSDAP-Mitglied seit 1930. Während der „Verbotszeit“ Leiter der SS, u. a. gemeinsam mit Fritz Lantschner und Franz Sterzinger in der illegalen Gauleitung Tirols.

Wegen illegaler nationalsozialistischer Betätigung nach 1934 ein Jahr inhaftiert (Wöllersdorf, Innsbruck), im Zuge der nationalsozialistischen Machtübernahme in Tirol als Führer der 8. SS-Standarte Besetzung des Regierungsgebäudes. Führende Rolle im Zuge der Ereignisse der so genannten „Reichskristallnacht“. 1938–1939 als Leiter der SS in der Gauleitung Tirol, danach wieder hauptberuflich als Prokurist tätig, ab Januar 1942 eingerrückt.

Ausschreibung: wegen aktiver Teilnahme an den Judenprogrammen im Jahre 1938 in Innsbruck zur Verhaftung ausgeschrieben (Bund. Pol. Dion. Innsbruck, Staatspol. Abt., Präs. III, Zl. 11/93/3/1945); ein diesbezügliches Verfahren war am Landesgericht Innsbruck (10 Vr 104/46) anhängig. Das Verfahren wurde nach § 412 der NS-Amnestie 1957 abgebrochen. Neuausschreibung wegen Verdachtes der Ermordung bzw. Mithilfe zur Ermordung zweier jüdischer Mitbürger, Richard Graubart und Wilhelm Bauer, während der „Reichskristallnacht“ 1938 in Innsbruck (im ZPBl. 58-4942 wegen Verdachts des Mordes bzw. §§ 136 u. 137 StG vom LG Innsbruck).

Werdegang nach 1945: Am 19. 9. 1948 von Paraguay kommend in Argentinien eingereist, Leiter einer Berieselungsanlage in Río Negro. Starb nach Mitteilung der österreichischen Botschaft in Buenos Aires am 11. 10. 1964 in Cipolletti, Río Negro.

Quellen: AdR, GA 357.687 (Erwin Fleiss); BMI/Zl. 10.836/1-18/74; Personalakt Erwin Fleiss, Dokumentationszentrum des Bundes Jüdischer Verfolgter; Horst Schreiber, Die Machtübernahme: die Nationalsozialisten in Tirol 1938/39, Innsbruck 1994; Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según

fuentes argentinas, informe final (1998), <http://www.ceana.org.ar/final/jackicsh.zip>.

Fridolin Guth

geb. 28. 10. 1908 in Schönberg, Tirol, gest. 1989 in Agua de Oro, Córdoba
SS-Hauptsturmführer

Beruf: von 1927 bis 1931 Funker beim österreichischen Bundesheer, ab 1931 bei der Innsbrucker Polizei

NS-Laufbahn: seit 1932 Mitglied der NSDAP, seit 1933 für die SA tätig. Als Polizeiwachtmeister der Polizeidirektion Innsbruck illegal für die NSDAP tätig (Meldung von bevorstehenden Verhaftungen, etc.). Beteiligung am nationalsozialistischen Putschversuch im Juli 1934 in Innsbruck, Flucht nach München, Ausbürgerung, nahm die reichsdeutsche Staatsbürgerschaft an. In München der Gestapo zugeteilt, Wachtmeister der Schutzpolizei. Nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 Rückkehr nach Innsbruck, Untersturmführer der SS seit 11. 9. 1938, Hauptsturmführer seit 20. 4. 1943. Bekannt mit Fritz Lantschner (gibt ihn beim Ansuchen um Mitgliedschaft in der NSDAP als Referenz an), sucht gemeinsam mit Franz Rubatscher um die Versetzung zur Schutzpolizei an. Soll 1944 als Kompaniechef der Zweiten Kompanie des Polizeiregimentes 19 in Frankreich (Region Annemasse) an Partisanentötungen beteiligt gewesen sein, diesbezügliche Vorwürfe konnten bisher nicht bestätigt werden.

Werdegang nach 1945: Wurde weder von deutschen noch österreichischen Behörden geahndet und erreichte mit einem Pass, ausgestellt vom Internationalen Komitee des Roten Kreuzes, von Genua aus per Schiff Argentinien am 8. 10. 1948. Zwischen 1960 und 1981 Reisen nach Österreich, Schweiz und Deutschland, gab sich dabei als Österreicher oder Deutscher aus, Beruf Händler. Starb nach Presseberichten 1989 in Agua de Oro, Córdoba.

Quellen: AdR, GA 174.487 (Fridolin Guth); Auskunft des Meldeamtes Wien an d. Verf., 9. 6. 1998; Beförderungsliste der SS (DÖW); Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final (1998), <http://www.ceana.org.ar/final/jackicsh.zip>

Josef Janko (Dr.)

in Arg.: José Janco, Deckname: José Petri
geb. 9. 11. 1905 in Ernsthäusen, Banat, wohnhaft Klein-Sölk, Gemeinde Stein a. d. Enns, Steiermark
SS-Obersturmführer

Beruf: Rechtsanwalt

Ausschreibung: Wurde 1947 als SS-Obersturmführer wegen seiner Flucht aus dem britischen Internierungslager Wolfsberg, Kärnten, gesucht. Im selben Jahr findet er in einem Bericht der Jugoslawischen Kriegsverbrecherkommission

als Führer einer radikalen Gruppe Banatdeutscher in Serbien, die unter dem Befehl von August Meyszner stand, Erwähnung. In Österreich kein Verfahren anhängig.

Werdegang nach 1945: Per Schiff von Genua nach Argentinien, Ankunft in Buenos Aires am 17. 2. 1951. Als Dokumentation diente ihm ein Pass des Internationalen Roten Kreuzes auf den Namen „José Petri“. Als er 1955 um eine Niederlassungsbewilligung in Argentinien ansuchte, tat er dies bereits unter seiner wahren Identität. Die Niederlassung wurde José Janco, deutscher Nationalität, Beruf: Doktor der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, am 2. 9. 1955 bewilligt.

Quellen: Report on the crimes of Austria and the Austrians against Yugoslavia and her peoples. Belgrade: Yugoslav war crimes commission 1947, S. 94, 107; Staatspolizeiliches Fahndungsblatt: 737/47; Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final (1998), <http://www.ceana.org.ar/final/jackicsh.zip>.

Fritz Lantschner

geb. 10. 3. 1903 in Innsbruck

hochrangiger illegaler NS-Funktionär, Gauamtsleiter

Beruf: Absolvent der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Vertragsingenieur und Beamter des höheren technischen Dienstes der Tiroler Landesregierung bis 1933

NS-Laufbahn: seit 1931 Mitglied der NSDAP, seit Oktober 1932 landwirtschaftlicher Gaufachberater im Rang eines Gauamtsleiters, ab Herbst 1933 Gaubeauftragter für Tirol, im selben Jahr Entlassung aus der Tiroler Landesregierung wegen NS-Betätigung. Gemeinsam mit Erwin Fleiss und Franz Sterzinger in der illegalen Gauleitung Tirols.

Einer der Hauptdrahtzieher des nationalsozialistischen Putschversuches im Juli 1934 in Tirol (vermuteter Auftraggeber der Erschießung des Innsbrucker Polizeihauptmannes Franz Hickl), Flucht nach München, arbeitete im Reichsamt für Agrarpolitik. Ausbürgerung, nahm 1935 die deutsche Staatsbürgerschaft an.

Rückkehr nach Tirol am 14. 3. 1938, übernahm kommissarisch die Leitung der Tiroler Bauernkammer, Regierungsdirektor der Abt. IV (Landwirtschaft, Wirtschaft, Arbeit) der Reichsstatthalterei Tirol-Vorarlberg.

Ausschreibung: Als Gauamtsleiter für Agrarpolitik auf der ersten österreichischen Kriegsverbrecherliste 1945; Verdacht § 10, 11 Verbotsgesetz (§ 5, 134 StG) Pol. Dion. Innsbruck 17. 6. 1947 (Zl. 7283/46); ein Verfahren am Landesgericht Innsbruck (Zl.: 10 Vr 924/47) anhängig; wurde zunächst nach § 412 StPo abgebrochen (Zl.: 10 St 6898/57), Neuausschreibung wegen § 5, 134 StG 1961 erneuter Haftbefehl (bei Betretung des Inlandes) wegen Verdachtes des Verbrechen

des Mordes an Stabshauptmann Franz Hickl nach §§ 134, 135 Zl. 1 und 3 StG (ZFB 6723/61).

Werdegang nach 1945: Per Schiff von Genua nach Argentinien, Ankunft am 14. 7. 1948. War zum Zeitpunkt des Abbruchs des Verfahrens aufgrund des Verbotsgesetzes 1957 bereits argentinischer Staatsbürger, lebte seit 1961 als Baumeister in San Carlos de Bariloche, Río Negro. Lantschners Wohnort wurde 1976 erneut überprüft, die Fahndung wegen Mordes endete 1983, wie in solchen Fällen üblich, im 80. Lebensjahr Lantschners.

Quellen: AdR, GA 35.340 (Fritz Lantschner, geb. 1871); LG Innsbruck, 10 Vr 924/47; Staatspolizeiliches Fahndungsblatt 1635/47, S. 88/47; Horst Schreiber, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Nazizeit in Tirol, Innsbruck 1994, S. 147; ders., Die Machtübernahme: die Nationalsozialisten in Tirol 1938/39, Innsbruck 1994, S. 33; Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final (1998), <http://www.ceana.org.ar/final/jackicsh.zip>.

Gerhard Lausegger (Dr.)

geb. 23. 9. 1915 in Klagenfurt, gest. 1966 in Argentinien
SS-Obersturmbannführer

Beruf: Jura-Studium in Innsbruck, Abschluss 1938

NS-Laufbahn: wurde vor 1938 wegen illegaler NS-Aktivität kurzfristig von der Universität Innsbruck relegiert. Adjutant der 87. SS-Standarte in Innsbruck. Im Zuge der so genannten „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938 als Führer eines SS-Kommandotrups für die Ermordung des Vorstehers der Israelitischen Kultusgemeinde Innsbruck Ing. Richard Berger verantwortlich.

Ausschreibung: Strafverfahren wegen Verbrechens nach § 3 KVG und § 134 StG (10 Vr 2366/46), nach der Aufhebung des Kriegsverbrechergesetzes wegen Verbrechen des Mordes i.S. der §§ 134, 135 Zl. 3 StG gesucht, 1965 zur Verhaftung ausgeschrieben.

Werdegang nach 1945: Während der SS-Angehörige Walter Hopfgartner für die Ermordung Richard Bergers 1950 zu zehn Jahren schweren Kerker verurteilt wurde, konnten sich Gerhard Lausegger und der dritte Mitbeteiligte Robert Duy der Verurteilung durch Flucht entziehen. Lausegger war am 16. 6. 1945 verhaftet und in das britische Internierungslager Wolfsberg eingeliefert worden, er entfloh bei der Überstellung nach Innsbruck am 6. 3. 1947, wahrscheinlich nach Südtirol. Obzwar in Südamerika vermutet, konnte sein Aufenthaltsort zunächst nicht festgestellt werden. Soll nach Recherchen von Gretl Köfler 1966 in Argentinien gestorben sein.

Quellen: AdR/BMI/Zl. 55.102-18/67; Beförderungsliste der SS (DÖW); Gretl Köfler, „Wir wollen sehen, ob das Kreuz oder der siebenarmige Leuchter siegt!“ Antisemitismus in Nord- und Osttirol seit 1918, in: Sturzflüge. Eine

Kulturzeitschrift, 5. Jg., Nr. 15/16, 1986, S. 89-95; Gad Hugo Sella, Die Juden Tirols. Ihr Leben und Schicksal, Tel Aviv 1979.

Oswald Menghin (Dr.)

In Arg.: Osvaldo (F.A.) Menghin

geb. 19. 4. 1888 in Meran, Südtirol, gest. 29. 11. 1973 in Buenos Aires
Unterrichtsminister im „Anschluss-Kabinet“

Beruf: Studium der Geschichte, von 1910 bis 1918 im Archiv und an der Bibliothek des Landes Niederösterreich, 1918 außerordentlicher, ab 1922 ordentlicher Professor für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Wien, 1928/1929 Dekan der Philosophischen Fakultät, 1935/36 Rektor der Universität Wien, von August 1938 bis 1945 Vorstand des Prähistorischen Instituts, vor 1945 zahlreiche Veröffentlichungen vor allem zur Ur- und Frühgeschichte Tirols und Voralbergs

NS-Laufbahn: Zumindest von 1919 bis 1926 Mitglied der „Deutschen Gemeinschaft“, die zwischen 1919 und 1930 trotz offizieller Anmeldung eine weitgehend geheime Tätigkeit für den „Anschluss“ Österreichs an Deutschland entwickelte, Veröffentlichungen mit antisemitischen und rassistischen Zügen wie etwa „Geist und Blut“ (1933), Mitglied des „Siebener-Ausschusses“. Politische Arbeit für die illegale NSDAP vor 1938, Menghins am 24. 6. 1938 gestellter Antrag auf Aufnahme in die NSDAP wurde zunächst zurückgestellt, Parteimitglied seit 1. 7. 1940. Kurzzeitig Unterrichtsminister im „Anschluss-Kabinet Seyss-Inquart“ (13. 3. 1938 bis Mai 1938), danach politisch nicht mehr aktiv, Rückkehr an die Universität.

Ausschreibung: Voruntersuchung nach § 8KVG am Landesgericht für Strafsachen Wien (Strafverfahren Vg 6b Vr 6202/48). Stellte 1956 den Antrag auf Einstellung des Strafverfahrens, wurde noch im selben Jahr amnestiert (mit Entschließung des Bundespräsidenten vom 4. 10. 1956).

Werdegang nach 1945: Nach Kriegsende von den Amerikanern vom 25. 5. 1945 bis 12. 2. 1947 im Lager Lechfeld festgehalten, nach erfolgter Flucht am 6. 3. 1948 beim versuchten Grenzübertritt bei Nauders von der italienischen Polizei gefasst und nach Nauders zurückgestellt. Am 30. 3. 1948 erneut geflohen. Suchte Anfang 1950 bei der österreichischen Botschaft in Buenos Aires um die Ausstellung eines österreichischen Reisepasses an. Die infolgedessen informierte Staatsanwaltschaft Wien beantragte wegen „bedeutender Schwierigkeiten und Kosten“ keine Auslieferung.

Ab 1948 Professor an der Universität Buenos Aires, Museo Etnográfico, 1957 Gründung des „Centro Argentino de Estudios Prehistóricos“. Lehrtätigkeit an der „Universidad Nacional“, La Plata. Intensive archäologische Forschungen, u. a. in Patagonien und Chile. Wurde 1957 nach seiner im Jahr davor erfolgten Amnestierung von Österreich in den Ruhestand versetzt. Menghin erhielt auf Verlangen zumindest bis 1959 seine Pensionszahlung auf ein österreichisches

Sperrkonto. Seit 1959 korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. In Buenos Aires erinnert heute noch das städtische Museum "Museo Arqueológico Municipal — Dr. O. F. A. Menghin" an Menghins umfangreiche Forschungstätigkeit in Argentinien.

Quellen: AdR/BMfaA/II pol 1957/Arg. 49/Zl. 221.633-Pol 57; LG Wien, Vg 6b Vr 6202/48; Salzburger Nachrichten, 18. 12. 1956, S. 3 (= DÖW 13.169).

Leopold Pribitzer

geb. 27. 4. 1901 in Wien

SS-Hauptscharführer

Beruf: seit 1921 Mitglied der Wiener Sicherheitswache

NS-Laufbahn: 1932 der NSDAP beigetreten, in der illegalen Zeit als Blockwart für die NSDAP tätig. Seit 1937 SS-Bewerber, ab 1. 3. 1939 SS-Hauptscharführer bei der 89. SS-Standarte „Holzweber“. 1943 bis 1945 dem Polizeiregiment Nr. 28 angehörig, welches aus Teilen des Polizeibataillons 69 gebildet wurde. Letzteres soll an Judenliquidierungen in der Ukraine beteiligt gewesen sein, unklar ob Pribitzer darin verwickelt war.

Ausschreibung: 1948 wurde gegen Pribitzer beim Landesgericht Linz ein Strafverfahren nach § 8 und § 10, Absatz 2 des Verbotsgesetzes 1947 eingeleitet. Aufgrund der NS-Amnestie 1957 wurde das im Stadium der Voruntersuchung befindliche strafrechtliche Verfahren eingestellt.

Werdegang nach 1945: Bis Kriegsende in Wien wohnhaft, im Juli 1945 meldete sich Pribitzer bei der Bundespolizeidirektion Salzburg und im Mai 1948 bei der Bundespolizeidirektion Wien zum Dienstantritt, wurde wegen seiner politischen Belastung nicht akzeptiert und nach offizieller Registrierung als „belasteter“ ehemaliger Nationalsozialist im Februar 1947 aus dem öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis entlassen. Im März 1949 ohne Kenntnis der österreichischen Behörden nach Lateinamerika ausgewandert. Im Jahre 1966 stellte Pribitzer beim österreichischen Innenministerium mit Erfolg einen Antrag auf Zuerkennung der Pension. Dies rief 1967 eine parlamentarische Anfrage sozialistischer Abgeordneter hervor. Pribitzer begründete in seinem Pensionsantrag, dass er nach 1945 nicht ohne Einkommen leben konnte und deshalb nach Argentinien ausgewandert sei.

Quellen: AdR/BMfaA/Zl. 91.426; AdR/BMfaA/Zl. 65.420-3/63; BMI/Zl. I-P 91.426/63, AdR, GA 92.694 (Leopold Pribitzer); DÖW Zeitungsausschnittsammlung Kriegsverbrecher, Stichwort Leopold Pribitzer.

Eduard Roschmann

in Arg.: Fritz Bernd Wegener/Federico Wegener

geb. 25. 11. 1908 in Graz-Eggenberg, gest. 10. 8. 1977 in Asunción, Paraguay

Kommandant des Rigaer Ghettos, SS-Obersturmbannführer

Beruf: abgebrochenes Studium, seit 1931 kaufmännischer Angestellter der Brauerei „Reininghaus“, Graz

NS-Laufbahn: Zunächst Mitglied der Vaterländischen Front und des Steirischen Heimatschutzbundes (1927 bis 1934), 1933 der NSDAP, 1938 der SS beigetreten, 1939 als Freiwilliger zur Waffen-SS und zunächst in Frankreich eingesetzt. Im Dezember 1940 nach Berlin versetzt und im Januar 1941 dem SD, Amt III des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) überstellt. Nach der Besetzung Lettlands durch deutsche Truppen im Juli 1941 wurde Roschmann der Abteilung IV des Kommandeurs der Sicherheitspolizei und des SD in Riga zugeteilt. Schon kurz nach der Besetzung wurden Zehntausende jüdische Einwohnerinnen und Einwohner Rigas ermordet, zwischen Dezember 1941 und dem Frühjahr 1942 fielen beinahe 16.000 aus dem Reich ins Rigaer Ghetto deportierte deutsche und österreichische Jüdinnen und Juden „Tötungsaktionen“ zum Opfer. Roschmann wurde im Jänner 1943 zum Kommandanten des Ghettos von Riga ernannt. Die verbliebenen 5.000 Gefangenen wurden in das Konzentrationslager Kaiserwald und in Arbeitslager verschleppt bzw. in weiteren „Aktionen“ liquidiert. Ende 1943 Räumung des Ghettos, Roschmann soll sämtliche „Judenvernichtungsaktionen“, die im Jahre 1943 in Riga durchgeführt worden sind, geleitet haben. Roschmann kehrte nach Berlin zurück, im November 1944 verwundet und nach Graz verlegt.

Ausschreibung: Haftbefehl des Landesgerichtes für Strafsachen in Graz vom 7. 6. 1960 (14 Vr 1408/60) wegen Mordes und schwerer Körperbeschädigung (Verdacht d. Vr. § 134, 135, 1, 152, 155 b, c, e StG, begangen zwischen 1938 und 1945 durch Ermordung von mindestens 3.000 Personen jüdischer Volkszugehörigkeit, Überstellung von Zwangsarbeitern in das Vernichtungslager Auschwitz, Ermordung von mindestens 800 Kindern unter 10 Jahren, Ermordung von N. Kaumann und den Gebrüdern Jordchelowitz).

Haftbefehl des Landesgerichtes Hamburg vom 22. 8. 1963 aufgrund der Beteiligung an der Ermordung von Juden im Baltikum, Auslieferungsgesuch an Argentinien 1976.

Werdegang nach 1945: Im Sommer/Herbst 1945 in Graz von der britischen Besatzungsmacht interniert, vorerst jedoch wieder entlassen. Am 30. 12. 1947 erneut verhaftet wegen Verdachtes als ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS Kriegsverbrechen begangen zu haben, am 8. 1. 1948 bei der Überstellung von Graz nach Dachau geflohen.

Per Schiff von Genua nach Argentinien, Ankunft am 2. 10. 1948. Verfügte über einen Pass des Internationalen Roten Kreuzes auf den Namen Federico Wegener. In Argentinien gründete Roschmann eine Holz-Import-Exportfirma. Kehre 1958 mit seiner illegal angetrauten zweiten Frau nach Westdeutschland zurück. Seine erste Frau Helene Roschmann erstattete gegen ihren Mann beim

LG Graz die Anzeige wegen Verbrechens der zweifachen Ehe, Roschmann kehrte nach Argentinien zurück.

Im Juni 1968 erhielt Roschmann, der in Buenos Aires lebte, unter dem Namen Federico Wegener aus Eger, Tschechoslowakei, die argentinische Staatsbürgerschaft.

Im Oktober 1976 stellte die Staatsanwaltschaft Hamburg ein offizielles Auslieferungsansuchen an Argentinien, im Juli 1977 erließ die argentinische Regierung einen diesbezüglichen Haftbefehl. Roschmann setzte sich nach Paraguay ab, starb allerdings am 10. 8. 1977 in Asunción, Paraguay. Die Identität Roschmanns wurde nach seinem Tod durch Fingerabdrücke eindeutig festgestellt. Internationale Bekanntheit erlangte die Flucht Roschmanns durch Frederick Forsyths Buch „The Odessa File“, das auf Informationen von Simon Wiesenthal beruht, und dessen Verfilmung.

Quellen: BMI: Zl. 10.203/60-II/7/NS/74; DÖW 17548 (= Aktenvermerk des BM f. Inneres), Personalakt Eduard Roschmann, Dokumentationszentrum des Bundes Jüdischer Verfolgter; AdR, GA 294.384 (Eduard Roschmann); Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung europäischer Juden, hrsg. v. Israel Gutman, 2. Aufl., München–Zürich 1998; Frederick Forsyth, Die Akte Odessa, München 1973; Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final (1998), <http://www.ceana.org.ar/final/jackicsh.zip>.

Franz Rubatscher

in Arg.: Francisco Rubatscher
geb. 19. 9. 1908 in Innsbruck
SS-Obersturmführer

Beruf: seit 1930 bei der Polizei in Innsbruck

NS-Laufbahn: Eintritt in die NSDAP 1932, Angehöriger der SS seit 5. 4. 1932, SS-Obersturmführer seit 1941, Hauptmann der Schutzpolizei

Als Polizist für die illegale NSDAP tätig, deswegen 1934 wegen Missbrauchs der Amtsgewalt verurteilt, 10 Monate inhaftiert. Im Juli 1935 Flucht nach München, von Österreich ausgebürgert, im Münchner Polizeipräsidium tätig. 1937 als Kriminalassistent nach Berlin. Nach dem „Anschluss“ 1938 Rückkehr nach Österreich, Hauptmann der Schutzpolizei, zuletzt in Innsbruck wohnhaft.

Ausschreibung: zur Verhaftung ausgeschrieben wegen Verdachts nach § 10, 11 Verbotsgesetz, Pol. Dion. Innsbruck, 13. 8. 1947 (Zl. III-6105/47), Widerruf F.BI. Nr. 2 STAPO 1956.

Werdegang nach 1945: Am 18. 5. 1945 verhaftet, nach Deutschland überstellt. Am 29. 11. 1946 vom Lager Darmstadt entlassen, wurde danach in Südtirol vermutet. Ankunft in Argentinien am 29. 10. 1947, kam über den Landweg

aus Uruguay. Als Dokumentation diente ihm ein Pass des Internationalen Roten Kreuzes. War zunächst in Buenos Aires ansässig, dürfte zeitweilig auch in Bariloche, Río Negro aufhältig gewesen sein. Suchte am 21. 5. 1956 für eine Reise nach Deutschland um Reisepapiere an. Im März 1957 war Rubatscher nach Mitteilung des österreichischen Bundesministeriums für Inneres in München ansässig.

Quellen: AdR, GA 335.215 (Franz Rubatscher); LG Innsbruck, Vr 818/57, Staatspolizeiliches Fahndungsblatt: 1726/47; Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final (1998), <http://www.ceana.org.ar/final/jackicsh.zip>.

Armin Schoklitsch (Dr. Ing.)

geb. 23. 4. 1888 in Wolfan, Steiermark
SS-Untersturmführer, Gauamtsleiter

Beruf: Studium des Bauingenieurwesens an der Technischen Hochschule Graz, 1913 zum Doktor der technischen Wissenschaften promoviert, Zivilingenieur, ab 1923 Privatdozent an der Technischen Hochschule Graz, 1926 ordentlicher Professor an der Deutschen Technischen Hochschule Brünn, ab 1940 Lehrstuhl für Wasserbau an der Technischen Hochschule Graz, ab 1942 Dekan der Fakultät für Bauwesen, ab 1944 Rektor der Technischen Hochschule Graz

NS-Laufbahn: Angeblich im März 1938 von den Tschechen in Nikolsburg wegen des Besitzes von Führerbildern und Propagandamaterial verhaftet, von 1941 bis 1945 Mitarbeiter des SD (Vertrauensmann für Hochschulen und Wissenschaft in Graz). NSDAP-Mitglied seit 1. 5. 1938, ab 30. 1. 1943 SS-Staffeloberstabsführer (Anwärter), Untersturmführer der SS seit 30. 1. 1944, Leiter der Arbeitskräfte für Wasserwirtschaft im Gauamt für Technik

Ausschreibung: Verfahren (6915/1/47/Ha) wegen § 11VG am LG Graz, Abt. 15 am 5. 7. 1948 gemäß § 109 STPO eingestellt (15Vr 1819/48), wurde als „belasteter“ Nationalsozialist registriert.

Werdegang nach 1945: Ab dem 6. 6. 1945 im US-amerikanischen Lager Marcus W. Orr (Glasenbach) interniert, nach Graz überstellt am 9. 7. 1947. Seine Familie emigrierte wahrscheinlich im Februar 1949 per Schiff nach Argentinien — wann Schoklitsch folgte, ist nicht ersichtlich. Stellte am 26. 7. 1948 noch in Österreich ein Ansuchen um Ausnahmebehandlung von den zu leistenden Sühnefolgen, damit er seinen Beruf als Ingenieur wieder ausüben könne, dies wurde ihm erst am 22. 7. 1952 durch den Bundespräsidenten gewährt, da er „die Zugehörigkeit zur SS während der Zeit des NS-Regimes in Österreich nicht missbraucht“ habe.

Quellen: AdR/BMI/Zl. 113.303-2/52; Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1940/41, hrsg. v. Gerhard Lüdtke, Redaktionelle Leitung: Friedrich

Richter, 2. Bd., Berlin 1941; Beförderungsliste der SS (DÖW); Auskunft der Bundespolizeidirektion Graz an d. Verf., 8. 7. 1998.

Josef Franz Leo Schwamberger

in Arg.: Josef Franz Leo Schwamberger, Deckname: Josef Hackl
geb. Brixen, Südtirol am 14. 2. 1912

SS-Oberscharführer, Lagerkommandant des Ghettos Przemysł

Beruf: kaufmännischer Gehilfe

NS-Laufbahn: 1933/34 illegal nach Deutschland, 1933 aus Österreich ausgebürgert. NSDAP-Mitglied seit 1938, Angehöriger der SS seit 18. 4. 1933, seit 1939 Angehöriger der Waffen-SS, SS-Oberscharführer.

1939 zunächst Sachbearbeiter des DAF Gau Tirol, Innsbruck, von Oktober 1941 bis August 1942 Dienst beim Kommandeur der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes in Krakau. Leiter des Zwangsarbeitslagers in Rozwadów (September bis Dezember 1942). Von Februar 1943 bis Februar 1944 Kommandant der Sektion A des Ghettos Przemysł, das offiziell als Arbeitslager deklariert war. Beteiligung an bzw. Befehl von Tötungsaktionen, tötete nach eigenen Angaben 35 Juden durch Genickschuss. Im Februar 1944 wurde das Lager Przemysł aufgelöst, alle noch verbliebenen jüdischen Bewohnern nach Auschwitz deportiert. Schwamberger übernahm im Frühjahr 1944 ein Arbeitslager in Mielec. Schwamberger war in allen Lagern nachweislich an Tötungsaktionen beteiligt — nach dem Krieg wurde ihm vorgeworfen, persönlich 52 Personen getötet zu haben und an der Ermordung von 3.377 Jüdinnen und Juden beteiligt gewesen zu sein.

Ausschreibung: Im staatspolizeilichen Fahndungsblatt Nr. 7/1948 Art. Nr. 529 von der Sicherheitsdirektion Tirol unter Zl. 8/2/1948 vom 24. 1. 1949 als Kriegsverbrecher und wegen § 134 StG und von der Bund.Pol. Dion. Innsbruck SB Zahl 117/48 im ITF.Blatt Nr. 5/1948 Art. 151 wegen Entweichung aus dem Lager Oradour/Schwaz zur Verhaftung ausgeschrieben.

Da 1933 die österreichische Staatsbürgerschaft aberkannt wurde und die ihm vorgeworfenen Straftaten nicht auf österreichischem Hoheitsgebiet erfolgten, konnte von Österreich kein Auslieferungsverfahren gestellt werden. Die Ausschreibung des LG Innsbruck, Haftbefehl Zl.: 20 Vr 163/47 bezog sich somit nur auf den Fall der Betretung des Inlandes. Seit 1960 per Haftbefehl der Staatsanwaltschaft Kaiserslautern gesucht, 1972 internationaler Haftbefehl ausgestellt.

Werdegang nach 1945: Am 20. 7. 1945 in Innsbruck unter dem Namen Josef Hack(e)l (geb. 2. 2. 1910 in München, Kaufmann und Spediteur, deutscher Staatsbürger) verhaftet, es fand sich eine große Menge an geraubtem Schmuck in seinem Besitz. Floh am 3. 1. 1948 aus dem Lager der französischen Besatzung „Oradour“ bei Schwaz, Tirol.

Per Schiff von Marseille nach Argentinien, Ankunft in Buenos Aires am 19. 3. 1949, die Art der Dokumentation ist unklar. Argentinischer Staatsangehöriger seit 12. 02. 1965 unter dem Namen Josef Franz Leo Schwamberger, geb. 14. 2. 1912 in Bressanone, Bozen. Lebte in La Plata. 1972 ausfindig gemacht, noch im selben Jahr stellte die Staatsanwaltschaft Stuttgart ein Auslieferungsgesuch an Argentinien. Ein diesbezüglicher Haftbefehl wurde 1974 von den argentinischen Behörden erlassen, Schwamberger tauchte unter. 1987 unternahm die Staatsanwaltschaft Stuttgart einen erneuten Versuch der Ergreifung und stellte eine hohe Belohnung in Aussicht. Aufgrund von Hinweisen konnten die argentinischen Behörden Schwamberger 1987 verhaften und 1990 an die deutschen Behörden ausliefern. Im Mai 1992 wurde Josef Schwamberger wegen Mordes und Beihilfe zum Mord an über 650 Menschen zu lebenslanger Haft verurteilt.

Quellen: DÖW 14.848; BMI/Zl. 10.016/14-II/7/NS/91; DÖW Zeitungsausschnittsammlung Kriegsverbrecher, Stichwort Josef Schwamberger; Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final (1998); <http://www.ceana.org.ar/final/jackicsh.zip>.

Reinhard Spitzzy

in Arg.: Reinaldo Spitzzy, Deckname: Andrés Martínez López
geb. 11. 2. 1912 in Graz

SS-Hauptsturmführer, Mitarbeiter des RSHA

Beruf: 1932–1933 Studium der Flugwissenschaft und Meteorologie in Wien, 1934–1936 Studium der Staatswissenschaften an der Hochschule für Diplomatie, Paris. Diplom 1936

NS-Laufbahn: 1931 Eintritt in die NSDAP und SS, Mitglied der SS-Standarte 89, beteiligt an Vorbereitungen der illegalen NSDAP zum Sturz der Regierung Dollfuß im Juli 1934 in Österreich, SS-Hauptsturmführer seit 12. 3. 1938. 1936 bis 1938 Adjutant des deutschen Botschafters in London Joachim von Ribbentrop. Nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 Vertreter Ribbentrops in Wien: Referent für Einbürgerungsfragen. 1942 Exportreferent der deutschen Waffenmission in Spanien und Portugal, 1943 zum Reichssicherheitshauptamt (RSHA), SD-Amt VI abgestellt, ab 1944 SS-Führer im RSHA.

Ausschreibung: Im Österreichischen staatspolizeilichen Fahndungsblatt 380/49 und 231/50 ausgeschrieben, 1954 amnestiert.

Werdegang nach 1945: Nach eigenen Angaben nach Kriegsende in einem spanischen Kloster untergetaucht, 1948 mit Hilfe eines Oberst Vélez und Prinz Max Hohenlohe mit spanischem Pass unter dem Namen Andrés Martínez López, geb. am 18. 3. 1912 in Santander, von Bilbao aus mit dem Schiff nach Argentinien, lebte als Pflanzer in Arroyo Ñancay, Dpto. de Gualguaychú, Entre Ríos.

Nach seiner Amnestierung Rückkehr nach Österreich. Lebte zuletzt in Maria Alm, Österreich.

Quellen: Personalakt Reinhard Spitz, Dokumentationszentrum des Bundes Jüdischer Verfolgter; Reinhard Spitz, So entkamen wir den Alliierten. Bekenntnisse eines „Ehemaligen“, München–Berlin 1989; Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final (1998), <http://www.ceana.org.ar/final/jackicsh.zip>.

Franz Sterzinger

geb. 5. 12. 1903 in Wien

hochrangiger illegaler NS-Funktionär, Gauhauptstellenleiter

Beruf: Ingenieur, Generaldirektor der Tiroler Elektrizitätswerke TIWAG

NS-Laufbahn: Mitglied der NSDAP seit 1931, Angehöriger der SS seit 1. 4. 1933, SS-Sturmbannführer seit 30. 1. 1944. Von Juli 1934 bis August 1935 wegen nationalsozialistischer Betätigung in Haft in Innsbruck, 1935 bis 1937 Kreisleiter von Innsbruck und stellvertretender Gauleiter, mit Fritz Lantschner und Erwin Fleiss in der illegalen Gauleitung Tirols. Gauhauptstellenleiter im Gauwirtschaftsamt und Gauamt für Technik

Ausschreibung: Verfahren wegen § 11 VG am LG Innsbruck anhängig (Zl. 10 Vr 3634/46), abgebrochen gemäß § 412, Ausschreibung wurde gemäß § 12 der NS-Amnestie 1957 widerrufen.

Werdegang nach 1945: Am 12. 5. 1945 von der amerikanischen Militärpolizei festgenommen, am 28. 5. 1945 in ein amerikanisches Lager in Deutschland gebracht. Flucht, zunächst angeblich in Südtirol aufhältig. Soll 1947 über Italien nach Argentinien eingereist sein, im Juli 1948 nach Erhebungen des Landesgerichtes Innsbruck bereits in Argentinien. Ehefrau und Kinder reisten mit gültigem Reisepass am 1. 4. 1948 nach Buenos Aires. Wahrscheinlich 1953 Übersiedlung Sterzingers nach Brasilien, São Paulo.

Quellen: AdR/BMI/Zl. 54.481-18/70; LG Innsbruck, 19 Vr 1279/55; Personalakt Franz Sterzinger, Dokumentationszentrum des Bundes Jüdischer Verfolgter; Beförderungsliste der SS (DÖW); Staatspolizeiliches Fahndungsblatt 1059/47; Horst Schreiber, Die Machtübernahme: die Nationalsozialisten in Tirol 1938/39, Innsbruck 1994, S. 33; Mitteilung der Bundespolizeidirektion Innsbruck an d. Verf., 9. 9. 1998.

Josef Vötterl

in Arg.: Francisco Vötterl

geb. am 1. 6. 1910 in Salzburg

SS-Hauptsturmführer

NS-Laufbahn: befördert zum Hauptsturmführer der SS am 20. 4. 1940, SD

Werdegang nach 1945: Wurde in Österreich nicht geahndet. Per Schiff von Genua nach Argentinien, Ankunft am 13. 9. 1948. Als Dokumentation diente ihm ein Pass des Internationalen Roten Kreuzes, ausgestellt am 30. 4. 1948 in Rom. Lebte in Buenos Aires und war bei Siemens beschäftigt.

Quellen: Beförderungsliste der SS (DÖW); Carlota Jackisch, Cuantificación de Criminales de guerra según fuentes argentinas, informe final (1998), <http://www.ceana.org.ar/final/jackicsh.zip>.

Archive:

Bundesministerium für Inneres, Wien, Abt. II/7, Kartei d. NSG (Aktenbestand ab 1963)

Bundespolizeidirektion Wien, Archiv

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien (DÖW)

Dokumentationszentrum des Bundes Jüdischer Verfolgter, Wien, Leitung: Simon Wiesenthal

Landesarchiv Innsbruck (Akten des Landesgerichtes Innsbruck)

Landesgericht Wien, Archiv

Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik, Wien:

BMfaA/ Sektion II pol, 1945–1964, ÖVB Buenos Aires; BMfaA/Kultur,

ÖVB Buenos Aires; BMfaA/II pol/Pol. Berichte/ ÖVB Buenos Aires

BMI Abt. 2 (bis 1957) und Abt. 2A (1957 bis 1963)

Gaupersonalamt des Gaues Wien (Gauakten)

Abkürzungen:

AdR	Archiv der Republik, Österreichisches Staatsarchiv
BmfaA	Bundesministerium für auswärtige Angelegenheiten
BMI	Bundesministerium für Inneres
DAF	Deutsche Arbeitsfront
DÖW	Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien
Fbl	Fahndungsblatt
GA	Gauakt des Gaupersonalamtes d. Gaues Wien, ÖStA/AdR
KVG	Kriegsverbrechergesetz
Krim. Pol.	Kriminalpolizei
LG	Landesgericht
Pol. Dion	Polizeidirektion

RHSA	Reichssicherheitshauptamt
SA	Sturmabteilung
SD	Sicherheitsdienst
SS	Schutzstaffel
Staatspol. Fbl	Staatspolizeiliches Fahndungsblatt
StG	Strafgesetz
VG	Verbotsgesetz

Seit vierzig Jahren höre ich in Rovinj nachts ein Käuzchen, das nicht weit von meinem Haus in einer alten Pinie oder Zypresse sein Zuhause hat. Ich habe mich schon so an sein sporadisches „Tüt-Tüt“ gewöhnt, dass ich immer die erste Nacht nach meiner Ankunft darauf warte, es zu hören, damit ich ruhig einschlafen kann. Es muss sich natürlich um eine ganze Familie handeln, ein einzelnes Käuzchen hätte wahrscheinlich nicht so lange auf ein und demselben Platz ausgehalten. Heute Nacht hörte ich gleich zwei Käuzchen ihr leicht melancholisches „Tüt-Tüt“ abwechselnd in die stille Nacht senden.

Nicht nur in Serbien gilt das Käuzchen als Todesvogel, dessen Klagelaut angeblich den Tod eines Menschen ankündigt. Mich beruhigt dieser Laut hingegen und versöhnt mich mit der Welt, so unvollkommen grausam wie sie ist, so dass ich sorglos einschlafen kann.

Ich brauche das Käuzchen nicht, um mich an den Tod zu erinnern. Ich spüre seit meiner frühen Jugend seine bedrohliche Nähe. Dabei handelt es sich nicht um den natürlichen Tod, der durch Krankheit, Schwäche oder Alter erfolgt, sondern um den gewaltsamen Tod, der einem von anderen Menschen zugefügt wird. Ich hatte also keine Angst vor dem Tod, der einen natürlichen Schlusspunkt in unserem Dasein setzt, sondern vor den Menschen, die im Namen irgendeines Vaterlandes, einer Rasse oder Klasse, eines religiösen Wahns oder einer gewaltbereiten Weltanschauung das Leben ihrer Mitmenschen, darunter auch Frauen und Kinder, mitleidlos auslöschen und für diese verbrecherische Tat auch noch Belobigung und Orden oder gar einen gesicherten Platz im Paradies beanspruchen.

Das XX. Jahrhundert wird als das Jahrhundert des verbrieften staatlichen Massenmords in die Geschichte eingehen. Obwohl der Nationalsozialismus und der Kommunismus stalinistischer und anderer Prägung schon seit einer geraumen Zeit tot sind, spuken allenthalben auf der Welt andere Varianten des totalitären „staatstragenden“ Denkens herum und stiften selbst in den scheinbar gefestigten Demokratien Unheil.

Die Diskussionen, die über die Verbrechen der Deutschen Wehrmacht während des Zweiten Weltkriegs entstanden sind, hat mich bewogen, ein Buch nach Rovinj mitzunehmen, in dem davon die Rede ist. Es liegt mir fern, die armen Soldaten, die für Hitlers Wahnidee von der Weltherrschaft an allen möglichen Fronten im Westen und Osten, im Norden und Süden Europas zu Hunderttausenden, ja Millionen ihr Leben verloren, in irgendeiner Weise zu verurteilen. Pauschalurteile sind niemals und in keinem Fall gerechtfertigt. Außerdem rechne

ich die Soldaten in deutschen Uniformen auch zu den Opfern Hitlers, selbst wenn sie die Hölle des Krieges überlebt haben.

Das Buch, das ich vor mir habe, behandelt die Massenhinrichtungen, die am 21. Oktober 1941 in der serbischen Stadt Kragujevac und Umgebung stattgefunden haben. Es wurde 1961 von dem Verlag „Srpska knjizevna zadruga“ (Serbische literarische Genossenschaft) herausgegeben und beinhaltet Zeugenaussagen von dreißig Menschen, die diese Massenhinrichtung durch Zufall überlebt haben.¹

Hier die Vorgeschichte:

Nach der Eroberung der Tschechoslowakei, Polens, Hollands, Belgiens und Frankreichs übte Hitler einen massiven Druck auf die Regierung des Königreichs Jugoslawien aus und zwang sie im März 1941, einen Beistandspakt mit dem „Dritten Reich“ zu unterschreiben, der den deutschen Truppen Bewegungsfreiheit auf dem Gebiet des Balkanstaats garantierte. Ungarn, Rumänien und Bulgarien standen schon auf der Seite der Achsenmächte Deutschland und Italien und Hitler und seine strategischen Berater, falls seine Befehlsempfänger überhaupt etwas zu sagen hatten, wollten auch Jugoslawien auf ihre Seite ziehen, bevor sie Griechenland überfielen.

Ihre Rechnung ging jedoch nicht auf. Die Belgrader Regierung wurde am 27. März 1941 durch Massendemonstrationen mit der Parole „Besser Krieg als Pakt“ („Bolje rat nego pakt“) und einen Offiziersputsch unter Luftwaffengeneral Simovic gestürzt. Hitlers Generalstab brauchte nur zehn Tage, um einen Blitzkrieg gegen Jugoslawien zu organisieren. Am 6. April, dem orthodoxen Ostersonntag, wurde Belgrad von den Stukas unter dem Kommando des Generals Löhr bombardiert, der österreichischer Herkunft war. In einer Woche wurde ganz Jugoslawien erobert, so dass bald darauf die Hakenkreuzfahne auch über der Akropolis flattern konnte.

Ermutigt durch die verhältnismäßig leichten Siege ließ Hitler Ende Juni 1941 die Sowjetunion überfallartig angreifen, die darauf nicht vorbereitet war, da Stalin sich durch den zwei Jahre zuvor abgeschlossenen Nicht-Angriffspakt mit Hitler sicher wähnte. Die jugoslawischen Kommunisten begannen nach dem ersten Schock der Niederlage und der anfänglichen Ratlosigkeit einen bewaffneten Widerstand zu organisieren. Stalin hatte immerhin mit dem Erzfeind Hitler einen Pakt geschlossen, was viele von ihnen an der Richtigkeit der Parteilinie zweifeln ließ. Doch jetzt war die Situation klar. Man durfte wieder reinen Gewissens Antifaschist sein. Das Ziel der Partisanenangriffe waren vor allem die Verkehrsverbindungen in den Süden, deren reibungsloses Funktionieren dem deutschen Oberkommando am Herzen lag.

¹ Museum der Stadt Kragujevac (Hrsg.), Kragujevac — 21. 10. 1941, 1961.

Am 16. September 1941 erteilte Hitler dem Generalfeldmarschall List, der Oberkommandierender der Streitkräfte im Südosten war, den Befehl, jeglichen Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht im Raum Südost im Keim zu ersticken.

Am selben Tag verlangte Feldmarschall Keitel die schärfsten Maßnahmen, um die Autorität der Besatzungsmacht zu stärken und jede weitere Verbreitung des Aufbruchs zu verhindern. Da ein menschliches Leben in den betreffenden Ländern nichts wert sei, könne man eine abschreckende Wirkung nur mit einer außergewöhnlichen Grausamkeit erreichen. Als Vergeltung für das Leben eines deutschen Soldaten müsse man 50–100 Kommunisten zum Tode verurteilen. Die Art der Durchführung der Todesstrafe müsse die abschreckende Wirkung noch verstärken.

General Böhme sprach in einem Befehl vom 25. 9. 1941 von dem abschreckenden Beispiel, das die gesamte Bevölkerung am schwersten treffen solle, und präzisierte in einem Befehl vom 10. 10. 1941, dass für jeden getöteten deutschen Soldaten oder „Volksdeutschen“ 100 und für jeden verwundeten deutschen Soldaten 50 Gefangene oder Geiseln zu erschießen seien.

Die Erschießungen sollten die Truppen durchführen. Dabei solle man die Einheiten zu Erschießungen verwenden, die selbst Verluste erlitten hätten.

Leutnant Lippe, der eine Kompanie kommandierte, führte in seinem Bericht vom 13. 10. 1941 an, man habe Erschießungen mit dem Gewehr in einer Entfernung von zwölf Metern durchgeführt. Für jeden Gefangenen seien fünf Schützen bestimmt. Er stellte fest, die Haltung der Gefangenen bei der Erschießung sei gefasst gewesen. Zwei von ihnen hätten versucht zu fliehen, man habe sie aber auf der Stelle erschossen.

Leutnant Walter berichtete, man habe den größten Teil der Zeit für die Aushebung der Gräber verwendet, während die Erschießung sehr schnell vor sich gegangen sei — 100 Mann in vierzig Minuten.

Er fügte hinzu, der Vorgang der Erschießung habe auf seine Soldaten keinen besonderen Eindruck hinterlassen. Doch am nächsten Tag habe er bemerkt, dass manche von ihnen bei den länger andauernden Erschießungen die Nerven verloren. Die seelischen Störungen meldeten sich jedoch bei seinen Leuten, wie er in seinem Bericht vermerkte, erst nach einigen Tagen, wenn sie abends in Ruhe darüber nachdenken konnten.

Major König, Kommandant des ersten Bataillons des 724. Infanterieregiments, erstattete einen Bericht über die Tätigkeit seines Bataillons zwischen dem 17. und 25. Oktober 1941. Danach wurden bei der Aktion in Groschnitza 445 Männer erschossen, das Dorf wurde niedergebrannt, weil man Munition an verschiedenen Stellen, selbst im Kirchturm gefunden hatte. Das 3. Bataillon des 749. Infanterieregiments erschoss 182 Männer im Dorf Metschkowatz.

Am 20. Oktober 1941 wurden laut seinem Bericht 3200 Männer zwischen sechzehn und fünfzig Jahren in Kragujevac verhaftet. Am Abend wurden hinter dem Sammellager Kommunisten und Juden erschossen, die schon am 8. Oktober verhaftet worden waren, sowie 53 Gefangene aus dem Gefängnis in Kragujevac.

Am 21. 10. 1941 um sieben Uhr früh begann die Auswahl und die Erschießung der Gefangenen.

Damit wurde die Aktion beendet. Insgesamt wurden 2300 Serben verschiedenen Alters und Berufs erschossen. In den nächsten Tagen stellte man bei der Bevölkerung aus verständlichen Gründen eine große Aufregung fest, so dass Sicherheitsmaßnahmen unternommen wurden.

Wie die Massenhinrichtung in Kragujevac vor sich ging, erfahren wir aus den Berichten der wenigen Davongekommenen. Statistiken bluten nicht, hatte einmal der zu Unrecht fast vergessene Arthur Koestler gesagt, nur das Beispiel zählt.

„Ich heiße Ratibor Jowanowitsch, Beamter aus Kragujevac. Ich wurde 1915 in Mladenovac geboren und lebe seit 1929 in Kragujevac [...] Ich brach am Morgen auf, um zum Dienst zu gehen. Sobald ich jedoch auf die Straße trat, sah ich, dass die Deutschen alle Eingänge besetzt hatten mit schussbereiten Gewehren und Maschinengewehren, und zog mich zurück. Ich wollte nicht hinaus. Meine Frau ging hinaus, um zu sehen, was auf der Straße geschah, kehrte zurück und sagte mir, die Deutschen seien dabei, alle Männer anzuhalten und sie auf den Platz zu führen am Eingang zur alten Arbeitersiedlung. So blieb ich zu Hause, in der Annahme, dass die Deutschen nicht in die Häuser eindringen würden. Sie drangen doch ein und führten mich zusammen mit Dragomir Wrljatschitsch weg, der von Beruf Friseur aus Belgrad ist und sich hier aus politischen Gründen versteckt hat, weil man ihn dort verfolgte. Als man uns gefasst und auf diesen Platz gebracht hat, waren dort schon etwa hundert bis hundertfünfzig junge und ältere Männer, aber auch Knaben unterschiedlichen Alters. Bis zu Mittag standen wir dort, dann umzingelte man uns mit starker Wachmannschaft und führte uns in die Kaserne des ehemaligen neunzehnten Regiments. Dort ließ man uns vor einer Mauer antreten und stellte ein Maschinengewehr uns gegenüber auf. Und etwa zwanzig Schritt weiter grub eine Gruppe Arbeiter ein riesiges Loch.“

Das geschah bei einer Razzia, die am 13. Oktober 1941 in Kragujevac durchgeführt wurde. Ratibor Jowanowitsch wurde noch nicht hingerichtet, sondern nur in einem großen Schuppen eingesperrt, bis am 21. Oktober das große Morden begann. Am Vortag hatte man einige tausend Männer zwischen fünfzehn

und fünfzig von der Straße und von ihren Arbeitsplätzen, Geschäften oder Wohnungen geholt und zusammengetrieben, um sie gruppenweise zu je hundert zu erschießen.

Einige Tage zuvor hatten die Partisanen einen deutschen Militärkonvoi überfallen und dabei dreiundzwanzig Soldaten und Offiziere umgebracht. Nach dem Befehl des Generals Böhme wurden für jeden getöteten deutschen Soldaten oder einen „Volksdeutschen“ (Mann, Frau oder Kind) hundert Gefangene oder Geiseln erschossen.

Ratibor Jowanowitsch hatte unglaubliches Glück. Als er mit seiner Gruppe auf einer Wiese außerhalb der Stadt stand, hörte er einen durchdringenden Pfiff.

„Ich drehte mich um. Ich wollte sehen, wer da pfiff und warum, und sogleich begann das Maschinengewehr zu rattern. Als ich mich wieder umdrehte, um die Kameraden neben mir zu sehen, bleiben rechts und links von mir nur mehr drei übrig, die noch nicht gefallen sind. Ich ließ mich, ohne an irgend etwas zu denken, einfach fallen. Ich fiel, während das Maschinengewehr noch ein bisschen weiter ratterte und dann aufhörte. Ich befand mich auf dem rechten Flügel und das Maschinengewehr mähte von links nach rechts, so dass die Männer wie Weizen garben fielen. Sie fielen nicht übereinander, sondern in einem gewissen Abstand, aber ich sah, als ich den Kopf ein bisschen hoch hob, dass die Männer sich um einen Schritt nach vorne bewegt haben. Ob das nach dem Gesetz der Trägheit war oder was, kann ich nicht sagen. Als das Maschinengewehr aufhörte, war ich am Leben. Ich spürte keine Schmerzen, ich war nicht verwundet und schwieg, die Nase in die Erde gebohrt [...]“

Die Henker gingen noch schnell von einem zum anderen, um feststellen zu können, ob einer noch am Leben war. Wenn einer sich rührte, bekam er den sogenannten Gnadenschuss. Ratibor Jowanowitsch fiel in Ohnmacht, so dass er sich nicht rühren konnte.

„Als ich wieder zu mir kam, sah ich, in was für einer Lage ich mich befand, und dachte daran, es sei Zeit davonzulaufen. Ich konnte den Gestank um mich herum nicht mehr ertragen. Ich streckte meine Hand durch das Maisstroh, mit dem man uns zugedeckt hatte, und schaute um mich. Der Tag war schön. Die Sonne schien und ein leichter Wind wehte und für mich war das ein ganz neues Leben. Links von mir hörte ich das Maschinengewehr. Ich steckte den Kopf hinaus und sah, wie man gerade die vierte Gruppe erschoss [...]“

Als die Soldaten sich entfernten, um ihr blutiges Geschäft fortzuführen, floh Jowanowitsch durch ein Bachbett in den nahen Wald.

„Nachdem ich mich zwei, drei Tage ausgeruht hatte, interessierte mich, was in der Stadt geschehen war. Ich ging hinunter und sah, wie auf allen Geschäften Plakate angeklebt waren, auf denen die Stadtpolizei den Bürgern mitteilte, dass die Deutschen aus Vergeltung 2300 Menschen erschossen haben. Ich las auch meinen Namen unter der Nummer 362.“

Zivan Stefanowitsch, geboren 1901, gehörte auch zu den Männern, die die Massenhinrichtung durch puren Zufall überlebt hatten.

„Nach zehn Minuten befahl man uns, uns zum Ufer umzudrehen. Plötzlich begannen sie zu schießen. Einige fielen um, einige nicht. Ich wurde plötzlich an der rechten Hand verwundet, drehte mich halb links um und fiel. Dann begannen die Maschinengewehre zu schießen, bis alle niedergemäht waren. Nach etwa zehn Minuten erschien rechter Hand eine Patrouille und wer noch am Leben war und Lebenszeichen gab, wurde in die Schläfe geschossen. Ein Vojislav Miletitsch, ein Student, der neben mir lag, war schwer verwundet und jammerte. Ich sagte ihm: ‚Mile, mein Sohn, schweig. Vielleicht können wir uns retten.‘ Aber der Bursche konnte die Schmerzen nicht ertragen. Ich hielt die Luft an und verhielt mich ruhig, als sie zu mir kamen, um mich hochzuheben. Ich machte mich ganz steif und sie ließen mich wieder fallen. Sie durchsuchten über mir noch andere und diesem Vojislav Miletitsch schossen sie in die Schläfe, so dass sein Blut auf meine Wange spritzte. Dann gingen die Deutschen links ab. Ich hörte sie singen, während sie sich von dem Ort entfernten, an dem wir erschossen worden waren.“

„Ich heiße Sveta Manasijewitsch, bin 1913 geboren im Dorf Klinowac, Wranje. Am 20. Oktober 1941 befand ich mich in meiner Werkstatt in der Brauerei. Dort arbeitete, lebte und wohnte ich. An diesem Tag ging ich morgens hinaus und bemerkte etwas Merkwürdiges. Die Deutschen hatten Stahlhelme auf und schussbereite Gewehre in der Hand. An der Kreuzung vor der Brauerei stand ein Maschinengewehr. Das schien mir nicht alltäglich zu sein. Ich unterhielt mich darüber mit einigen Kameraden und kehrte dann in meine Werkstatt zurück. Etwas später führten die Deutschen eine Gruppe vor meine Werkstatt, in der auch ein Kamerad von mir war, der erfahren hatte, dass seine Schwägerin erschossen worden seien. Er kam her, um Särge für sie zu kaufen. Bei dieser Gelegenheit ging er zum Friseur, um sich rasieren zu lassen. Da kamen die Deutschen herein und trieben den Friseur und ihn mit einer rasierten Gesichtshälfte hinaus. Er wischte sich den Rasierschaum auf

der anderen Seite schnell ab, und sie trieben ihn zur Gruppe, die sich vor meiner Werkstatt befand.“

Manasijewitsch selbst blieb am Leben, weil er sich für einen Bulgaren ausgab und das zufälligerweise durch einen bulgarischen Durchlassschein beweisen konnte.

„Ich heiße Palitsch Radomir, Schuhputzer, geboren am 11. Dezember 1909 in Kragujevac. Das war am 20. Oktober in der Früh, als ich hinausging, um die Schuhe zu putzen. Wir waren insgesamt vier — ich, mein Kollege, mein Schwager und mein Bruder Boschko Palitsch. Als die Deutschen kamen, blockierten sie die ganze Stadt vor dem Rathaus. Die Deutschen kamen da her und ließen sich die Schuhe putzen und wir begannen zu arbeiten. Es kam auch ein Unteroffizier, ließ sich seine Stiefel putzen und bezahlte. Er entfernte sich von mir etwa hundert Meter, als eine deutsche Patrouille daherkam und uns fragte, ob wir uns legitimieren könnten. Wir zogen unsere Ausweise und gaben sie ihnen. Mein Kollege Petzo, auch ein Schuhputzer, sagte: ‚Rade, hauen wir ab. Du siehst, dass sie alle Leute auf der Straße fangen.‘ Ich antwortete ihm darauf: ‚Was soll’s. Uns werden sie nichts tun, wo wir doch für sie arbeiten.““

Auch der Schuhputzer überlebte die Erschießung, allerdings an zwei Stellen verwundet.

„Ich heiße Belocevic Miljojka, Hausfrau, wohnhaft in Milana Jagojevica Nummer 97 in Kragujevac. Am Tag der Razzia am 20. Oktober früh morgens brach mein Mann Vladimir, der Gemüsehändler war, auf zum Markt, um dort für sein Geschäft einzukaufen. Indessen haben schon vorher die Deutschen auf der Straße, die von Jagodina nach Kragujevac führt, von der Mauer des Pyrotechnischen Instituts auf alle geschossen, die sich auf der Straße gezeigt haben. Milisav Bankovic aus Bajkovac hat man schon erschossen. Und Zika, den Sohn des Aksentije aus Beloschevac, nur verwundet. Dann kamen ein Zigeuner und eine Zigeunerin aus der Richtung Beloschevac. Den Zigeuner haben sie erschossen und den Umhang der Zigeunerin so durchlöchert, dass sie vor Schreck in die Stadt floh. Danach brach auch mein Mann auf, er kam aber kaum zwanzig Meter weit, als die Deutschen von der Mauer aus mit dem Maschinengewehr auf ihn schossen. Zwei Schüsse trafen ihn und er fiel tot zusammen. Nach einer halben Stunde kamen die Deutschen von der Mauer herunter

und trugen ihn ins Haus. Darauf trieben sie einen alten Mann aus Siljevica, der aus der Stadt kam, her, erschossen ihn und warfen ihn in den Graben. Es wurde mir klar, dass sie um jeden Preis alle Spuren verwischen wollten, damit die Menschen, die herkamen, nicht gewarnt wurden.

Dann holten sie aus dem Gasthaus den Besitzer Svetomir. Das war das Gasthaus gegenüber vom Pyrotechnischen Institut, nicht weit von dem Maschinengewehrnest auf der Mauer, und erschossen ihn an Ort und Stelle.

Nicht weit vom Gasthaus befand sich am Eingang der Stadt neben dem Tor das städtische Zollamt, aus dem zwei Zöllner herauskamen, die dort ihren Dienst taten. Man führte sie neben der Schmalspurbahn, die aus dem Pyrotechnischen Institut nach Sabante führte, und erschoss sie dort neben den Geleisen. Der eine hieß Mihailo Prokic und der andere Nikola, den Nachnamen kenne ich nicht. Er war ein Flüchtling. Nicht weit von ihnen erschossen sie auch einen Russen, der einen Mantel über dem Arm trug.

Dann erschossen sie noch zwei Bauern und einen Mann, dessen Namen ich nicht kenne.

Am 21. Oktober, dem Tag der Massenhinrichtungen, kam ein Lastwagen, sammelte alle Erschossenen ein und transportierte sie in die Friedhofskapelle. Am nächsten Tag wurden sie dann von dort von den Deutschen weitertransportiert und begraben. Ich habe insgeheim einen Sarg gemacht und meinen Mann Vladimir begraben.“

„Ich heiße Milan Lazarevic, geboren am 6. September 1924 in Kragujevac. Mich haben die Deutschen bei der Arbeit gefasst. Ich war damals bei der Sektion für die Regulierung des Flusses Lepenica beschäftigt, wie meisten Arbeiter des ehemaligen Militärtechnischen Instituts und anderer Betriebe, die jetzt arbeitslos waren [...]

Ich glaube, es war Mittag oder etwas darüber, als eine Gruppe von Deutschen ankam. Wir haben sie nicht gesehen. Sie kamen in Schützenstellung aus der Richtung der damaligen Konservenfabrik Stefanovic, aus der Richtung der Siedlung, die Abessinien genannt wurde, umzingelten das ganze Arbeitsgebiet, auf dem sich, soweit ich mich erinnere, fünf- bis sechshundert Arbeiter befanden. Dann befahl ein Deutscher, ein Offizier, mit der Arbeit aufzuhören. Alle Arbeiter wurden auf eine Lichtung getrieben und dort in Dreierreihen aufgestellt.“

Der siebzehnjährige Milan Lazarevic überlebte das Massaker, weil die für die Hinrichtung vorgesehene Zahl von 2300 schon vollzählig war, bevor er an die Reihe kam.

„Ich heiße Tihomir Simic, geboren 1904 in Sljivovac. Ich bin Vater von sechs Kindern. Vor dem Krieg war ich im Militärtechnischen Institut in Kragujevac bis zur Okkupation. Ich werde auf der Liste der Erschossenen unter der Nummer 1395 geführt.“

Tihomir Simic gelang es, mit einigen Kameraden zu entkommen, obwohl ihm deutsche Soldaten nachgeschossen und ihn an drei Stellen leicht verwundet hatten.

„Ich heiße Radomir Jovanovic, geboren in Kragujevac am 24. Juni 1909. Ich arbeitete als Meistersattler im Militärtechnischen Institut von 1921 bis 1941 [...]

Als wir zu den erschossenen Kameraden kamen, rief der deutsche Offizier ‚Halt!‘. Als er ‚Halt!‘ rief, gab ich mir selbst das Kommando und legte mich auf die Straße. Beinahe zugleich begann das Maschinengewehr zu schießen. Junge Männer, schwer verwundete Männer, fielen auf mich drauf, junge Männer, die sich bewegten und zuckten, weil sie nicht so jung sterben konnten.

Was geschah dann? Als ich nach links schaute, sah ich, dass die Soldaten ihre Waffen auf die Straße legten, aber einer ihrer Offiziere befahl einem kleinen Deutschen, die Pistole zu nehmen und jeden, der zuckte oder ein Lebenszeichen von sich gab, mit einem Kopfschuss zu töten. Über mir war ein Kamerad, ich wusste nicht welcher, der zuckte, weil er nicht tödlich verwundet war. Was geschah dann? Der kleine Deutsche ging der Reihe nach und verteilte Kopfschüsse. Als er zu mir kam, konnte ich nicht ruhig abwarten, dass er mich tötete, sondern sprang auf und stieß ihn plötzlich mit der Brust auf die Nase und auf den Mund und warf ihn um.“

Auch Jovanovic gelang die Flucht, obwohl man ihm nachschoss.

„Ich heiße Miodrag Ljubic, mein Vater heißt Dragomir und meine Mutter Hermine. Ich bin am 22. Januar 1911 in Kragujevac geboren. Am Tag der Massenhinrichtungen in Kragujevac, das heißt am 21. Oktober 1941, arbeitete ich im Kreisgericht in Kragujevac als Gerichtsadjunkt [...]

Die Deutschen holten eine Gruppe, und ich betrachtete gerade diese Gruppe, die nach der Aussonderung übrig geblieben war, weil ich in ihr auch drei Popen sah, die nebeneinander standen, immer zu dritt in einer Reihe, so hatte man sie angewiesen, und ich sah, dass es den Geistlichen nicht gelungen war, sich zu retten. Um sie herum stapfte ein

Offizier von Ljotic's Einheiten und es schien, dass er sie eigentlich nicht retten wollte.

Ich sah in einem Augenblick, wie gerade diese Gruppe von der Deutschen Wehrmacht umzingelt wurde. Man trieb sie aus dem Kasernenhof und führte sie zu dem Ort, an dem man sie erschießen wollte. Als die drei Popen sahen, dass sie in den Tod geführt wurden, umarmten sie einander und gingen mit gesenktem Kopf in die Richtung, in die man sie trieb.

In einer anderen Gruppe ging ein Zeitungsverkäufer, ein junger Mann, der in der Stadt Zeitungen verkaufte. Er trug sie mit sich, so wie sie ihn zusammen mit den Zeitungen erwischte hatten, und so trug er die Zeitungen in einer Hülle zur Richtstätte. Er ging mit gesenktem Kopf wie erschlagen und ich sah, wie sein Blick auf die Zeitungen fiel, und denke mir, wozu braucht er diese Zeitungen, wozu schleppt er sie mit sich? Ein Wind hob an und die Zeitungen begannen, eine nach der anderen, aus der Hülle herauszufallen. Der junge Mann ging weiter und hinter ihm blieben die Zeitung verstreut liegen, als habe er vorgehabt sie zu säen.“

„Ich heiße Olivera Simic, heute Djordjevic, geboren 1922 in Kragujevac. Am Tag der Razzia befand sich mein Vater Nikola Simic, Chef der Waldverwaltung, in seinem Büro im Gebäude der Kreishauptmannschaft und mein Bruder Aleksandar, Schüler der fünften Klasse des ersten Knabengymnasiums, ging in die Schule, die sich damals im Gebäude des Internats befand, neben dem Friedhof. Ich war damals Schülerin der Lehrerbildungsanstalt. Uns Mädchen ließ der Direktor Miloje Pavlovic nach Hause gehen und die Kameraden wurden zusammen mit ihm von uns getrennt.

Ich lief gleich nach Hause und fragte meine Mutter, ob mein Bruder schon aus dem Gymnasium zurück sei. Mutter und ich gingen sofort ins Erste Gymnasium, das geschlossen war. Der Schuldiener sagte, man habe ihnen den Befehl erteilt, niemanden herein zu lassen. Vor dem Gymnasium gab es viele Mütter und Schwestern, die baten, dass man sie hineinlasse. Gleich darauf kamen die Deutschen und führten die Schüler in Gruppen weg. Ich ging auf meinen Bruder zu und gab ihm den Mantel. So hatte er einen neuen Mantel an. Diesen Mantel brachte uns später ein Freund von ihm zurück, der uns erklärt hatte, mein Bruder habe ihm in der Baracke den Mantel geliehen, weil ihm so kalt gewesen sei [...]“

Durch einen Zufall befanden sich Vater und Sohn in einer Gruppe, als sie zur Richtstätte geführt wurde.

„Was mein Vater unterwegs zu meinem Bruder sagte, weiß ich nicht, doch die Leute, die sie begraben hatten, erzählten mir, man habe sie umarmt gefunden, was dafür spreche, dass mein Vater im letzten Augenblick versucht habe, meinen Bruder zu retten oder ihm wenigstens den Tod zu erleichtern. Und es schien, dass ihm das gelungen war. Der Vater war ganz von Schüssen durchlöchert. Die Deutschen hatten wahrscheinlich bemerkt, dass mein Vater noch am Leben war und hatten ihn durch einen Kopfschuss getötet, denn sein Kopf war ganz zerschmettert [...]“

Am nächsten Tag gingen meine Mutter und ich, um den Hügel zu finden, unter dem mein Vater und mein Bruder verscharrt waren. Unterwegs sahen wir frische Hügel, verstreute Teile der Kleider und verschiedene Gegenstände. Ich bemerkte einen Hut, der dem Hut meines Vaters ähnlich sah. Ich hob ihn hoch und sah darin zu meinem Entsetzen einen Schädel mit Hirn. Auf dem Grab der Schüler war die Wiese ganz blutig. Überall lagen Schulhefte, Schülerkappen, Wörterbücher, kleine Spiegel und Kämmen verstreut. Der kleine Bach war voll Blut und Eiter, das aus den nur seicht begrabenen Leichen hervorquoll. Aufgedunsene Leichen ragten durch die Sprünge in der Erde hervor [...] Die Deutschen hatten verboten, die Hügel und Gräber zu besuchen, doch niemand konnte den Müttern und Schwestern verbieten, ihre Liebsten aufzusuchen. Deutsche und Ljotic-Patrouillen eröffneten jeden Augenblick das Feuer auf uns. Wir mussten kriechend die Gräber unserer Nächsten suchen. Meine Mutter und ich waren voll Blut und Eiter. Etwas später sagte man uns, man habe dem Vater den Ringfinger mit dem teuren Ring abgeschnitten, den sich der von Ljotic's Gnaden zum Bürgermeister avancierte Janjic angeeignet hatte. Meine Mutter und ich gingen zu ihm und verlangten von ihm, uns den Ring zurück zu geben. Er streckte die Hand aus und fragte: ‚Ist das der Ring?‘ Und als er die bejahende Antwort hörte, sagte er: ‚Wozu braucht ihr den Ring, wo eure Männer nicht da sind?‘ Er drückte auf eine Glocke und in sein Büro fiel Vasa, der Prügler, ein. Er befahl ihm, uns hinauszuerwerfen, was dieser auch grob tat. Den Ring hat er uns nicht zurückgegeben.“

Das ist nur ein Teil der Zeugenaussagen der Überlebenden des Massakers in Kragujevac, das am 21. Oktober 1941 stattgefunden hat. Daraus ersieht man, was für eine enorme Anstrengung es war, an einem Tag mehr als zweitausend Menschen zu erschießen. Das war keine Rache, sondern kaltblütiger Mord, der von Hitler und seinen Spießgesellen im Oberkommando der Wehrmacht befohlen, aber von den einfachen Landsern durchgeführt wurde.

Man mag sich vielleicht fragen, warum ich das nach einigen Jahrzehnten wieder ins Gespräch bringe, wo inzwischen viele andere Massenmorde stattgefunden haben, so wie die in jüngster Zeit von der serbischen Soldateska begangenen Massenmorde an der bosnischen und albanischen Zivilbevölkerung. Für die Toten, wann und wo und unter welcher Fahne auch immer sie ums Leben gebracht wurden, gilt keine Ausrede. Um die Mörder auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien kümmert sich der Internationale Gerichtshof in Den Haag. Ich hoffe sehr, dass sie bald auch von den eigenen Gerichten zur Verantwortung gezogen werden, wenn es den wenigen kritischen Bürgern gelingt, die so genannten Heldentaten als grausame Raubzüge zu entlarven.

In der Umgebung, in der ich lebe, das heißt Österreich und Deutschland, darf man an der Sauberkeit und Anständigkeit der Wehrmacht nicht rütteln. Natürlich waren Millionen von Soldaten dazu gezwungen, an Hitlers Kriegszügen teilzunehmen. Es geht gar nicht um Schuldzuweisungen oder, Gott behüte, eine wie immer geartete Verurteilung, sondern um die Bewusstmachung eines historischen Vorgangs, der, wie alle historischen Vorgänge, einmalig und unverwechselbar ist.

Das Ziel von Hitlers Raubzügen, die er als Krieg tarnte, war die Ausrottung der Juden in ganz Europa und die totale Unterwerfung anderer Völker, vor allem der Slawen, die er zu einer minderwertigen Rasse degradierte, der nur ein Sklavendasein zustand. Alle kriegerischen Handlungen der Wehrmacht, in welchem Glauben oder Unglauben sie auch immer begangen wurden, hatten nur diesem einen Ziel gedient.

Immer wieder versuchen „gesinnungstreue“ Patrioten den Zweiten Weltkrieg als Verteidigung der Heimat oder als Pflicht gegenüber dem Vaterland zu deklarieren. Wer zum Teufel hat denn die deutsche Heimat angegriffen, so dass sie in Norwegen, in der Normandie, in den Steppen Russlands oder auf der Insel Kreta verteidigt werden musste? Es handelte sich eindeutig um einen Angriffs- und Eroberungskrieg, bei dem alle andersartigen Interpretationen als fadenscheinige Rechtfertigungsversuche zu deuten sind. Erst wenn man sich darüber klar geworden ist, kann man über alle darauf erfolgten Taten und Untaten der so genannten Sieger, die viele Jahre lang um ihr nacktes Leben kämpfen mussten, diskutieren und von ihnen das Offenlegen ihrer Gräueltaten verlangen, um so dieses miese Kapitel der totalen Verrohung des europäischen Menschen abzuschließen.

JONNY MOSER

VON DER DON-FRONT INS JÜDISCHE SPITAL IN WIEN

Wahrlich überrascht und erstaunt war man im jüdischen Spital in Wien,¹ als am 7. Februar 1943 ein Rotkreuzwagen zwei nicht mehr gehfähige ungarisch-jüdische Arbeitsdienstsoldaten in zerrissenen und verschmutzten ungarischen Uniformen einlieferte. Die beiden waren mit einem deutschen Lazarettzug von Kursk via Dresden nach Wien gebracht worden. Die Ärzte wie das Pflegepersonal konnten es kaum fassen, dass die beiden ungarisch-jüdischen Arbeitsdienstsoldaten, die schwere Erfrierungen an den Beinen erlitten hatten, mit Hilfe deutscher Ärzte aus den Feldlazaretten ins Hinterland gebracht worden waren. Scheinbar gab es doch noch Deutsche, die sich über die nationalsozialistischen Rassengesetze hinwegsetzten, ja, sie sogar ignorierten.

Anfang 1943 waren die in Wien befindlichen Jüdinnen und Juden schon sehr isoliert. Von den Geschehnissen außerhalb ihres Lebensbereiches wussten und erfuhren sie nicht viel. Wien war seit Oktober 1942 praktisch judenfrei. Alle, die nicht auswandern hatten können, waren nach dem Osten deportiert worden. Lediglich die jüdischen Ehepartner arisch-jüdischer Mischehen sowie deren Abkömmlinge waren zurückgeblieben. Daneben waren noch einige Hundert jüdische Menschen mit der Liquidierung der sozialen Einrichtungen und Institutionen der Kultusgemeinde beschäftigt. Nach getaner Arbeit wurden sie nach Theresienstadt verschickt. Was sich dort tat, war in Wien kaum bekannt. Denn von den Verschickten gelangten nur kurze Zeit Lebenszeichen nach Wien. Man war über ihr Schicksal besorgt, denn aus den besetzten Ostgebieten gelangten von Zeit zu Zeit unheimliche Gerüchte hierher. Massenerschießungen an Jüdinnen und Juden sollen dort erfolgt sein. Die in Wien verbliebenen Jüdinnen und Juden trauten diesen Gerüchten nicht. Das wäre ja furchtbar, wenn dieses Gerede auf Wahrheit beruhte. Das hieße, auch die aus Wien Deportierten könnten Opfer von Massenerschießungen im Ostraum geworden sein.

Andererseits waren ungarisch-jüdische Arbeitsdienstsoldaten auf Veranlassung deutscher Ärzte nach Wien gelangt. Das verwirrte die Wiener Jüdinnen und Juden. Was ging im Ostraum vor sich? Am 17. und 23. Februar 1943 waren weitere neun Arbeitsdienstler aus Russland in das jüdische Spital eingeliefert worden. Hier sollten sie soweit behandelt werden, bis sie transportfähig waren und über den ungarischen Militärbetreuungssammelstab in Wien nach Ungarn zu-

¹ Das jüdische Spital in Wien befand sich in Wien II., Malzgasse 16.

rückgebracht werden konnten. Was die Wiener Jüdinnen und Juden so gerne wissen wollten, war: Was war dieser ungarische jüdische Arbeitsdienst? Wann wurde er eingeführt? Hatten die deutschen Militärdienststellen den Einsatz der jüdischen Arbeitsdienstsoldaten an der russischen Front ohne Protest zugelassen?

Ungarn war das einzige Land Europas, das knapp vor Kriegsbeginn zu der bestehenden allgemeinen Wehrpflicht auch eine militärische Dienstpflicht, die ohne Waffen abzuleisten war, einführte. Diese war für unliebsame und politisch unzuverlässige Personen vorgesehen. Zu dieser militärischen Arbeitsdienstpflicht wurden vor allem Linksoppositionelle, Angehörige nationaler Minderheiten (Rumänen, Serben, Slowaken), Juden sowie Mitglieder der Sabatianer-Sekte und der Zeugen Jehovas herangezogen. Sie hatten ihre Dienstpflicht mit Schaufel und Krampen abzuleisten.

Angeregt wurde die Einführung der militärischen Arbeitsdienstpflicht durch eine sehr heftig geführte Debatte über eine zu beschließende Sondergesetzgebung für Juden. Schon im Mai 1938 wurde das I. Judengesetz² vom ungarischen Parlament verabschiedet, das die ungarischen Jüdinnen und Juden in ihrer beruflichen Ausübung stark diskriminierte. Den antisemitisch, nationalistisch und revisionistisch³ gesinnten herrschenden Feudal-Aristokraten genügte jedoch dieses Gesetz noch nicht. Sie wollten die Existenzgrundlagen und Erwerbsmöglichkeiten der Jüdinnen und Juden noch weiter einengen. Innerhalb Jahresfrist wurde daher vom Abgeordnetenhaus ein II. Judengesetz⁴ beschlossen. Es sah vor, die Juden aus vielen berufsspezifischen Bereichen wie aus führenden wirtschaftlichen Positionen binnen einer terminisierten Zeit vollkommen auszuschließen und zu entfernen.

Während der öffentlichen Erörterung über die Ausschließung der Juden aus vielen Berufszweigen und den Erwerbsmöglichkeiten Freischaffender beschäf-

² Das I. ungarische Judengesetz (Gesetz XV ex 1938) trat am 28. Juni 1938 in Kraft. Danach sollte der Anteil der Juden an den akademisch ausgebildeten Berufen wie in den Führungsetagen der Banken und großen Wirtschaftsbetriebe innerhalb von fünf Jahren auf zwanzig Prozent gesenkt werden. Gleichzeitig wurde ein Numerus clausus an den Hochschulen eingeführt. J. Lévai, Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry, Wien 1948, S. 9 f.

³ Seit dem Abschluss des Friedensvertrages von Trianon war Ungarns Außenpolitik auf eine Revision dieses Vertragswerks ausgerichtet. Sie versuchte die ursprünglichen Landesgrenzen vom 16. Oktober 1918 wieder zu erlangen.

⁴ Das II. Judengesetz (Gesetz IV ex 1939) trat am 22. 8. 1939 in Kraft. Das Gesetz sah vor: Beamte, Offiziere, Richter und Staatsanwälte jüdischer Abkunft innerhalb kürzester Zeit zu pensionieren, die im Bereich der Pressemedien, der Filmindustrie wie überhaupt auf dem Gebiet der darstellenden Kunst tätigen Jüdinnen und Juden binnen Jahresfrist auszuschalten. Jüdinnen und Juden wurde der Kauf von landwirtschaftlich genutztem Boden wie die Pacht von Meierhöfen und Gutshöfen untersagt. Zudem wurde Jüdinnen und Juden, die im Zuge der Rückgewinnung des Oberlandes (Felvidék) und der Karpato-Ukraine zu Ungarn gelangten, der

tigten sich auch maßgebliche Militärkreise mit dem aus der antijüdischen Gesetzgebung sich ergebenden Problem der zukünftigen staatspolitischen Loyalität der jüdischen Soldaten.⁵ Dabei wurde auch überlegt, ob es überhaupt noch opportun sei, Juden in Hinkunft zum Dienste mit der Waffe einzuberufen — was schließlich, abgesehen von Reservisten, nicht mehr geschah. Als im Juli 1939 der Jahrgang 1916 eingezogen wurde, teilte man die jüdischen Rekruten bereits den neu aufgestellten Arbeitsdiensteinheiten zu.⁶

Der militärische Arbeitsdienst war in Bataillonen organisiert, die über das ganze Land regional verteilt waren und den einzelnen Armeekorps unterstellt waren. Jedes Arbeitsdienstbataillon betreute im Gegensatz zu den Honvédbataillonen, die aus vier Kompanien bestanden, eine Vielzahl von Kompanien. Jede hatte einen Mannschaftsbestand zwischen 220 und 250 Mann. Die Arbeitsdienstsoldaten wurden nur in Kompaniestärke oder in Zügen und Schwärmen unterteilt eingesetzt. Geführt wurden die Arbeitsdienstkompanien von nichtjüdischen Chargen und Offizieren. Diese waren meist länger dienende Honvédangehörige. Die Arbeitsdienstsoldaten wurden zu Straßenbauarbeiten, zum Holzschlagen in den Wäldern der Karpaten und zu Arbeiten auf den Gütern von Großgrundbesitzern herangezogen.⁷

Nach dem Kriegseintritt der Ungarn gegen die Sowjetunion wurde der Arbeitsdienst in Feld- und Heimatkompanien getrennt. Den Feldkompanien wurden die jüngeren und kräftigeren Männer zugeteilt. Diese Arbeitsdienstsoldaten folgten der kämpfenden Truppe auf dem Fuße. Praktisch waren sieerspioniere, die zum Instandsetzen zerstörter Brücken und Bahngleise wie auch desolater Straßen, aber auch zum Munitionstransport eingesetzt wurden. An und hinter der Front hatten sie Stellungen auszuheben, Befestigungen anzulegen, Winterquartiere zu bauen, aber auch Minenfelder frei zu machen. Dabei kam es auch vor, dass antisemitisch und sadistisch veranlagte Vorgesetzte die jüdischen Arbeitsdienstler einfach über die Minenfelder jagten. Kaum jemand kümmerte sich darum, wenn dabei einige Juden ums Leben kamen. Wichtig war nur: die Minenfelder waren geräumt.⁸

Erwerb der ungarischen Staatsbürgerschaft fast vollkommen verwehrt. J. Lévai, Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry, S. 13 f.

⁵ Im April 1939 dienten in der 102.007 Mann starken ungarischen Honvédarmee 2.292 jüdische Soldaten. Unter den 6.153 Offizieren gab es 11 Juden. R. L. Braham, The Politics of Genocide. The Holocaust in Hungary, New York 1981, S. 290.

⁶ Gesetz II ex 1939 vom 11. 3. 1939. Einführung des militärischen Arbeitsdienstes.

⁷ Bekannt sind 13 Arbeitsdienstbataillone, die den neuen Armeekorps unterstanden. R. L. Braham, The Politics of Genocide, S. 293 f.

⁸ Siehe J. Lévai, Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry, S. 428 ff.

Noch während das III. Judengesetz⁹ im Abgeordnetenhaus zur Debatte stand, erließ der neue Ministerpräsident Bárdossy schon die Verordnung 2870/1941 ME vom 16. 4. 1941.¹⁰ Mit diesem Erlass wurden die Juden für wehrunwürdig erklärt und vom Dienst mit der Waffe endgültig ausgeschlossen. Entgegen dieser Weisung wurden jedoch weiterhin viele Juden, vor allem Reservisten, zum Armeedienst einberufen. Sie nahmen an den Kämpfen beim Vordringen bis tief in die Ukraine hinein teil, denn die militärische Bürokratie arbeitete äußerst langsam. Erst ab Herbst 1941 begann man die jüdischen Soldaten sukzessive aus den Reihen der kämpfenden Truppe auszuschneiden. Sie wurden den Arbeitsdienststeinheiten überstellt. Aus dieser Zeit stammt auch die erste statistische Erfassung aller zum militärischen Arbeitsdienst eingezogenen Männer. Das waren am 15. Dezember 1941 21.404 Mann.¹¹

Der Status und die Bedingungen des Dienstes der jüdischen Arbeitsdienstsoldaten verschlechterten sich ab der zweiten Hälfte des Jahres 1941. Noch trugen sie militärische Uniformen, ab 1942 mussten sie jedoch ihren Dienst in Zivilkleidern absolvieren, was sie vermehrt antisemitischen Übergriffen aussetzte. Bis dahin hatten sie sich von den Honvéds nur durch die gelbe Armbinde und das Fehlen der Kokarde am Käppi unterschieden, was deutscherseits zu mehreren Beschwerden geführt hatte, weil man die jüdischen Arbeitsdienstler kaum von den ungarischen Soldaten unterscheiden konnte.

Auch die Verpflegung der jüdischen Arbeitsdienstler wurde trotz der schweren Arbeit, die sie leisteten, wesentlich gekürzt. Zudem entwendeten korrupte Vorgesetzte einen hohen Prozentsatz von dem den Arbeitsdienstlern zubilligten Verpflegungssatz. Diese bereicherten sich durch den Verkauf der den Juden entzogenen Lebensmittel auf dem Schwarzen Markt.¹² Das hatte zur Folge, dass die jüdischen Arbeitsdienstsoldaten vermehrt an Unterernährung litten und besonders im Winter 1942/43 für Lungenentzündungen und Erfrierung leichter anfällig wurden.

Der militärische Arbeitsdienst wurde von der antisemitischen und feudalaristokratischen Regierung benützt, um sich vieler unliebsamer und als unzuver-

⁹ Das III. Judengesetz (Gesetz XV ex 1941) trat am 8. 8. 1941 in Kraft. Es war ein Rassengesetz, das auf den Nürnberger Gesetzen basierte. J. Lévai, Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry, S. 25.

¹⁰ R. L. Braham, The Politics of Genocide, S. 301.

¹¹ Davon waren 14.413 Juden, 6.319 Nichtjuden und 672 Mann nichtjüdisches Wachpersonal. R. L. Braham, The Politics of Genocide, S. 308.

¹² R. L. Braham, The Politics of Genocide, S. 306 u. 317.

lässig geltender Personen zu entledigen. So wurde im Frühjahr 1942 angeordnet, alle in Gefängnissen befindlichen politischen wie jüdischen Häftlinge, aber auch die in Internierungs- und Konzentrationslagern angehaltenen Personen im militärdienstpflichtigen Alter zum militärischen Arbeitsdienst einzuziehen. Diese Personengruppen wurden in speziellen Kompanien, so genannten Strafkompanien, zusammengezogen.¹³ In einer dieser Strafkompanien befand sich auch der Wiener Ernst Fiala.¹⁴

Als am 11. April 1942 die zweite ungarische Armee, 200.000 Mann stark, an die Front nach Russland abging, um die seit Juni 1941 im Kampf stehenden und schon abgekämpften Honvéds abzulösen, befanden sich in ihrem Gefolge auch rund 30.000 jüdische Arbeitsdienstsoldaten.¹⁵ Aufgrund der Verordnung 15.802 vom 17. 3. 1942 des ungarischen Verteidigungsministeriums wurden sie nun auch im Kampfbereich eingesetzt.¹⁶ So gelangten sie im Zuge der deutschen Sommeroffensive 1942 mit der 2. ungarischen Armee bis an den Don südlich von Woronesch.

Animiert von den Aktivitäten der hier agierenden SS-Einsatzkommandos begannen auch Angehörige des militärischen Begleitkommandos die jüdischen Arbeitsdienstler regelrecht zu malträtieren. Viele erlebten eine Hölle auf Erden. Sie waren ständig schweren antisemitischen Übergriffen wie auch derben, ja sadistischen Späßen ihrer Vorgesetzten und Chargen ausgesetzt. Diese endeten oft auch letal. Den Chargen, meist primitive Rohlinge, machte es, besonders im Winter, Spaß, einzelne Arbeitsdienstler mit Wasser zu begießen und sie im Freien stehen zu lassen, bis sie zu Eissäulen erstarrten. Es gab auch vereinzelte Kommandanten, die gerne Arbeitsdienstler als lebende Zielscheiben benützten oder sie den auf Judenjagd befindlichen SS-Einsatzkommandos auslieferten.¹⁷

¹³ Aus den Internierungslagern, die dem Amt der Fremdenpolizei KEOKH unterstanden, wurden sogar 104 Mann nichtungarischer Staatsangehörigkeit zum Arbeitsdienst ausgehoben. R. L. Braham, The Politics of Genocide, S. 352, Anm. 57.

¹⁴ Ernst Fiala war damals Medizinstudent im 10. Semester, der 1939 nach Ungarn geflüchtet war. Nach dem Kriege nach Wien zurückgekehrt beendete er sein Studium an der Universität Wien und war dann viele Jahre hindurch als praktischer Arzt und Polizeiarzt tätig.

¹⁵ Die Zahl der 1942 ins Feld gezogenen jüdischen Arbeitsdienstler wird in der Literatur vielfach zu hoch angegeben. Zahlen von amtlicher Seite liegen keine vor. Nach Meinung des Autors dürfte die Zahl etwas über 30.000 Mann betragen haben. J. Lévai, Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry, S. 425; R. L. Braham, The Politics of Genocide, S. 353, Anm. 62.

¹⁶ R. L. Braham, The Politics of Genocide, S. 308.

¹⁷ J. Lévai, Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry, S. 428 ff.; R. L. Braham, The Politics of Genocide, S. 313 f.

Andererseits gab es aber auch Offiziere, die trotz der angeordneten Segregation der Juden so manche Arbeitsdienstler für militärische Dienste heranzogen, denn der ungarischen Armee mangelte es an ausgebildetem, fachmännischem Personal. Sie hatten zu wenig Ärzte, Apotheker, Veterinäre und Ingenieure, selbst einfache Fahrer fehlten. Von der Anwesenheit vieler dieser Professionisten und Fachleute in den Arbeitsdienstkompanien erfuhren auch die dort operierenden sowjetischen Partisanen. Sie benötigten ebenfalls Männer mit speziellem technischen und medizinischen Know-how. Bei nächtlichen Überfällen auf die Arbeitsdienstkompanien wurden Fachleute einfach gekidnappt.¹⁸

Als die Rote Armee im Winter 1942/43 die 6. deutsche Armee in Stalingrad eingeschlossen hatte, war es an der Front am Don verhältnismäßig ruhig. Die Honvédführung ließ sich von dieser Ruhe jedoch täuschen. Schon glaubte sie den Winter in ihren warmen Unterständen, die von den Arbeitsdienstlern granatensicher und fest angelegt worden waren, glimpflich zu überstehen. Doch am 12. Januar 1943 wurde sie aus ihrem behaglichen Frontleben aufgeschreckt. Die Rote Armee griff an. Die Front der ungarischen Armee wurde mit einem mehrere Stunden andauernden Trommelfeuer aus Hunderten von Kanonen belegt. Damit zermürbten die Sowjets die Nerven der ungarischen Soldaten. Als dann die Sowjettruppen unterstützt von Hunderten von T-34 Tanks die Stellungen der Ungarn durchbrachen und fächerartig vordrangen, stürzten die Honvéds von Panik erfasst und vom russischen Feuerüberfall demoralisiert in wilden Haufen davon. Deutsche Stellen waren entsetzt über dieses entmutigende Verhalten der ungarischen Soldaten, die auf ihrem Weg nach hinten marodierten, mordeten und plünderten.¹⁹

Nach dem Bericht des Kommandanten des 35. IR Oberstleutnant Béla Vécsey zogen sich die jüdischen Arbeitsdienstler viel disziplinierter als die Honvéds zurück. Sie nahmen nicht nur ihre Verwundeten mit, sondern auch die Toten. Die Verluste waren schwer. Eine Arbeitsdienstgruppe hatte 50 Gefallene. Doppelt so viele waren verwundet. Dennoch nahmen sie die Kameraden mit nach hinten.²⁰

Der Durchbruch der Roten Armee im Frontbereich der Ungarn zermalmete deren 2. Armee. Ihre Verluste waren ungeheuer hoch. 41 Prozent der kämpfenden

¹⁸ Ernst Fiala wurde von den Partisanen entführt, weil er Mediziner war. Sie gliederten ihn in ihre Kampfseinheit als Feldscher ein. Auf diese Weise gelang es ihm, den Krieg zu überleben.

¹⁹ R. L. Braham, *The Politics of Genocide*, S. 319.

²⁰ Ebenda.

Truppe und 78 Prozent der jüdischen Arbeitsdienstsoldaten waren gefallen, verwundet oder in Kriegsgefangenschaft geraten.²¹

Ein chaotischer Rückzug begann. Für die schon immer schlechter gestellten Arbeitsdienstler begann ein neuer Leidensweg. In Lumpen gekleidet, die Füße in zerfallendem Schuhwerk, sich mit Kotzen gegen die sibirische Kälte schützend zogen sie um Brot und Unterkunft bettelnd von Dorf zu Dorf. Meist wurden sie abgewiesen, oft von marodierenden ungarischen Soldaten beschossen. Von Hunger geplagt und frierend marschierten sie auf der Suche nach ihrem Kompaniestandort durch die weiten Ebenen Russlands, über die der Wind den Schnee hochpeitschte. Die meisten Arbeitsdienstler erlitten schwere Erfrierungen. Vielen versagten nach tagelangem Herumirren die Kräfte, sie brachen zusammen, blieben liegen und erfroren. Ihre Kameraden konnten ihnen nicht helfen, weil sie sich selbst kaum mehr weiterschleppen konnten. Ihre einzige Hoffnung war, irgendwo kurzfristig einen Unterschlupf zu finden. Lászlo Blau, einer der nach Wien gelangten Arbeitsdienstler berichtete, von den 213 Mann seiner Kompanie seien nur zehn Mann übriggeblieben. Blau hatte Glück. Ein LKW nahm ihn nach Kursk mit. Einem ungarischen Arzt im deutschen Feldlazarett gelang es, ihn mit einem Verwundetentransport nach Dresden zu schicken. Der andere Arbeitsdienstler, Josef Stern, erlitt schon am 14. Januar 1943 schwere Erfrierungen. In einem Feldlazarett erhielt er kurzfristig eine provisorische Behandlung. Mit einem Sanitätswagen wurde er mit Hilfe deutscher Ärzte nach Kursk gebracht. Hier wurde ihm neuerlich eine ärztliche Behandlung zuteil und er wurde sodann mit dem Lazarettzug nach Dresden geschickt, von wo er nach Wien weitergeleitet wurde. Der am Wiener Ostbahnhof Dienst tuende Rotkreuzoffizier erkannte den schlechten körperlichen Zustand Sterns. Er ließ ihn sogleich in das jüdische

²¹ Die offiziellen ungarischen Verluste.
Vom 26. Juni–31. Dezember 1941.

	Honvéd	Arbeitsdienst	Total
Gefallen	8.506	1.628	10.134
Verwundet	23.736	318	24.054
Vermisst od. Kriegsgef.	3.224	202	3.426
	35.466	2.148	37.614

Vom 1. Januar 1942–31. Dezember 1943.

Gefallen	6.560	2.153	8.713
Verwundet	15.781	716	16.497
Vermisst od. Kriegsgef.	59.436	20.434	79.870
	81.777	23.303	105.080

Zusammen	117.243	25.451	142.694
----------	---------	--------	---------

Siehe: R. L. Braham, *The Politics of Genocide*, S. 318.

Spital überführen. Hier erhielten die Arbeitsdienstler endlich eine kontinuierliche medizinische Betreuung. Nach ihrer Genesung wurden sie dem ungarischen Militärstützpunkt in Wien übergeben, der sie nach Ungarn zurückbringen ließ. Die leidvolle Odyssee der elf jüdischen Arbeitsdienstler war damit vorerst zu Ende. Doch kaum ein Jahr später wurde Ungarn von den Deutschen besetzt, ein neuer Leidensweg begann.

Über das weitere Schicksal dieser elf jüdischen Arbeitsdienstler ist nichts bekannt. Die Überlebenschancen waren in jedem Fall stark vermindert: Wenn einer in Wien auskurierten ungarisch-jüdischen Arbeitsdienstler nach seiner Rückkehr nach Ungarn als Invalide abrüstete und in der Provinz zu Hause war, fiel er der „Endlösung der Judenfrage“ zum Opfer. Er wurde nach Auschwitz deportiert. Die eingezogenen ungarisch-jüdischen Arbeitsdienstsoldaten wurden 1944 vermehrt in kriegswichtigen Betrieben und beim Beseitigen von Bombenschäden eingesetzt. Als im Herbst 1944 in Ungarn das Terrorregime der Pfeilkreuzler zur Macht kam, wurden die Arbeitsdienstler zum Stellungsbau und zum Schanzengraben um Budapest eingesetzt. Als im November 1944 die Rote Armee die ungarische Hauptstadt erreichte, wurden die Arbeitsdienstsoldaten schließlich in langen Fußmärschen zum Bau des Süd-Ost-Walls und damit zu mörderischer Sklavenarbeit abkommandiert.

Abschrift

Blau Lasz 16 geb.1.5.1906 in Győr (Ungarn)
 verh.keine Kinder, Jude
 Anschrift der Frau Olga Blau, Budapest - V.
Visegradi Rész 10 b/I.St.

Beruf: Feinmechaniker

Feldp.Nr: 292/111

Arbeitsdienstlager-Nr. 109/40.

Am 29.Nov.1942 wurde Bl. zum Arbeitsdienstlager eingezogen und am 11.Dez.1942 in Zolnowo ausgewaggioniert.Von da in's Lager Stary Gokol gebracht.

Bl.wurde auf einen Verladebahnhof beschäftigt.

Am 5.1.43 erfror sich Bl.den 11.Fuß.Behandlung erfolgte durch einen ungar.Arzt u.zw.ambulant bis 20.1.43.Am 20.1.ging das Lager wegen Angriffe seitens der Russen zurück von Dorf zu Dorf. Am 26.1. traf Blau mit noch anderen 10 Mann in Millajowa ein.Von den übrigen Angehörigen des Arb.Lagers hat er nichts mehr gehört,da alle nacheinander durch Krankheit u.s.w.ausgeschlossen waren.

Das Lager war vorher 213 Mann stark.

Am 27.1.kam Blau nach Timet und wurde unterwegs mit anderen Soldaten von einem LKW.bis Kursk mitgenommen.

In Kursk wurde er von einem ungar.Arzt angewiesen,mit dem Verwandeten-transport nach rückwärts zu fahren. So kam er nach Dresden.

Stern Josef geb.10.9.1910 in Győr (Ungarn) verh.keine Kinder
 Anschr.d.Frau: Stern Jolan Győr (Ungarn) Jude!

Csaször-Gergely u. 15
 Erk.Marke Nr.3121-10-0957 -Soldat- Beruf: Feinmechaniker
 Feldp.Nr.216/75. Arbeitsdienstlager Nr.102/2

Stern wurde am 14.4.42 zum Arbeitsdienstlager 102/2 eingezogen und arbeitete an der Instandhaltung der Rollbahn. SeitbSept.42 besitzt er die ungar. Uniform, die er vom Arb.D.Lager 102/2 erhalten hat und die Differenz zwischen Lager-Kleidung und Uniform aus eigenen bezahlte.(Abzug vom Lohn).

Verwendung :Bankerbau,Deckungen,Tankfallen bis zum Tage der Erfrierung (14.1.43) 35 km südl.Woronesch (Borowso).Von dort kam St.ungef.9 km nach rückwärts,ärstl.Behandlung erfolgte durch einen ungar.Arztu.deutsche Arzt.St.wurde sodann mit San.Auto nach Iwanovka gebracht.Weitere Behandlung durch einen ungar.Arzt,und Weiterbeförderung nach Stary Nikolek. Von hier Kasarettzug bis Kursk und weiter nach Dresden.

Nummen: am 2.43 Gefr.Klimt (Dolm.Komp.I,W.Kr.IV)
 Grenadierkaserne 514

Übergeben am 7.10.43. unterschrieben übernommen am unterschrieben

Ernst Winkler

Olaf Fintel

Deutsches Rotes Kreuz
Sitzstelle
für Kriegsverletzte (m)
Wien
Ottobrunn
Auf II 42-402

Ich bestätige hiermit, im Auftrage des
Bahnhofsoffiziers Wien-Ottobrunn, aus dem
L.K.Z. 2109 die beiden jüdischen Patienten
Mr. Stern Josef u. Mr. Blasi Ladislau
einwaggenamt zu haben. Dann veranlasste
ich die Überführung der beiden Pat. ins jüdische
Gestalt (Wien, II, Montag 16) durch W. Rettungsdienst.

Wien, G. U. 55.

Deutsches Rotes Kreuz
Sitzstelle
für Kriegsverletzte (m)
Wien
Ottobrunn
Auf II 42-402



ALTEBERGSTRASSE DER JUDEN IN WIEN
- 81141 -
Wien 1077, Margareten

Wien, am 10.II.1943.

E.Z. 730

An die
Leitung des Altestenrates I

Es wird gemeldet:

In der Nacht vom 7.II.1943 wurden uns über Weisung des Deutschen
Rotes Kreuzes 2 uniformierte Arbeitsdienstleute ungarischer Staats-
angehörigkeit und zwar:

Blasi Ladislau, geb. 1.V.1906 in Győr (Ungarn) und

Stern Josef " 10.II.1910 " " "

in Spitalspflege übergeben. Die bestügliche Bestätigung über die er-
folgte Verfügung liegt bei.

Den beiden genannten Patienten wurde die Abschrift eines Begleit-
schreibens mitgegeben, welche beigegeben wird.

Schlusslich bitten wir erheben zu wollen, an welche Stelle wir
uns wegen der auflaufenden Verpflegungskosten zu wenden haben.

2 Beilagen

Der Direktor

A. Arnold
Dr. ARNOLD

A b s c h r i f t .

Wien, am 25. II. 1943.

E. Z. 743

An die
Katona - Gondosa Szaszekötös tőrass
W i e n, VII., Burgasse 2

Am 7. d. M. wurden die jüdischen Arbeitskollektanten S t e r n
Josef und B l a u Ladislau in das obige Spital eingewiesen.

Auf die telefonische Anfrage von welcher Stelle die Ver-
pfligungsgebühren für die Genannten getragen werden, wurde der an-
fragende Beamte von Herrn Oberarzt Dr. B a t k y dahin informiert,
dass die aufgelaufenen Gebühren nach Entlassung der Patienten der
p. T. zwecks Abrechnung bekannt zu geben sind.

Seither sind noch die nachfolgend angeführten jüdischen
Arbeitskollektanten ungarischer Staatszugehörigkeit in das obige
Spital eingebracht worden:

Z i e g l e r Jakob	eingeliefert 17. II. 43
S z a b o Endree	"
B e c k e r Bela	23. II. 43
B l e i e r Jenö	"
D u k a Michael	"
K l e i n Ernö	"
W e i s e r Hermann	"
W e i s e r Marton	"
Z i m m e r m a n n Aladar	"

Es wird um die Bekanntgabe ersucht, ob der gleiche Vorgang
auch bei den Letstgenannten und allenfalls noch weiter eingewie-
senen Arbeitskollektanten ungarischer Staatszugehörigkeit eingehalten
werden soll.

Zur Information erlauben wir uns bekanntzugeben, dass die Ver-
pfligungsgebühr der allgemeinen Verpflegsklasse, auf der die Vorgenann-
ten untergebracht wurden, pro Tag RM 7.33 beträgt.

Der Direktor:

An die Leitung des Ältestenrates,
zur gefl. Kenntnisnahme.

Dr. Raschkes mp.

26. II. 43

J. Raschkes

A b s c h r i f t .

Wien, am 20. Februar 1943.

Wehrkreisarzt XVII
(Krankenverteilungsstelle)
Wien, I., Stubenring 1.

Betr.: Einweisung von Ziegler Jakob
und Szabo Endree.

Dem
Ältestenrat der Juden Wien (Spital)

W i e n, II/27, Malgasse 16.

Die beiden Juden Ziegler Jakob und Szabo Endree wurden von der Kranken-
verteilungsstelle Wien, aus hier übernommenen Lazarettzügen dem Spital überwiesen.

ALTESTENRAT DER JUDEN WIEN
S p i t a l

Wien II/27, Malgasse 16

Zur Kenntnisnahme vorgelegt.
23/II 1943 *J. Raschkes*

Unterschrift
(unleserlich)

Oberarzt.

EGON EHRLICH / HELGA RASCHKE

JOSEF RITTER VON GADOLLA

Ein Grazer Offizier im militärischen Widerstand¹

„Die Frage des Friedens ist keine Frage
an die Welt, sondern eine Frage an jeden selbst.“
(Karl Jaspers, 1883–1969)

Als geborener Österreicher übte Josef Ritter von Gadolla seinen Beruf als Offizier in der österreichisch-ungarischen Monarchie, bei der Volkswehr, im österreichischen Bundesheer der Ersten Republik und auch in der Deutschen Wehrmacht stets nach ethisch-moralischen Grundsätzen aus. Die politischen Wirrnisse während seines Berufslebens ließen bei ihm wiederholt Zweifel am Sinn seiner Aufgabenstellung aufkommen. Besonders seit Abschluss des Waffenstillstands der italienischen Regierung unter Marschall Badoglio mit den Alliierten vom 3. September 1943 äußerte sich Oberstleutnant Gadolla nachweislich in Gesprächen mit Vertrauten, dass nun „der Krieg verloren sei“. Als aufrichtiger und uneigennütziger Katholik stand er dem nationalsozialistischen Regime zurückhaltend gegenüber. Sein Leben und Sterben spiegelt das Schicksal Österreichs in diesem Jahrhundert wider. Im April 1945 wandte er sich gegen das nationalsozialistische Unrecht und forderte den Schutz der Zivilbevölkerung gegen das sinnlose Morden. Durch seine heldenhafte Rettung der Stadt Gotha setzte er sich ein Denkmal und trat in die Reihe der Widerstandskämpfer ein, die von der „Geschichte rehabilitiert“² sind.

Josef Felix Clemens Gadolla wurde am 14. Januar 1897 in Graz geboren. Das Glaubensbekenntnis der Eltern war tief in den Dogmen der römisch-katholischen

¹ Die Bruchstücke von Gadollas Leben beruhen auf Mitteilungen von Zeuginnen und Zeugen, welche zumeist inzwischen verstorben sind. Dies schränkt sicherlich den dokumentarischen Wert ihrer Aussagen nicht ein. Ein besonderer Dank gebührt seiner Tochter Inge Smith, geborene von Gadolla, der einzigen Nachfahrin, die am 22. Juli 1999 im Alter von 73 Jahren in Australien verstarb. Durch die Bereitstellung von Dokumenten unterstützten die Direktoren und Mitarbeiter des Museums für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha und des Stadt- und Kreisarchivs Gotha das Anliegen, die Lebensgeschichte von Gadolla zu vertiefen. Besonders erwähnt sei die kameradschaftliche Beratung von Hofrat Dr. Peter Broucek, Direktor-Stellvertreter des Kriegsarchivs Wien und seinen Mitarbeitern. Ihnen allen sei an dieser Stelle gedankt.

² So äußerte sich Dr. Klaus von Dohnanyi zu dem noch nicht annullierten Unrechtsurteil über seinen Vater. In: Matthias Priestoph, Josef Ritter von Gadolla, Gedenkschrift der Residenzstadt Gotha, Gotha 1998, S. 13.

EHRLICH / RASCHKE: JOSEF RITTER VON GADOLLA



Gadolla als Fähnrich der
Infanterie-Kadettenschule
Prag; Manöver in Kärnten

Foto: Egon Ehrlich (Wien)

schon Kirche verwurzelt. Nach diesen streng katholischen Grundsätzen erzogen sie auch ihre vier Kinder. Beide Elternteile bekannten sich als Patrioten zur Monarchie und waren eingeschworen auf die Autorität Gottes und des Kaisers.

Von 1904 bis 1909 besuchte der kleine Josef die fünfklassige Volksschule in Graz. Der Familientradition folgend begann er eine militärische Laufbahn mit der vierjährigen Militärunterrealschule in Strass in der Steiermark und ab 1913 mit der dreijährigen Infanterie-Kadettenschule in Graz-Liebenau bzw. Prag. Anschließend wurde er in den 4. Jahrgang der Technischen Militärakademie in Hainburg aufgenommen³ und innerhalb eines Jahres zum Truppen-Pionier ausgebildet (Berufsgagist⁴).

Nach Ablegen des Eides als Offizier war Josef von Gadolla zu Treue und Gehorsam gegenüber der österreichischen Monarchie verpflichtet. Am 17. August 1917 wurde er als Fähnrich der Infanterie ausgemustert. Zwei Wochen später erhielt er den Befehl zum Kriegseinsatz im III. Bataillon des bosnisch-herzegowinischen Infanterie-Regiments Nr. 2, Garnison Banja Luka. Seine Feuer-

³ Personalbogen und Dienstlaufbahn Josef Ritter von Gadolla. Rainer Egger, Der Stand des österreichisch-ungarischen Militär-Erziehungs- und Bildungswesen 1918, in: ÖMZ Heft 6/1968, S. 425, 428 ff.

⁴ Laufbahn als Berufsoffizier.

taufte erlebte Gadolla am 25. November 1917 am Südwest-Kriegsschauplatz (Italien-Front). Kurze Zeit später wurde er als Zugkommandant einer Marschkompanie der Heeresgruppe Conrad von Hötzensdorf, Bereich Monte Grappa in Tirol, eingesetzt.⁵ Vom 24. Januar bis 15. Juni 1918 war er Zugkommandant einer Feldkompanie, wobei er am 1. Mai 1918 zum Leutnant ernannt wurde.

Gadollas Teilnahme an der letzten Offensive gegen Italien und seine Verwundung

Leutnant Josef von Gadolla befand sich seit dem 13. Juni 1918 mit dem bosnisch-herzegowinischen Infanterie-Regiment Nr. 2 als Reserve der 55. Infanterie-Division, Gruppe Scotti, am Nordhang des Monte Fontana Secca, etwa fünf Kilometer westwärts des Flusses Piave, in Bereitstellung. Am 15. Juni begann die österreichisch-ungarische Artillerie (11. Armee) an der gesamten Angriffsfront mit dem Vorbereitungsfeuer. Ihr gelang es jedoch nicht, die italienische Artillerie niederzukämpfen.⁶ Im Gegenteil, deren Feuer wurde immer heftiger. Nach italienischen Berichten war die Beschießung durch die österreichisch-ungarische Artillerie nicht zielsicher und planvoll. Unterdessen hartete die angreifsbereite Infanterie auf den Befehl zum Eindringen in die Feindstellungen. In den mangelhaft ausgestatteten Unterständen und Gräben hatte sie bereits erhebliche Verluste erlitten. Auf den Bergen lag während des Angriffs dichter Nebel; er hinderte die Artilleriebeobachter, begünstigte jedoch das Vordringen der Infanterie über das weitflächig deckungslose Gelände.

Leutnant Josef von Gadolla erhielt den Befehl, zwei geortete Maschinengewehrnesten westlich der Pyramidenkuppe, südlich von Monte Fontana Secca, die Höhe 1608⁷, im Gebiet des Monte Solarolo, niederzukämpfen. Er stellte einen aus drei Sturmtruppen bestehenden Stoßtrupp zusammen und stürmte das Feindziel durch besonders tapfere und umsichtige Führung, wobei er beim Einbruch in die italienischen Stellungen durch einen Kopfstreifschuss und zwei Maschinengewehrschüsse durch das linke Knie schwer verwundet wurde. Nach einer Erst-

⁵ Personalbogen Josef Ritter von Gadolla, Österreichisches Staatsarchiv/Archiv der Republik/Landesverteidigung.

⁶ Werner Schachinger, *Die Bosniaken kommen! 1879–1918*, Graz 1989, S. 221; Roberto Mandel (già Capitano addetto al Comando Supremo), *Storia illustrata della Grande Guerra (1914–1918)*, seconda edizione, Aramando Gorlini, Editore in Milano o. J.; Regio Esercito Italiano/comando supremo, *Le Battaglia del Piave (15–23 Giugno 1918)*, Roma 1920. Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918. Hrsg. v. österreichischen Bundesministerium für Landesverteidigung und vom Kriegsarchiv, Bd. VII: Das Kriegsjahr 1918, Wien 1938.

⁷ Auf der Karte festgelegter Geländepunkt.

versorgung auf einem Verwundetensammelplatz im Raume Val di Stizzon, erfolgte eine Notoperation, die jedoch misslang.

Inzwischen war der Angriff an der ganzen Front zum Stehen gekommen. Die Nachricht vom Misserfolg der 11. österreichisch-ungarischen Armee löste überall einen Schock aus. Am frühen Nachmittag begannen die Italiener, Engländer und Franzosen mit einer wirkungsvollen Artillerievorbereitung und gingen zum Gegenangriff über. Die Rollen wurden getauscht, die Angreifer wurden zu Verteidigern. Die Schlacht auf den „Hochflächen der Sieben Gemeinden“ und ostwärts bis zum Piave wurde am Abend des 15. Juni 1918 für die Österreicher erfolglos beendet.

Nach einem dreitägigen Transport kam Leutnant Gadolla ins Feldspital Feltre, wo eine erste Nachoperation des linken Knies und der Ferse durchgeführt wurde. Vom 1. August 1918 bis 1. April 1919 lag er im Reservespital im ungarischen Baja an der Donau. Hier erfolgte eine zweite Nachoperation, die ihn wochenlang an das Krankenbett fesselte. Er brachte seine Genesungszeit mit Lesen zu. Doch es gab in der Lazarettbibliothek keine große Auswahl; Plünderer⁸ hatten die inhaltlich wertvollen Bücher gestohlen. Zum Restbestand gehörten hauptsächlich Fragmente von politisch-philosophischen Schriften über die Strukturkrise des Habsburgerreiches, die österreichische Nationalitätenpolitik sowie zur „Armeefrage“. Die aktuellste Literatur bestand vorwiegend aus sozialdemokratischen Zeitungsartikeln („Arbeiterwille“, „Arbeiterzeitung“ und „Der Kampf“) über Zukunftsvisionen „des neuen österreichischen Heeres“.

Auszüge dieser brisanten Lektüre las Gadolla mitunter seinem treuen Offiziersburschen vor, der seit der ersten Operation nie von seinem „Herrn Leutnant“ abgewichen war. Das Studium dieser Literatur bestärkte Gadolla in seinem Entschluss, der zukünftigen Soldatengeneration auch sozialdemokratisches Gedankengut zu vermitteln. Überhaupt bedeutete das Kriegsende 1918 für den schon monatelang ans Krankenbett gefesselten k. u. k. Offizier den Zusammenbruch nicht nur seiner militärischen Welt, sondern auch des traditionsgemäßen Wertesystems altösterreichischen Soldatentums.

Als Gadolla am 1. Mai 1919 in Richtung Graz verlegt wurde, galt es auch Abschied zu nehmen von seinem treuen „Bosniaken-Burschen“. Im orthopädischen Heilspital Graz wurden ihm orthopädische Schuhe angepasst. Seitdem musste er solche Spezialschuhe tragen. Wegen seiner „außergewöhnlichen Verdienste“ während des Krieges wurde Josef von Gadolla am 15. August 1919 mit dem Militärverdienstkreuz 3. Klasse (Kriegsdekoration) mit Schwertern ausgezeichnet.⁹

⁸ Freundliche Mitteilung von Inge Smith vom 18. August 1997.

⁹ K.u.k. 11. Armeekommando, Befehl Nr. 10912, Reservat vom 20. Juli 1918.

In der Volkswehr und im Bundesheer der 1. Republik

Als Josef von Gadolla am 1. August 1919 in die Steiermark heimkehrte, beantragte er einen militärischen Dienstposten als Offizier bei dem nach sozialdemokratischen Grundsätzen errichteten Volkswehrkommando in Graz. Dieses Kommando nahm dieselben Aufgaben wahr wie das bereits am 4. November 1918 vom Wohlfahrtsausschuss des Landes Steiermark liquidierte Militärkommando Steiermark. Im Einvernehmen mit den drei Militärkommissären¹⁰ der Steiermark wurde Gadolla als Leutnant in die steirische Volkswehr aufgenommen. Wegen seiner Kriegsverletzung war er nur „bedingt diensttauglich“.

Der Höchststand der steirischen Volkswehrsoldaten betrug 6000 Mann. Josef von Gadolla wurde als Verbindungs-Offizier zum Kommando des Hauptbahnhofs Graz eingeteilt. Zu seinen Aufgaben gehörte, Demobilisierungstransporte und Sammelstellen für die Abgabe von Waffen und Munition zu überwachen. In Zusammenarbeit mit der Zivilverwaltung hatte er die Geld- und Gütertransporte für die Versorgung des Landes mit Nahrungsmitteln und Bedarfsgütern zu sichern.

In dieser Zeit lernte er den amtierenden sozialdemokratischen Staatssekretär Dr. Julius Deutsch¹¹ kennen, mit dem er sein sozialdemokratisches Gedankengut austauschen konnte. Deutsch war ebenfalls als Oberleutnant der Artillerie an der Südwestfront eingesetzt gewesen und fand bald Gefallen an Josef von Gadolla, der seitdem die Stellung eines sozialdemokratischen Vertrauensmanns innerhalb der Steiermark wahrnahm. Diese Vertrauensleute erhielten den Auftrag, die „reaktionäre Homogenität des Offizierskorps“¹² zu eliminieren. Somit stellte sich ein ehemaliger k.u.k. Berufsoffizier der Republik Deutsch-Österreich, der im Weltkrieg wegen Tapferkeit vor dem Feind mehrfach ausgezeichnet worden war, dem linken Soldatenrat zur Verfügung. Der Dienst in einer ganz anderen Staatsform mit einem völlig veränderten Wehrsystem führte zwischen Gadolla und seinen ehemaligen Offizierskameraden zu heftigen Auseinandersetzungen; denn diese lehnten jede Art von Sozialdemokratie kategorisch ab.

Ab 8. März 1920 versah Josef von Gadolla in der Wirtschaftsabteilung des Landesbefehlshabers Steiermark, der Generalmajor Franz Mitteregger¹³ vorstand, seinen Dienst. Er fungierte hier als Verbindungs-offizier zu den Wirt-

¹⁰ Das waren die jeweiligen Wehrsprecher der drei politischen Parteien, von den Deutschnationalen der Abgeordnete Einspinner, den Sozialdemokraten der Abgeordnete Resch und von den Christlichsozialen der Abgeordnete Huber. Als Landeshauptmann fungierte Dr. Wilhelm Kaan.

¹¹ Martin Senekowitsch, Feldmarschalleutnant Johann Friedländer 1882–1945. Ein vergessener Offizier des Bundesheeres, Wien 1995, S. 13.

¹² Julius Deutsch, Wehrmacht und Sozialdemokratie, Berlin 1927, S. 37 ff.

¹³ Ranghöchster Offizier der Steiermark.

schaftskommissären. Zu deren Aufgaben gehörte es, Sicherheitswehren von Arbeitern und Bürgern aufzustellen, um Ausschreitungen bzw. Verwüstungen im Hinterland zu verhindern.

Inzwischen hatten in Graz die bürgerlichen Parteien jegliche Macht verloren. Die militärischen Angelegenheiten wurden von einem Kollegium aus Vertretern der drei Parteien wahrgenommen, wobei der Sozialdemokrat Johann Resel das entscheidende Wort hatte. Landeshauptmann Dr. Wilhelm Kaan, ein sehr gebildeter, aber alter Herr, fasste jeden Entschluss nur einvernehmlich mit dem Sozialdemokraten Johann Resel. Die Wirtschaftsangelegenheiten vollzogen die beiden Wirtschaftskommissäre Viktor Wutte und Dr. Arnold Eisler. Letzterer hatte als Sozialdemokrat auch hier den größeren Einfluss. Staatssekretär Dr. Deutsch besuchte in dieser Zeit öfters Graz und hielt Besprechungen mit Mitgliedern der Landesregierung sowie dem Soldatenrat ab, dem auch Leutnant von Gadolla angehörte.¹⁴ Bemerkenswert ist, dass gerade die bürgerlichen Abgeordneten die Leistungen des Soldatenrates würdigten. Es ist zweifellos ein Verdienst der Sozialdemokraten, dass die steirische Landeshauptstadt die Erschütterung des Zusammenbruches der Monarchie und den Übergang zur Demokratie ohne allzu schwere Schäden überdauerte.

Nach dem Ersten Weltkrieg durfte Österreich lediglich ein Söldnerheer von 30.000 Mann einschließlich 1.500 Offiziere und 2.000 Unteroffiziere aufstellen. Am 18. März 1920 trat ein neues Wehrgesetz in Kraft. Damit wurde die Volkswehr aufgelöst und das von den Siegermächten aufgezwungene Berufsheer aufgebaut. Das Bundesministerium für Heerwesen erließ die „Organischen Bestimmungen der Kommanden und Truppen“.¹⁵ Josef von Gadolla wurde am 8. Juli 1921 als Oberleutnant beim steirischen Alpenjäger-Regiment Nr. 9 in das österreichische Bundesheer der Ersten Republik übernommen¹⁶ und stieg 1924 zum Hauptmann auf. Das Kommando hatte seinen Sitz in der Alpenjägerskaserne von Graz.

Familiengründung

Am 24. November 1924 heiratete Gadolla die Tochter Alma des Kantineurs (Kantinenwirts) Sampl. Die Partie galt nach dem damaligen kollektiven Grup-

¹⁴ Egon Ehrlich, Mitteilungen und Aufzeichnungen während der Gendarmerie-Ausbildung in Bruck/Mur und Graz 1950–1952.

¹⁵ Österreichische Wehrzeitung H. 1, Nr. 44, Bundesministerium für Heerwesen 1920; Karl Glaubauf, Die Volkswehr 1918–1920, Wien 1993, S. 144 ff.

¹⁶ Personalbogen Josef Ritter von Gadolla, Österreichisches Staatsarchiv/Archiv der Republik/Landesverteidigung.



Hochzeitsbild
von Alma und Josef
von Gadolla, 1924

Foto: Egon
Ehrlich (Wien)

penethos des Offizierskorps als „unstandesgemäß“. Die kirchliche Trauung fand in der Garnisonskirche Graz, der Brigadepfarre des Brigadekommandos Steiermark Nr. 5, statt. Da Gadollas militärische Vorgesetzten hauptsächlich dem bürgerlich-konservativen Lager angehörten und noch mit längst überholten Standesdünkel behaftet waren, führte diese Heirat zum Eklat. So verweigerte die Masse des steirischen Offizierskorps seine Teilnahme an der Hochzeitsfeier.¹⁷ Hingegen erschienen zahlreiche subalterne Offiziere, die vorwiegend aus der Volkswehr hervorgegangen waren, sowie Unteroffiziere der Garnison Graz und zahlreiche Wehrmänner. Mit seiner Teilnahme anerkannte dieser Personenkreis Gadollas soziales Engagement für den Soldatenstand in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg.

¹⁷ Egon Ehrlich, Mitteilungen und Aufzeichnungen.

Am 31. März 1926 wurde die Tochter Ingeborg geboren. In seiner dienstfreien Zeit widmete sich Gadolla der Erziehung und Bildung seines einzigen Kindes.

Obwohl Josef von Gadolla am 22. Juni 1936 zum Major befördert wurde, sah er in der angespannten Personalsituation bei der Infanterie des steirischen Offizierskorps keine nennenswerten Aufstiegsmöglichkeiten. Deshalb entschloss er sich zu einem Wechsel der Waffengattung und begann am 1. November 1936 bei der im Aufbau befindlichen Fliegertruppe, Abteilung Technischer Dienst. Hier wurde er zum Kommandanten der Fliegerwerft-Kompanie 2, Graz-Thalerhof, bestellt.¹⁸ Die erforderlichen Grundkenntnisse hatte er bereits an der Technischen Militärakademie erworben. Außerdem hatte er in seiner bisherigen Dienstzeit mehrere technische Fachkurse absolviert.

Dienst im Deutschen Offizierskorps des „Dritten Reiches“

Inzwischen waren in Deutschland die Nationalsozialisten an die Macht gekommen. Hitler hatte 1933 versprochen: „Gebt mir vier Jahre Zeit, und ihr werdet Deutschland nicht wieder erkennen!“¹⁹ In seine Politik für einen rassenreinen Führerstaat und die Eroberung von neuem Lebensraum hat er auch Österreich einbezogen.

Nach einem Ultimatum durch die deutsche Regierung musste der christlich-soziale österreichische Bundeskanzler und Heeresminister Dr. Kurt Schuschnigg (1897–1977) am 28. Februar 1938 im Parlament seinen Rücktritt erklären. Der österreichische Nationalsozialist Arthur Seyß-Inquart (1892–1946) wurde mit der Neubildung der Regierung beauftragt. In den frühen Morgenstunden war Reichsführer der SS Heinrich Himmler (1900–1945) in Wien gelandet, um die Exekutive unter das Kommando des Rechtsanwaltes Dr. Ernst Kaltenbrunner²⁰ (1903–1946) zu stellen und die Repräsentanten des österreichischen Ständestaates und Nazigegner auszuschalten.

Propagandistische Gründe waren ausschlaggebend, dass Kärnten und die Steiermark in die erste Phase der Besetzung Österreichs durch deutsche Truppen einbezogen wurden. Der Einmarsch in diese südlichen Bundesländern sollte „gerade diesen um die deutsche und nationalsozialistische Sache besonders verdienten Ländern bald Freude“ machen, wie Adolf Hitler befahl.

¹⁸ Standesbefehl der Fliegerwerft 2, Graz-Thalerhof, Befehl 11/1936.

¹⁹ Ulrich Völklein, Hitlers Tod, Göttingen 1998, S. 10.

²⁰ Kaltenbrunner war seit 1933 SS-Führer in Österreich und wurde 1943 als Nachfolger R. Heydrichs Leiter des Reichssicherheitshauptamtes. 1946 wurde er im Nürnberger Prozess zum Tode verurteilt.

Die rasche Verlegung größerer Truppenteile nach Graz war jedoch nicht möglich, weil die österreichische Bundesbahn gerade mit umfangreichen Holztransporten völlig ausgelastet war. So wurde vorerst nur die motorisierte Aufklärungsabteilung 7 von Wien nach Graz in Marsch gesetzt. Sie traf am 14. März ein. Ein Tag zuvor war bereits das IV. Regiment „General Göring“ am Flughafen Thalerhof²¹ gelandet. Der deutsche Einmarsch in Graz war triumphal. Zum Empfang des IV. Fallschirmjägerregiments hatten sich einträchtig der steirische Militärkommandant Generalmajor Schaffarz (der am 15. März 1938 von den Nationalsozialisten abgesetzt wurde) und sein späterer NS-Nachfolger, Oberstleutnant des Generalstabs Julius Ringel²², Sicherheitsdirektor Pinter und der neue Polizeidirektor Dr. Sigfried Uiberreither sowie Tausende Menschen eingefunden. Am 14. März 1938 flog der österreichische Landesstatthalter Armin Dadiou²³ nach Wien, um Hitler persönlich in die Steiermark einzuladen.

Wie in den anderen Bundesländern gab es auch in der Steiermark keinen organisierten Widerstand gegen den Einmarsch der Deutschen und die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten. Schon in den frühen Morgenstunden des 13. März waren auch in der Steiermark die führenden Vertreter des Ständestaates und als NS-Gegner bekannte Persönlichkeiten verhaftet oder unter Hausarrest gestellt worden. Dazu zählten Karl Maria Stepan, Rolf Trummer, Alfons Gorbach, Peter Krenn, der Grazer Kulturreferent Hans Hrusak, Josef Krainer, Karl Lipp, Franz Zelburg, die Nobelpreisträger Otto Loewi und Erwin Schrödinger sowie der Oberrabbiner David Herzog. Der Fürstbischof Ferdinand Pawlikowski wurde unter Hausarrest gestellt und am 13. März vorerst für 24 Stunden in das Grazer Gefangenenhaus eingeliefert. Er war und blieb damit der einzige von den Nationalsozialisten inhaftierte Bischof während des „Dritten Reiches“.²⁴

Viele, die dem Nationalsozialismus bis dahin skeptisch bis passiv gegenüberstanden, wurden von der Begeisterung und den sofort wirksamen „Fürsorgemaßnahmen“ (Essenausgaben²⁵, Quartierzweisungen an Obdachlose) mitgerissen, andere von den lauen Aufrufen der Katholischen Kirche, die als starke moralische Kraft galt, enttäuscht. Es ist beklemmend, dass auf katholischer Seite der Umsturz sehr oft als eine Art göttliche Fügung hingenommen wurde. Selbst Fürstbischof Pawlikowski erklärte analog der Empfehlung Kardinal Theodor Innitzers seinem Klerus, „im Namen Gottes, des Allmächtigen, von dem alles

²¹ Stefan Karner, *Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945*, Graz 1994, S. 53 ff.

²² Ebenda, S. 406. Als General war er 1945 Befehlshaber im Wehrkreis XVIII (Sitz in Salzburg).

²³ Ebenda, S. 530. Er stellte sich nach gelungener Flucht bei Kriegsende im Herbst 1945 den Engländern.

²⁴ Stefan Karner (Hrsg.), *Graz in der NS-Zeit 1938–1945*, Graz 1998, S. 258.

²⁵ Eintopfessen für Arbeitslose fanden unter Mithilfe der deutschen Schutzpolizei in allen größeren Orten der Steiermark statt. Vgl. *Tagespost*, 23. März 1938.

Recht ausgeht, unser aller ‚Ja‘ zum Großdeutschen Reich zu bekunden“.²⁶ Der frühere Sachwalter der Grazer Universität, Hans Baier, empfand die wenige Tage später publizierte „Anschlussklärung“ der österreichischen Bischöfe „als eine moralische Niederlage. Wir waren jetzt praktisch illegale!“²⁷ Die zahlreichen Austritte²⁸ aus der Katholischen Kirche waren einerseits eine Folge der sehr massiven Propaganda und ausgeprägten Kirchenfeindlichkeit des NS-Regimes, sie zeigen aber auch andererseits die Unzufriedenheit der engagierten Katholiken nach dem „Anschluss“ Österreichs.

Der Begriff „Anschluss“ umfasst unterschiedliche politische Konzeptionen und Ereignisse. Im engeren Sinne bezeichnet er den Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich am 12. März 1938. Damit waren ein „Bundesverfassungsgesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ und ein entsprechendes deutsches Reichsgesetz vom 13. März 1938 sowie die „Machtergreifung“ der österreichischen Nationalsozialisten am 11./12. März 1938 verbunden. Zum engeren Begriffsinhalt zählt die Vorbereitung und Durchführung der Volksabstimmung vom 10. April 1938 über den Anschluss Österreichs an das „Deutsche Reich“ sowie die verwaltungsmäßige „Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich“. So lässt sich die siebenjährige deutsche Herrschaft in Österreich generell als „Anschlussära“ interpretieren.

Da Josef von Gadolla zu 80 Prozent invalidisiert war und ausreichend lange gedient hatte, versuchte er 1938 seine Pensionierung zu erreichen.²⁹ Doch sein Gesuch wurde abgelehnt.³⁰ Am 14. März mussten alle Offiziere des Fliegerregiments Nr. 2 der Garnison Graz-Thalerhof Adolf Hitler Fahneleid leisten.³¹ Mit der Eidesleistung begann auch für Gadolla der Dienst im deutschen Offizierskorps des Deutschen Reiches. In der scheinbar einheitlichen Wehrmacht gab es jedoch Unterschiede. So wurde das Prädikat „von“ im neuen „Personalbogen und Dienstlaufbahn“ für Österreicher gestrichen. Dagegen durften die deutschen Offiziere den Adelstitel beibehalten.

²⁶ Karner, *Graz in der NS-Zeit*, S. 259 ff.

²⁷ Karner, *Die Steiermark im Dritten Reich*, S. 55.

²⁸ Maximilian Liebmann / Stefan Karner, *Die Geheimverhandlungen zwischen Nationalsozialisten und Kirche 1938 in Österreich*, in: *Geschichte und Gegenwart* 1/1982; Karner, *Graz in der NS-Zeit*, S. 272.

²⁹ Gadolla war seit 1924 Mitglied im Österreichischen Kriegsoffiziersverband. Dieser bescheinigte ihm mit „2 Knieschüssen und Herzleiden“ 1935 sogar eine Erwerbsunfähigkeit von 100 Prozent. Mitgliedsbuch Landesstelle Steiermark mit der Mitgliedsnummer 682. Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha. Nachlass Gadolla.

³⁰ Inge Smith, *Der Mensch Josef von Gadolla — persönliche Erinnerungen 50 Jahre danach*, in: *Gotha 1945. Erlebnisberichte von Zeitzeugen und Autoren aus Australien, Frankreich, Gotha, Ohdruf, Polen, Remstadt, Russland, Waltherhausen und Wechmar*, Gotha 1995, S. 9.

³¹ Stabesbefehl der Fliegerwerft 2, Graz-Thalerhof, Befehl 4/1938. Seit 20. August 1934 wurden alle Soldaten direkt auf Adolf Hitler vereidigt.

Gadolla wurde ab 10. Juni 1938 in den Erprobungsdienst der Deutschen Wehrmacht/Fliegertruppe als Kompaniechef gestellt. Dazu musste er einen sechsmonatigen Umschulungskurs in Ingolstadt absolvieren. Auf Grund seiner Kriegsverwundung wurde er in das Reichsluftfahrtministerium (Luftwaffen-Personalamt), Wehrbezirkskommando Marktredwitz überstellt. Obwohl er bereits 1939 „an der Reihe war“, wurde er erst am 1. Juni 1941 zum Oberstleutnant befördert, und nur deshalb, weil sein Vorgesetzter, „Oberst Friedrich Gluth, ein Österreicher, [...] sich für die Beförderung Gadollas besonders“ eingesetzt hatte.³²

In Marktredwitz wohnte Gadolla „denkbar bescheiden“ in einer möblierten Wohnküche und einem Schlafzimmer. Er wünschte sich, bald wieder nach Graz zurückkehren zu können, wo Frau und Tochter lebten. Seine einfachen Wohnverhältnisse ließen es nicht zu, Gastgeber für Partys zu sein, wie das unter Offizieren üblich war. Deshalb lehnte er auch alle Einladungen zu ähnlichen Veranstaltungen ab.³³

Gadolla als Wehrmeldeamtsleiter in Gotha

Gadolla wurde am 16. Mai 1943 von Marktredwitz nach Gotha versetzt und diente ab 1. Juni 1943 als Wehrmeldeamtsleiter. Das Wehrmeldeamt befand sich in der Kaserne Bürgeraue (jetzt Kaufland). Gadolla wohnte nicht hier, sondern am Neumarkt 26 beim Rechtsanwalt Dr. Herbert Motschmann und später in zwei Zimmern bei der Familie Kleinsteuber, Freundstraße 7.³⁴ „Wenn er die Treppe hinunter kam“, erinnerte sich Renate Kleinsteuber „an seinen ungleichen Tritt — ein lauter und ein leiser“, der durch seine Gehbehinderung verursacht war. „Ein angenehmer Duft nach Rasierwasser schwebte für kurze Zeit im Treppenhaus. Er war eine äußerst gepflegte Erscheinung, sorgfältig rasiert. [...] Meine Mutter begrüßte er äußerst charmant mit ‚küss die Hand gnä Frau‘. [...] Uns Kinder amüsierte dieses tägliche Ritual sehr.“³⁵

³² „Eidesstattliche Erklärung“ von elf Bürgern und Bekannten Gadollas aus Marktredwitz und Wunsiedel vom 1. November 1945 über dessen Haltung zum Nationalsozialismus. Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha, Nachlass Gadolla.

³³ Ebenda.

³⁴ Mathias Wenzel, Ein Mann kann eine ganze Stadt retten, aber die Stadt nicht zwei Menschen helfen, in: Gotha 1945. Erlebnisberichte von Zeitzeugen und Autoren aus Australien, Frankreich, Gotha, Ohrdruf, Polen, Remstädt, Russland, Waltherhausen und Wechmar, Gotha 1995, S. 11.

³⁵ Renate Schönfeld, Josef Ritter von Gadolla, ein Kind erinnert sich, in: Gothaer Museumsheft, Beiträge zur Regionalgeschichte, Gotha 1998, S. 38.

Zum Wehrmeldeamt gehörten 1943 fünf Offiziere, 15 Unteroffiziere und Mannschaften aus Heer und Luftwaffe, sowie zehn dienstverpflichtete Zivilangestellte.³⁶ Zu den engsten Mitarbeitern zählten Gadollas Stellvertreter Hauptmann Friedrich Osterberg, der Leiter der Kartei des Wehrmeldeamtes Gustav Rochser und Fritz Donau. Des Weiteren waren im Wehrmeldeamt tätig die Herren Thiel, Buttstädt, Hamel, Kurt Schädler aus Ballstedt, der Drogist Karl Hess aus Tabarz, die Stenotypistin Niemann, Alfred Glaser, Oberfeldwebel Schach aus Gera und Ella Zimmermann aus Gotha. Gadollas Fahrer war Herbert Becker aus Großebersdorf bei Gera. Obwohl Gadolla gehbehindert war und ein Bein etwas nachzog, ließ er sich nicht ständig fahren, sondern erledigte viele Dienstwege zu Fuß.³⁷

Die oberste taktische Befehlsgewalt vom Wehrkreis IX befand sich in Kassel, wohin Josef von Gadolla zu Lagebesprechungen befohlen wurde. In einer „Kriegs-Beurteilung“ des Generalmajors und Inspektors des Wehrersatzbezirks Weimar Ernst Bonatz vom 18. Januar 1945 hatte sich Gadolla als Wehrmeldeamtsleiter im Wehrbezirkskommando in Gotha „weiter gut bewährt. Verspricht, ein brauchbarer Wehrbezirkskommandeur zu werden. Zur Beförderung geeignet.“ Gleichzeitig wurden die „schwachen Seiten“ Gadollas charakterisiert: „Gewisse Weichheit gegenüber Untergebenen aus kameradschaftlicher Hilfsbereitschaft“³⁸, wie es hieß.

Es gehörte zu den Aufgaben des Wehrmeldeamtes, Einberufungsbefehle zur Wehrmacht auszustellen. Das betraf in den letzten Kriegsmonaten die 16- bis 17-Jährigen und Männer mit hohem Alter, die bisher nicht eingezogen waren. Außerdem wurden auf dem Wehrmeldeamt die Wehrstambücher geführt. Sie waren laufend mit den Auszeichnungen, Bestrafungen und Verwundungen von Wehrmattsangehörigen sowie dem Todestag von Gefallenen zu ergänzen.

Die Güte und Ruhe des Wehrmeldeamtsleiters im Umgang mit seinen Mitarbeitern und Wehrmattsangehörigen, die das Amt aufsuchen mussten, wurde allgemein geschätzt. Gustav Rochser charakterisierte Gadolla „als einen außerordentlich gütigen Menschen und stets wohlwollenden und gerechten Vorgesetzten“.³⁹ Gadolla missfiel die „preußische Art“ und ein überspitzt scharfer Kommandoton. Wenn er sich auch nicht offen dagegen aussprechen konnte, „so fühlte ich“, berichtete sein Fahrer, der Obergefreite Herbert Becker, „dass ein scharfer Kommandoton Gadolla sichtlich gestört hatte. Das fiel mir auf bei ei-

³⁶ Wolf Keilig, Das deutsche Heer 1939–1945, Bad Nauheim 1958, Kapitel 172, S. 1 ff.

³⁷ Helga Raschke, Interview mit Herbert Becker, in: Gothaer Allgemeine, 4. April 1995, „Seine Güte und Ruhe habe ich geschätzt“.

³⁸ Bundesarchiv / Militärarchiv Freiburg i. Br., Pers. / 3847, Bl. G 80 und 81.

³⁹ Brief von Gustav Rochser vom 8. März 1946 an Alma von Gadolla, Gadolla, Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha, Nachlass Gadolla.

nem Zusammentreffen mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten. Dieser kleine dickliche General — ich glaube, er hieß Bonate oder so ähnlich — aus Weimar schritt nur schreiend und kommandierend über den Korridor.“⁴⁰

Als Josef von Gadolla vom Fahrer Becker einmal zur Flakkaserne gefahren wurde, um Oberst Leucht abzuholen, erklärte Becker, dass der Oberst aus seinem Dorf stammte und er ihn kannte. Gadolla lenkte während der gemeinsamen Fahrt das Gespräch dahin, dass sich Becker und Leucht wohl kannten, doch der Oberst reagierte nicht auf solche persönliche Bemerkungen. Gadolla muss gemerkt haben, dass seinem Fahrer die Ignoranz des Oberst Leucht geärgert hatte. Deshalb tröstete er ihn später in seinem österreichischen Dialekt mit den Worten: „Lassen S' geh'n, er ist eben ein sturer Preuß.“⁴¹

Gadolla war in seiner Arbeit und im Umgang mit den Menschen stets korrekt, freundlich und menschlich. Seine Tochter schilderte ihren Vater als überzeugten Katholiken und loyalen Offizier, der sich auch gegen den Einfluss faschistischer Kräfte in der Wehrmacht menschlich verhielt. „Mein Vater war ein sehr sozial gesinnter Mensch, der ungeachtet der sozialen Stellung den Dienst am Nächsten als Grundprinzip lebte. Seine Beliebtheit innerhalb des Militärs entstammte vor allem den unteren Rängen, welchen er stets mit helfender Hand zur Seite stand. Er war ein hilfsbereiter und offener Mensch und ist mir in seiner Gesinnung stets ein Vorbild geblieben.“⁴²

Herbert Becker war zufällig bei einem Gespräch anwesend, als ein Soldat der Ostfront seinen Urlaub überschritten hatte, weil seine Frau erkrankt war. Die Krankheit einer Ehefrau war aber kein Entschuldigungsgrund. Eine Urlaubsüberschreitung im Felde durfte höchstens einen Tag betragen, dann gab es Disziplinarstrafen, in diesem Falle mindestens Arrest. Oberstleutnant Gadolla bestrafte jedoch nicht, sondern befahl dem Soldaten, ein ärztliches Attest und eine Bescheinigung des Bürgermeisters seiner Gemeinde über den Gesundheitszustand seiner Frau vorzulegen. Gadolla stand also für die eigenmächtige Urlaubsüberschreitung gerade und hatte sich nach der Militärgerichtsbarkeit damit sogar strafbar gemacht.⁴³

Auch Hans Hollaender wurde durch Gadollas menschliches Handeln vor dem Schlimmsten bewahrt. Der junge Gothaer hatte 1939 eine Kurzausbildung als Schütze beim Infanterie-Regiment 88 in Hanau erhalten und war beim Wehr-

⁴⁰ Gemeint war offensichtlich Generalmajor Ernst Bonatz. Vgl. Raschke, Interview mit Herbert Becker.

⁴¹ Ebenda.

⁴² Smith, Der Mensch Josef von Gadolla.

⁴³ Raschke, Interview mit Herbert Becker. Vgl. Franz W. Seidler, Die Militärgerichtsbarkeit der Deutschen Wehrmacht 1939–1945. Rechtsprechung und Strafvollzug, München–Berlin 1991, S. 109.

meldeamt Gotha registriert gewesen. Im Sinne der im September 1935 erlassenen „Nürnberger Gesetze“ galt Hans Hollaender als „jüdischer Mischling“. Demzufolge waren auch seine Personalpapiere auf dem Wehrmeldeamt mit dicker roter Schrift gekennzeichnet.

Eines Tages erhielt er ein Schreiben: „Sie sind noch im Besitze einer Dienstbrille, diese ist unverzüglich beim hiesigen Wehrmeldeamt abzugeben. Ein persönliches Erscheinen Ihrerseits ist nicht erwünscht [...]“ Ein anderes Schreiben fing mit den Worten an: „Sie als Jude [...]“ Hans Hollaender beschwerte sich über diesen Umgang und antwortete: „Ich bin kein Jude, sondern Christ.“ Damit kam er in eine gefährliche Situation und wandte sich in seiner Angst an den Pfarrer Otto Linz aus Gotha, dem auch die Wehrmachtsseelsorge in der Stadt oblag. Linz sprach für Hollaender bei Gadolla vor, der schließlich den „jüdischen Mischling“ heimlich aus der Kartei entfernte.⁴⁴ Wäre diese humane Geste der Gestapo bekannt geworden, hätte das mindestens Gadollas Stellung kosten können. Hollaender musste dem Pfarrer das Versprechen abgeben, weder persönlich noch schriftlich auf dem Wehrmeldeamt in Erscheinung zu treten. Das fiel ihm keineswegs schwer.

Auch zu den serbischen Kriegsgefangenen, die in der Kaserne Bürgeraue zur Arbeit verpflichtet waren, war der Oberstleutnant „stets freundlich; er unterhielt sich oft mit ihnen in ihrer Muttersprache, erfüllte ihnen kleine Wünsche“, gab Fritz Donau 1946 zu Protokoll.⁴⁵

Wie in Gotha, so hatten auch seine Bekannten und Mitarbeiter in Marktredwitz Gadolla eingeschätzt: „ein außerordentlich lebenswürdiger, sehr kameradschaftlich gesinnter Mann, der jedem, insbesondere aber dem einfachsten und ärmsten Volksgenossen, der ihm eine Bitte vortrug, hilfreich beistand“. Im November 1945 bescheinigten elf Herren aus diesem Bekanntenkreis, Gadolla habe sich während des Krieges in Gesprächen ihnen gegenüber geäußert, „dass das Hitlerregime für Deutschland ein Unglück sei und dass Deutschland nur dann gerettet werden könne, wenn es gelinge, Hitler und seine maßgebenden Mitarbeiter zu stürzen. Herr von Gadolla gebrauchte niemals den Gruß ‚Heil Hitler‘. Er wurde daher von den Nazis stark angefeindet und erfreute sich bei der örtlichen Parteiführung keiner Wertschätzung.“⁴⁶

⁴⁴ Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha, Inventarnummer 17290: Helga Raschke, Protokolle und Korrespondenz „Gotha April 1945“, Bl. 98 Erklärung von Hans Hollaender, Gotha, Hohe Straße 11.

⁴⁵ Kreis- und Stadtarchiv, Akte Gadolla. Im Zitat heißt es weiter: „und war ihnen ein guter Kamerad“. Solche Kontakte als „Kamerad“ hätte er sich als hoher Offizier gewiss nicht leisten können, ohne dass er gemäßigelt worden wäre. Vieles ist unter dem Aspekt zu betrachten, dass es nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Staats aufgeschrieben wurde.

⁴⁶ Eidesstattliche Erklärung (wie Anmerkung 32).

Gadollas Stellvertreter im Wehrmeldeamt, Hauptmann Osterberg, meinte nach dem Krieg: „Sein politischer Blick war richtig und klar. Er hat die Regierungsmänner abgelehnt und beim richtigen Namen genannt. Seine Ablehnung war so stark, dass ich manchmal gebremst habe.“⁴⁷ Der Feldwebel Gustav Rochser, Gotha, erzählte nach dem Krieg, dass Gadolla an einen guten Ausgang des Krieges nie geglaubt hatte. Nach dem Attentat auf Hitler hatte er ihm einen Tag später im Vertrauen gesagt: „Wissen Sie, das sind keine Verbrecher, die den Anschlag gemacht haben. Diese Leute wollten Deutschland retten!“⁴⁸

Andeutungen über Gadollas politische Haltung während der letzten Kriegsmomente lassen sich auch aus dem Bekanntenkreis seines Umfeldes entnehmen. Als überzeugter Katholik besuchte er regelmäßig den Gottesdienst in der St. Bonifaciuskirche, Moßlerstraße 17. Hier wirkte Pfarrer Josef Redemann, zu dem Gadolla freundschaftliche Beziehungen unterhielt.⁴⁹ Redemann fand oft während des Luftalarms im Keller der Turnhalle Lutherschule, die sich gegenüber der Kirche befand, Zuflucht. Dort hatte er Kontakte zu dem ehemaligen Stadtratsmitglied der KPD aus der Zeit vor 1933, Hugo Meister⁵⁰, aufnehmen können. Beide gaben sich vorsichtig als Nazigegner zu erkennen.⁵¹ Auch Susanne Fucker, die in der Moßlerstraße 20 wohnte, und Kurt Döbler⁵² gehörten zu Gadollas Bekannten, die den Nationalsozialismus ablehnten.

Im privaten wie im dienstlichen Leben hielt Gadolla nichts von Kneipengängen und mied den Umtrunk unter den Offizieren. Aber es kam vor, dass er seinen Fahrer zu einem Glas Wein in die „Tanne“, ins Café Leidel oder ins Café Wollenberger einlud. Wenn er ihn bat, Kino- oder Theaterkarten zu besorgen, durfte sein Fahrer immer mitgehen. „Ich erinnere mich noch sehr gut an die Auf-führung des Faust I. im Gothaer Theater. In freien Stunden durfte ich Gadolla auf

⁴⁷ Brief von Friedrich Osterberg aus Marburg vom 27. 2. 1946, welcher gerade aus amerikanischer Gefangenschaft gekommen war, an Alma von Gadolla. Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha, Nachlass Gadolla.

⁴⁸ Wenzel, Ein Mann kann eine ganze Stadt erretten. Gadolla soll mit Generalfeldmarschall Erwin von Witzleben befreundet gewesen und muss wohl nach dem 20. Juli 1944 von der Gestapo „überprüft“ worden sein. Auch seine Wirtin Hildegard Kleinstüber war über Gadollas Freundeskreis von der Gestapo ausgefragt worden. Vgl. Schönfeld, Josef Ritter von Gadolla.

⁴⁹ Vgl. Wenzel, Ein Mann kann eine ganze Stadt erretten, S. 12.

⁵⁰ Meister besaß eine Verbindung zur illegalen Widerstandsgruppe um Dr. Theodor Neubauer und Magnus Poser.

⁵¹ Helga Raschke, Zwei Beiträge zur antifaschistisch-demokratischen Umwälzung in Gotha, in: Gothaer Museumsheft. Abhandlungen und Bericht des Heimatmuseums Gotha, Gotha 1966, S. 49–77, S. 55.

⁵² Beide stellten sich nach Kriegsende dem demokratischen Neuaufbau zur Verfügung. Döbler baute die CDU, Fucker den Kulturbund in Gotha auf. Vgl. Helga Raschke, Protokoll der Aussprache mit Kurt Döbler vom 12. August 1965, im Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha.



Alma und Josef von Gadolla am Parkteich in Gotha, 1944

Foto: Egon Ehrlich (Wien)

Spaziergängen z. B. zum Krahnberg begleiten. Auf dem Weg unterhielten wir uns über die schöne Natur. Gadolla war aber auch interessiert, etwas über unseren Landwirtschaftsbetrieb zu erfahren“, erinnerte sich Becker.⁵³

Seine Mitarbeiter schätzten Gadolla als bescheidenen, hilfsbereiten, lebenswürdigen und humanen Vorgesetzten ein. Gelegentlich gab er ihnen am Nachmittag Sonderurlaub, um sich nach der Büroarbeit durch einen Waldspaziergang zu erholen. Es kam auch vor, dass er mit dem gesamten Dienststellenpersonal in den nahe gelegenen Krahnberg wanderte.⁵⁴ In Wald und freier Natur wie auch beim Angeln fand Gadolla Erholung und Entspannung.

Zu seiner Familie hatte Gadolla während seiner Gothaer Zeit wenig Kontakt, Alma von Gadolla lebte mit Tochter Ingeborg in Marktredwitz in Bayern und kam nur selten zu Besuch nach Gotha. Die Familie hat sich also „nur zeitweise getroffen, und ich habe mich sehr einsam gefühlt“, teilte Ingeborg Smith mit.⁵⁵ Auch über seine Arbeit in Gotha hat sich Gadolla gegenüber seiner Familie kaum

⁵³ Raschke, Interview mit Herbert Becker.

⁵⁴ Wenzel, Ein Mann kann eine ganze Stadt erretten. Vgl. Auch Akte Gadolla im Kreis- und Stadtarchiv Gotha, Aussage Donau.

⁵⁵ Smith, Der Mensch Josef von Gadolla.

geäußert. Seine Ehefrau erläuterte, „dass ich von meinem Mann in dieser Zeit überhaupt nie über irgendwelche Kriegsereignisse informiert worden bin, da er mir vielleicht das Herz nicht schwer machen wollte“.⁵⁶

Nach der Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 kam es zu einer rapiden Steigerung der strategischen Luftangriffe gegen die deutsche Rüstungsindustrie in und um deutsche Städte und damit auch gegen die Zivilbevölkerung. Auch die Stadt Gotha, die bis Ende 1943 von Luftangriffen fast verschont blieb, war davon betroffen. Insgesamt wurden in diesem Kriegsjahr die Gothaer in 159 Alarmen und 136 öffentlichen Luftwarnungen, den so genannten Voralarmen, auf eine eventuelle Bombardierung aufmerksam gemacht.⁵⁷

Am 24. Februar 1944 flogen mehrere Pulks der 8. United States Army Air Forces (USAAF) auf Gotha zu. Ziel der Liberator-Bomber war die Gothaer Waggonfabrik mit etwa 8.000 Beschäftigten in der Flugzeugproduktion. Sie bauten die zweimotorigen Jagdflugzeuge Messerschmitt Bf 110. Nach 13.18 Uhr warfen 169 Flugzeuge aus 4.500 Meter Höhe 424 Bomben auf Gotha ab. Der Angriff dauerte elf Minuten.⁵⁸ Der deutsche Wehrmachtsbericht dazu lautete: „In den Mittagsstunden des 24. Februar unternahm nordamerikanische Bomberverbände unter starkem Jagdschutz Terrorangriffe in Mitteldeutschland. Besonders in den Städten Schweinfurt und Gotha entstanden Schäden“.⁵⁹ Die Bombardierung von Gotha zählte zu den Luftangriffen auf deutsche Städte, bei welchen Flugzeugwerke, Reparaturwerften und Flugplätze im Visier standen. Diese Operation „Big Week“ (Große Woche) wurde erstmals von amerikanischen (USAAF) und britischen (Royal Air Force = RAF) Flugzeugen gemeinsam durchgeführt. Damit wurde die bisher übliche Zusammenarbeit geändert⁶⁰, denn bisher hatte die RAF ihre Angriffe gegen Flächenziele in der Nacht gerichtet, während die 8. USAAF Einzelziele bei Tag attackierte.

⁵⁶ Brief von Alma von Gadolla an Helga Raschke vom 9. Juni 1965, im Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha. Auf die Anfrage von Helga Raschke nach Dokumentationsmaterial für eine Ausstellung bedauerte Frau von Gadolla, nur mit wenigen Unterlagen helfen, aber keine Hinweise über die Wirksamkeit ihres Gatten in Gotha geben zu können. Sie war „freudig überrascht, nach so vielen Jahren eine Nachricht von Gotha erhalten zu haben“ und „tief erschüttert, dass mein noch immer für mich unvergesslicher Gatte als Retter der Stadt Gotha so geehrt wird“.

⁵⁷ Ermittelt aus den Kriegstagebüchern von Walter Tröber, im Besitz von Helga Raschke.

⁵⁸ Olaf Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, Berlin 1990, S. 213–217; Christian Loop, Die Bombardierung Gothas am 24. Februar 1944, in: *Gotha 1945. Erlebnisberichte von Zeitzeugen und Autoren aus Australien, Frankreich, Gotha, Ohrdruf, Polen, Remstadt, Russland, Walterhausen und Wechmar*, Gotha 1995, S. 53–58; Helga Raschke, *Gotha. Die Stadt und ihre Bürger*, 2. Aufl., 1996, S. 231–234.

⁵⁹ Ebenda. Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 389; Günter Wegmann, *Deutsche Wehrmachtsberichte*, Bd. 3 1944–1945, Osnabrück 1982, S. 638.

⁶⁰ Maximilian Czesany, *Europa im Bombenkrieg 1939–1945*, Graz 1998, S. 389.

Vom Angriff auf Gotha waren nicht nur Waggonfabrik und Fliegerwerft, sondern auch umliegende Betriebe und durch den Luftdruck Wohnhäuser im Ostviertel betroffen. Aus den Fabrikgebäuden loderten die Flammen und Rauchwolken verdunkelten den hellblauen Mittagshimmel. Erst nach den Löscharbeiten konnten die Verwundeten und Leichen aus den Trümmern geborgen werden. Zu den Opfern zählten Arbeiter, Lehrlinge und Ingenieure aus dem Flugzeugbau, Militärschüler und 20 Ausländer, insgesamt waren es 109 Tote.⁶¹

Abgesehen von dem großen menschlichen Leid und den zerstörten Werkhallen betrug die Verluste in der Flugzeugherstellung in Deutschland etwa einer Monatsproduktion. In Gotha beliefen sie sich auf 140 Maschinen des Typs Messerschmitt Bf 110, das entsprach etwa der Arbeit von sechs bis sieben Wochen. Damit war also der deutschen Kriegsproduktion nicht der tödliche Schlag versetzt worden, wie es die Alliierten mit den Angriffen beabsichtigt hatten. Die Bombenschäden wurden weitaus rascher überwunden, als das von ausländischer Seite angenommen wurde. Mit der Dezentralisierung der Flugzeugherstellung und ihrer Verlagerung in das Gebiet um Gotha — nach Goldbach, Gräfontonna, Wangenheim, Wandersleben, Georgenthal, Schnepfenthal und Ohrdruf — sowie durch den rücksichtslosen Arbeitseinsatz von Zwangsarbeitern, die in drei Schichten arbeiteten, konnten bereits im März 1944 mit 120 Me Bf 110 mehr Flugzeuge als in den Monaten zuvor hergestellt werden.⁶²

Als am 20. Juli 1944 ein zweiter Angriff auf die Gothaer Waggonfabrik erfolgte, war das Werk zu etwa 80 Prozent zerstört, aber die verlagerte Produktion lief weiter. Im November 1944 erfolgten drei weitere Bombardierungen auf die Industrie und Wohngebiete von Gotha, so dass allein 1944 insgesamt 232 Menschen hierbei starben.

Die schwerste Bombardierung erlebten die Gothaer am Vormittag des 6. Februar 1945. Laut Kriegstagebuch der 8. USA-Luftwaffe warfen 88 Maschinen eine Bombenlast von 196,3 Tonnen ab. Die Wirkung der Sprengbomben war so verheerend, dass sogar stark befestigte Luftschutzräume nicht standhielten. 70 Minuten dauerte der Angriff.⁶³ Das Reichsbahnausbesserungswerk wurde zu 80 Prozent zerstört. Teile des Bahnhofsgebäudes brachen zusammen. Nördlich der Bahnlinie schlugen die Bomben in das Versicherungs- und Wohnviertel ein. Dagegen blieben der Viadukt wie auch im Wesentlichen die Gleisanlagen der wichtigen Bahnverbindung des Ost-West-Verkehrs verschont.

Zu den 270 Toten, darunter 58 Fremdarbeiter und Gefangene, die in die Registratur des Standesamtes Gotha eingetragen waren, zählten Beschäftigte des

⁶¹ Vgl. die Tabelle über die Bombenangriffe auf Gotha und ihre Opfer, in: Raschke, *Gotha*, S. 241.

⁶² Vgl. Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 217.

⁶³ Helga Raschke, Als die Flieger auf Gotha ihre todbringende Last abwarfen, in: *Thüringer Allgemeine*, Ausgabe Gotha, Zwischen Fahner Höhe' und Rennsteig vom 4. Februar 1995.

Reichsbahnausbesserungswerkes und der Firma Brehm, Versicherungsangestellte sowie Personen, die sich in der Umgebung im Freien aufgehalten hatten. Außerdem soll es unter den Reisenden 183 Tote gegeben haben, die in ihren Heimatorten registriert wurden.⁶⁴

Insgesamt starben in Gotha 542 Menschen bei den Luftangriffen vom 24. Februar 1944 bis 3. April 1945, darunter 228 Frauen und 77 Kinder. Etwa 330 Gebäude mit 755 Wohnungen wurden zerstört und 2.594 Gebäude mit 5.320 Wohnungen beschädigt. Die Bevölkerung verlor 35.018 m² Wohnfläche.

Gadolla als Standortältester

Der Krieg, der von Deutschland ausgegangen war, rückte immer näher in das eigene Hinterland. Das Oberkommando der Wehrmacht hatte Ende Januar 1945 Thüringen, das „Grüne Herz Deutschlands“, zur Verteidigungszone zwischen den westlichen Alliierten und der im Osten anrückenden Roten Armee bestimmt. Seit Anfang des Jahres 1945 beschwor der Gauleiter und Reichsstatthalter von Thüringen, Fritz Sauckel, die Bevölkerung vom „Trutzgau Thüringen, [...] diese schwere Zeit und den letzten gewaltigen Ansturm seiner Feinde“ zu überwinden. „Das deutsche Volk [...] wird sich weder durch Drohungen noch Versprechungen von seiner Führung, von Adolf Hitler, trennen [...] Jeder Offizier und Soldat in unserem Gau, jeder Mann und jede Frau, alt und jung, alle zusammen, werden die großen und schweren Pflichten bis zum letzten erfüllen [...] Drückeberger, Feiglinge, Deserteure und Verräter haben keinen Platz mehr in der schwerringenden Volksgemeinschaft.“⁶⁵ Doch alle Drohungen, Durchhalteparolen und Lügen änderten nichts an der militärischen und politischen Lage, in der sich Thüringen 1945 befand. Wegen seiner strategischen Bedeutung in Mitteldeutschland gehörte auch Gotha zu den „festen Plätzen“, die um jeden Preis gehalten werden sollten.

Anfang 1945 wurde das Wehrbezirkskommando Gotha mit dem Leiter Oberst von Reckow nach Mühlhausen verlegt. Seit dieser Zeit war Oberstleutnant von Gadolla ranghöchster Offizier der Stadt Gotha⁶⁶. In dieser Stellung erhielt er am 1. Februar 1945 den Befehl zum Einsatz als Kampfkommandant der Stadt Gotha. Die Verpflichtungserklärung, die er in Erfurt bei General Kurt Hübner (1891–1954) abgeben musste, lautete: „Als Kampfkommandant des Standortes Gotha, verpflichte ich Sie, gemäß § 63 des MStGB mit Ihrer Solda-

⁶⁴ Vgl. Raschke, Gotha, S. 247.

⁶⁵ Flugblatt vom 20. Februar 1945, Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha, Inv.-Nr. 6390.

⁶⁶ Wenzel, Ein Mann kann eine ganze Stadt retten, S. 13.

tenehre und auf Leib und Leben zur bedingungslosen Verteidigung des Ihnen anvertrauten Standortes bis zum Tode. Jedes Übergabeangebot des Feindes ist abzulehnen. Für Sie und Ihre Besatzung gibt es nur Kampf bis zum Äußersten.“⁶⁷ Gadolla musste folgendes Gelöbnis sprechen: „Ich verspreche, den Standort Gotha bis zum Äußersten zu verteidigen. Vorstehende Verpflichtung erkenne ich durch Unterschrift als für mich bindend an.“⁶⁸ Er musste dies vor angetretener Mannschaft mit Handschlag bekräftigen.

Hauptmann Osterberg, Gadollas Stellvertreter, schrieb später über die damalige Situation an Alma von Gadolla: „Wir hatten den Auftrag, den Jahrgang 1929 zu mustern, d. h. Jungens, die kaum den Konfirmationsaltar hinter sich gelassen hatten. Die Front stand schon bei Eisenach-Creuzburg-Mihla an der Werra und konnte sich stündlich auf Gotha zu bewegen. Ihr Gatte versuchte zu erreichen, dass die Musterung nicht weiter durchgeführt zu werden brauchte.“⁶⁹

Seit Februar befand sich die Kommandozentrale des Kampfkommandanten im Keller des Ostturmes von Schloss Friedenstern. Zur Verteidigung der Kaserne Bürgeraue war Hauptmann Osterberg vom Wehrmeldeamt mit 18 Soldaten eingesetzt.⁷⁰ Die Bereitschaft der Stadtverwaltung war im Luftschutzraum der Ausstellungshalle im Park untergebracht. Von dieser geschützten Zentrale aus sollten Hilfsmaßnahmen im Falle einer Bombardierung eingeleitet werden. Der „feste Platz“ Gotha wurde in acht Kampfabschnitte eingeteilt. Für sie galt u. a. der Führerbefehl vom 19. März 1945, der so genannte „Nerobefehl“⁷¹. Dessen entscheidender Absatz lautete: „Alle militärischen Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebietes, die sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann, sind zu zerstören.“

Dem „Kampfabschnitt Flieger“ stand Hauptmann Erich Wendler als Kommandant vor. Er hatte nach eigenen Aussagen den Befehl erhalten, in Gotha folgende Objekte zu sprengen: die Unterführung im Ostbahnhof, den Viadukt mit der Ost-West-Bahnverbindung, Wohngebäude im Fliegerhorst, das Verwaltungsgebäude der Waggonfabrik sowie das Verpflegungslager der Waffen-SS in der ehemaligen Porzellanfabrik. Die Sprengung der Autobahnbrücke bei Leina durch die Verantwortlichen eines anderen Kampfabschnittes war ein Ergebnis einer solchen sinnlosen Zerstörung in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges.

⁶⁷ Ebenda, S. 14, leider ohne Quellenangabe.

⁶⁸ Anklageschrift gegen Adolf Müller-Kirchenbauer, Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha.

⁶⁹ Brief von Friedrich Osterberg aus Marburg vom 27. 2. 1946 (wie Anmerkung 47).

⁷⁰ Ebenda.

⁷¹ Walter Hubatsch, Hitlers Weisungen für die Kriegführung, Koblenz 1983, S. 303.

Hauptmann Wendler führte jedoch nicht die Sprengung der angeführten Objekte durch, sondern täuschte am 3. April Zerstörungsmaßnahmen vor, indem er auf dem Flugplatz Bomben und Munition vernichtete. Da die Gefahr bestand, dass sich auch in der Fliegerwerft SS-Truppen verschanzten, die diese „wehrgkraftersetzende“ Handlung sofort scharf bestraft hätten, ließ Wendler den Flugplatz und die Sprengungen nur von Ungarn bewachen. Er erteilte ihnen den Befehl, keinen durchzulassen und bei Widerstand sofort zu schießen. Unter dem Vorwand, dass sie weder Deutsch sprachen noch verstanden, sollten sie sich auf keine Verhandlungen mit SS-Leuten einlassen. Zum Glück kam es nicht zu dieser Kraftprobe.⁷²

Rund um die Stadt hatte Ende März der Ausbau von Abwehrstellungen, von Erdbunkern und Splittergräben begonnen, besonders im Gebiet des Krahnberges, Boxberges und im Berlach. Die spärlichen Garnisonverbände wurden durch die Hitlerjugend und den seit 1944 errichteten Volkssturm personell verstärkt. Diese waren ohne ausreichende Ausbildung und Ausrüstung und erhielten lediglich eine Kurzeinweisung über den Gebrauch von Panzerfäusten und Maschinenpistolen. Da es an Munition mangelte, gab es für 30 Mann nicht mehr als insgesamt 35 Schuss.⁷³

Am 29. März wurde Gadolla zum Armeekorps nach Kassel beordert. Die 4. Panzerdivision der III. US Armee hatte bereits Frankfurt a. M. eingenommen und Aufklärungsverbände wurden schon in den nördlichen Teilen Thüringens gerortet. Betroffen und missgestimmt kehrte Gadolla von der Dienstbesprechung zurück. In Gesprächen mit seinem Adjutanten, Major Graf Heinrich zu Brandis, und wenigen anderen Vertrauten soll er geäußert haben, dass er eine Verteidigung von Gotha für sinnlos hielt. Die bisherigen Zerstörungen in Dresden und Gotha und das Leid unter der Bevölkerung hatten ihn tief erschüttert. So machte er es sich für Gotha „zur Aufgabe, nicht sinnlos das Leben der zahlreichen Flüchtlinge und wehrlosen Zivilisten zu opfern“.⁷⁴ Am 2. April verabschiedete er sich von seiner Hauswirtin Hildegard Kleinsteuber mit den Worten: „Gnädige Frau, machen Sie sich um sich und ihre Kinder bitte keine Sorgen. Ich werde dafür sorgen, dass Gotha nicht verteidigt wird.“⁷⁵

Am Ostermontag, dem 2. April, stießen die ersten amerikanischen Panzer nördlich am Hörsselberg vorbei bis zu den Behringdörfern im Norden des Krei-

⁷² Erich Wendler kam im Januar 1944 mit einer ungarischen Fliegerschuleinheit nach Gotha. Vgl. Wendler, Tatsachenbericht über den Kampf um Gotha, Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha, Inv.-Nr. 17290; vgl. auch Helga Raschke, Protokoll mit E. Wendler vom 16. März 1965, ebenda, Bl. 129.

⁷³ Vgl. Raschke, Gotha, S. 237 und Anmerkungen S. 247.

⁷⁴ Smith, Der Mensch Josef von Gadolla, S. 10.

⁷⁵ Wenzel, Ein Mann kann eine ganze Stadt retten, S. 14.

ses Gotha vor. Am Abend übergab Gadolla an die Zivilangestellten Fritz Donau und Gustav Rochser die Geschäfte des Wehrmeldeamtes, weil er sich als Kampfkommendant nicht mehr darum kümmern konnte. Bei dieser Gelegenheit machte Gadolla ein Abschiedsgeschenk an Gustav Rochser, ein Buch, von dem er wusste, dass dieser sich dafür interessierte und das er erst zu Weihnachten 1944 von seiner Belegschaft bekommen hatte.⁷⁶

Während die Front immer näher rückte, war den führenden Nationalsozialisten befohlen, sich rechtzeitig abzusetzen. Sie hatten Vorkehrungen getroffen, um sich und ihre Familien in Sicherheit zu bringen. Auch Oberbürgermeister Dr. Fritz Schmidt bereitete sich auf die Flucht vor. In einem Einsatzplan regelte er die Reihenfolge seiner Vertretung⁷⁷ und wies die Beamten und Angestellten der Stadtverwaltung an, im Falle eines „Feindeinmarsches“ auf ihren Posten zu bleiben und alle Maßnahmen unter dem Gesichtspunkt einer vorübergehenden Besetzung anzusehen. Dabei sollten sie Anweisungen des „Feindes“ mit allen Mitteln sabotieren.

Am 3. April 1945 heulten um 10.10 Uhr die Sirenen mit einem fünf Minuten lang anhaltenden Dauerton. Feindalarm! Der Volkssturm und alle noch marschfähigen Verwundeten aus den Lazaretten mussten in ihre vorgesehenen Kampfstellungen gehen. Einerseits bestand der „Führerbefehl“, nach dem Gotha ohne Rücksicht auf Verluste verteidigt werden sollte, andererseits zwang die militärische Überlegenheit der Alliierten zu einer Entscheidung der Vernunft. Nach eingehender Beratung mit den Abschnittskommandanten ließ Gadolla ein Protokoll über die aussichtslose militärische Lage verfassen. Darin hielten die Beteiligten fest, dass Gotha weder durch schwere Waffen, die Flak, noch durch die Luftwaffe Erfolg versprechend verteidigt werden konnte. Beeinflusst durch diese militärische Einschätzung gab auch der Verteidigungsausschuss eine Erklärung ab, die Stadt Gotha zu übergeben.⁷⁸ Ihm gehörten neben Gadolla Major

⁷⁶ Es hieß „Dach der Erde. Durch das Wunderland Hochtiber“ von Ernst Schäfer. „Er gab mir dieses Buch, weil er meine Vorliebe für die Berge kannte und er sich oft in privaten Gesprächen mit mir über die Berge und seine schöne Heimat unterhalten hatte. Wir hatten auch des öfteren gemeinsam Vorträge des Deutschen Alpen-Vereins besucht, dessen Mitglied er ja früher auch in der Sektion Graz gewesen war.“ Rochser bat Alma von Gadolla nachträglich um eine Widmung für das Buch. Brief von Gustav Rochser an Alma von Gadolla vom 23. April 1947. Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha. Nachlass Gadolla.

⁷⁷ Abweichend vom Geschäftsverteilungsplan hatte er die Rangfolge festgelegt: 1. Stadtkämmerer Dr. Georg-Heinrich Sandrock, 2. Stadtbaurat Adolf Müller-Kirchenbauer, 3. Stadtamtman Fritz Ritter, 4. Stadtamtman Kurt Martin, 5. Stadtrechtsrat Günther Ewald. Kreis- und Stadtarchiv Gotha, Akte Gadolla.

⁷⁸ Kreis- und Stadtarchiv Gotha, Akte Gadolla, Aussage Günther Ewald vom 3. Oktober 1945, Bl. 12; Aussage Fritz Ritter, Bl. 13; Helga Raschke, Protokolle, Korrespondenz „Gotha April 1945“, Bl. 129 Protokoll mit E. Wendler vom 16. März 1965, Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha, Inv.-Nr. 17290.

Heussner⁷⁹ sowie die führenden Nationalsozialisten, u. a. Oberbürgermeister Dr. Fritz Schmidt, Kreisleiter der NSDAP Wilhelm Busch, SS-Obergruppenführer und Generalleutnant der Polizei Paul Hennicke, Kreisschulrat Heinrich Magdlung, Landrat und Ministerialrat Dr. Ernst Guyet, an.

Nach dieser Krisensitzung setzten sich Schmidt, Busch und Hennicke aus dem Kampfgebiet nach Osten ab. Gadolla gab als Kampfkommandant den in der Stadt noch verbliebenen Wehrmachtsangehörigen den Befehl, sich auf die Linie Arnstadt–Erfurt zurückzuziehen. Auch seine militärischen Mitarbeiter im Wehrmeldeamt, wie Hauptmann Friedrich Osterberg traten den Rückzug an. „Gegen 8 Uhr abends [...] zog ich mit wenigen Mann in die völlige Dunkelheit hinaus nach Arnstadt. Ringsum brannten Dörfer. Es sah wie ein großer Kessel aus, in dem wir herumarschierten. Nach einer Nacht in Wechmar erreichten wir Arnstadt.“⁸⁰

Wie sich nach dem Krieg Hauptmann Karl Linz äußerte, betonte Oberstleutnant von Gadolla in dieser Situation mit „entschlossener Bestimmtheit“ und „öfters und immer wieder mit den gleichen Worten“, dass er sich „für die Stadt opfere“. Er ließ „keinen Zweifel aufkommen, dass er sich der persönlichen Folgen seiner Handlungsweise voll und klar bewusst war [...]“, äußerte sich Linz, der sich am 3. April mit im Gefechtsstand des Kellers im Ostturm von Schloss Friedenstern aufhielt. Er meinte, dass sich Gadolla „nicht so sehr um taktische Fragen Sorgen machte, sondern dass er sich in einem viel innerlicheren Konflikt zwischen seinen Pflichten als Soldat, Offizier und als Kampfkommandant einerseits und den moralischen Geboten der Menschlichkeit und der Vernunft andererseits“ befand.⁸¹

Vor seiner ersten Parlamentärfahrt zur kampflösen Übergabe von Gotha ließ Gadolla auf einigen öffentlichen Gebäuden weiße Fahnen als Zeichen der Kapitulation hissen. Dann trat er mit Dr. Georg-Heinrich Sandrock von der Stadtverwaltung gegen 16.00 Uhr die Fahrt an. Doch schon auf dem heutigen Berthavon-Suttner-Platz stoppten SS-Leute den Pkw mit der weißen Fahne, beschlagnahmten ihn und drohten, die Parlamentäre zu erschießen.⁸² Gadolla konnte

⁷⁹ Oder Häussler.

⁸⁰ Brief von Friedrich Osterberg aus Marburg vom 27. 2. 1946 (wie Anmerkung 47).

⁸¹ Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha, Inv.-Nr. 17290, Bl. 1–16: Erlebnisbericht von Hauptmann Karl Linz vom August 1946, der 1965 von Fritz Skoberla, Schützenallee 16, Gotha, dem Museum geschenkt wurde. Der gleiche Text, aber aus anderer Herkunft, ist veröffentlicht als (unbekannter Verfasser) „Gotha 1945“, in: Gothaer Heimatbrief, hrsg. v. Heimatkreis Gotha — Stadt & Land, 8/1990, S. 6.

⁸² Es „versperrte eine SS-Sonderformation die Wege“, so auch am heutigen Suttner-Platz, drückte sich F. Osterberg in seinem Brief an Alma von Gadolla vom 27.2.1946 aus (wie Anmerkung 47).

wohl glaubhaft machen, dass der Verteidigungsausschuss mit Kreisleiter der NSDAP Wilhelm Busch sowie SS-Obergruppenführer und Generalleutnant der Polizei Paul Hennicke die Übergabe beschlossen hatte. Nur so ist es zu verstehen, dass er unbehellig in die Kaserne und Sandrock in seine Wohnung zurückkehren konnten.⁸³

In der Kaserne Bürgeraue überreichte Gadolla so quasi als Abschiedsgeschenk seinem Fahrer Becker ein Foto, auf dem er und die anderen Offiziere des Wehrbezirkskommandos und Wehrmeldeamtes abgebildet waren. Es war in einem Dienstzimmer der Kaserne Bürgeraue aufgenommen worden. Hinter Gadolla stand sein persönlicher Adjutant, der Major der Luftwaffe Graf Heinrich zu Brandis. „Gadolla schenkte mir dieses Foto, als ob er geahnt hätte, welches Schicksal ihn ereilen würde“, erklärte Herbert Becker. „Als ich mich während dieses Abschieds bereit erklärt hatte, Gadolla für eine weitere Parlamentärfahrt zu fahren, sagte er: ‚Der Krieg geht zu Ende, Sie sind noch jung an Jahren. Versuchen Sie, dass Sie nach Hause kommen, für Sie steht die Welt noch offen.‘“⁸⁴

Zur gleichen Zeit, als die erste Parlamentärfahrt gescheitert war, entfernten wahrscheinlich SS-Leute die weißen Fahnen.⁸⁵ Die Amerikaner schlossen daraus, dass Gotha nicht bereit war zu kapitulieren. Der Beschuss der Stadt durch Artillerie und gegnerische Tiefflieger setzte wieder ein. In ihrer „Treue zum Führer“ bemächtigte sich eine SS-Streife eines zurückgelassenen Flakgeschützes, machte es feuerbereit und bezog hinter dem Landestheater Stellung. Damit feuerte sie auf die britischen Flugzeuge, die seit den Morgenstunden Gotha umkreisten.⁸⁶ Nach kurzem Einsatz wurde das Geschütz am Theater von den Briten außer Gefecht gesetzt. Durch die in Brand geschossene Flak-Munition brannten die nahe gelegenen Wohngebäude und das Landestheater fing gegen Mittag des 3. April Feuer.

Die Löscharbeiten durch die Männer des Luftschutzes waren aussichtslos, weil der Fuhrpark der Feuerlöschpolizei bereits Ende März nach Wunsiedel in Bayern „evakuiert“ worden war. Damit war die Gothaer Bevölkerung schutzlos einem Brand ausgesetzt. Die Männer der Löschtruppe holten die wenigen im Depot Lutherschule verbliebenen Schläuche und fuhren sie auf Handwagen zum Theater. Auch ein kleines Löschfahrzeug LF 8 konnte behelfsmäßig repariert werden, jedoch reichte sein Druck nicht aus, um bis zur höchsten Brandstelle zu

⁸³ Später fand man Dr. Sandrock erschossen in seiner Wohnung. Es ist nicht geklärt, ob er ermordet wurde oder Selbstmord begangen hatte.

⁸⁴ Raschke, Interview mit Herbert Becker.

⁸⁵ Vgl. Günther Ewald, Meine Mitwirkung bei der Übergabe der Stadt Gotha. Kreis- und Stadtarchiv Gotha, Akte Gadolla.

⁸⁶ Public Record Office, Air 14/3368 und 3745, London, Operation Sheet No.2443, 4./5. April 1945.

gelangen. Bereits nach der ersten Einsatzstunde wurden die Polsterstühle im Zuschauerraum ein Raub der Flammen. Das Feuer griff unaufhaltsam weiter um sich und erfasste auch das Theaterkaffee, das Kulissenhaus und Wohngebäude am Arnoldiplatz und in der Mönchelsstraße.⁸⁷

Entgegen Wehrmachtsberichten, dass es sich um durchgebrochene amerikanische Panzerspitzen handle, standen Infanterie und Panzer der amerikanischen Armee am 3. April 1945 am Krahnberg und bei Goldbach in Bereitstellung zum Angriff auf den „festen Platz“ Gotha. Nach 13.00 Uhr drangen Panzer der Einheit Combat Comand B in den Stadtbereich ein. Dabei stießen sie auf deutschen Widerstand: Mit Panzerfäusten bewaffnete „Panzerknacker“ bekämpften den aus Späh- und Kampfpanzern bestehenden amerikanischen Verband derart wirkungsvoll, dass dieser zum „Abdrehen gezwungen wurde“.⁸⁸ Bei den Kampfhandlungen wurde das Haus des Seilermeisters Wilhelm Thorwarth, Gartenstraße 1, Ecke Moßlerstraße, das im Schussfeld der Amerikaner aus Richtung Eisenacher Straße stand, restlos zerstört.

Nach dem gescheiterten ersten Versuch, die Stadt zu übergeben, bereitete Oberstleutnant von Gadolla eine zweite Parlamentärfahrt vor. Wieder veranlasste er, weiße Fahnen zu hissen. Da Dr. Sandrock nicht verfügbar war, musste sich Stadtbaurat Müller-Kirchenbauer⁸⁹ nach der festgelegten Rangordnung für dieses gefährliche Unternehmen zur Verfügung stellen. Am 3. April, zwischen 19.00 und 20.00 Uhr, fuhren Gadolla und Müller-Kirchenbauer mit weißen Armbinden und einer weißen Fahne auf der Kühlerhaube den Amerikanern in Richtung Sundhausen entgegen. Den Pkw lenkte der Fahrbereitschaftsleiter Ernst Rudolph.

Wegen starken Beschusses auf die Stadt mussten die Parlamentäre einen Umweg über die Uelleber Strasse machen. Sie hofften, das Ziel erreicht zu haben, als sie kurz vor Boilstädt von Soldaten des motorisierten Flak-Bataillons 59, Reservekompanie von Leutnant Fröhlich, angehalten und gewaltsam aus dem Fahrzeug gezogen wurden. Mit vorgehaltener Pistole beschimpften diese die Parlamentäre als Verräter. Dabei rissen sie Gadolla die Achselstücke von der Uniform. Im Gasthaus „Zum Wiesengrund“ wurden Gadolla und Müller-Kirchenbauer „verhört“ und schuldig gesprochen. Nach Anfrage bei der Wehrmachtskommandantur erhielt Leutnant Fröhlich den Befehl, die Parlamentäre unverzüglich nach Weimar zu überführen. Unterwegs wurden die Verhafteten und ihre Be-

⁸⁷ Helga Raschke, Protokoll der Aussprache mit Walter Tröber und Arno Tüngerthal vom 7. Mai 1965, Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha, Inv.-Nr. 17294, Bl. 68–72.

⁸⁸ Spezialstudien der US-Armee über den Zweiten Weltkrieg: After Action Report of the 4th Armored Division, 11 April to 30 April 1945, NWD 2, National Archives, Maryland, USA; Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, Bd. IV, Frankfurt/M. 1961, S. 1223.

⁸⁹ Adolf Müller-Kirchenbauer (1898–1979) war seit 1. Juli 1931 Stadtbaurat in Gotha. Im Ersten Weltkrieg diente er als Leutnant und später Hauptmann der Reserve.

wacher von den amerikanischen Streitkräften beschossen und mussten in Deckung gehen. In diesem Tumult gelang dem Fahrer Ernst Rudolph die Flucht, nach Tagen konnte er sich bis Gotha durchschlagen.

Auf dem weiteren Weg wurde das unbeleuchtete Fahrzeug mit den Verhafteten von einem Lastkraftwagen gerammt. Dabei stieß Josef von Gadolla derart gegen die Windschutzscheibe, dass er tiefe Schnittwunden am Kopf und in der Halsgegend erlitt und viel Blut verlor. Im Lazarett Arnstadt erfolgte die Wundversorgung; dann wurde die Fahrt über Stadtilm nach Weimar fortgesetzt. Gadolla und Müller-Kirchenbauer wurden in Einzelzellen inhaftiert.

Am 4. April 1945, um 14.00 Uhr, trat in Weimar, im Sitzungssaal des Stabsgebäudes der 1. Panzerdivision, das Standgericht der Wehrmachtskommandantur unter dem Vorsitz von Major Schuchardt zusammen.⁹⁰ Gadolla litt an seinen schweren Schnittverletzungen am Kopf und erklärte seine Vernehmungsunfähigkeit. Der Oberstabsarzt bestimmte ihn jedoch für vernehmungsfähig. Der Anklagevertreter Major Riese beantragte für Gadolla die Todesstrafe, weil dieser als Kampfkommandant von Gotha „mit einem Pkw mit einer weißen Fahne und weißer Armbinde zusammen mit einem Herrn der Stadtverwaltung Gotha dem Feind entgegenfuhr, um Verhandlungen mit diesem aufzunehmen“.⁹¹

Gadolla erklärte zu seiner Verteidigung, „dass er Verhandlungen nicht mit dem Feinde machen wollte, sondern er wollte weitere Verluste der Gothaer Bevölkerung [vermeiden], da sich die Truppen aus der Stadt zurückzogen und jeglicher Widerstand zwecklos erschien“. Er betonte, dass im Verteidigungsausschuss am 3. April mit dem Oberbürgermeister, dem Kreisleiter Wilhelm Busch und dem SS-Obergruppenführer Paul Hennicke ein Übereinkommen erzielt wurde, dass ein weiterer Widerstand zwecklos war. Von ihnen wurde er sogar gebeten, als Parlamentär zu wirken, um Gotha vor weiterer Zerstörung zu bewahren. „Ich habe dieses alles als Idealist getan, um die Stadt nicht ganz dem Verfall und Tod zu übergeben, so hätten es wohl noch mehrere gemacht, die in meiner Haut gesteckt hätten und ich kann nur sagen, dass ich als alter Soldat diese, meine Handlungsweise voll verantworten kann.“⁹² Tragisch war, dass keiner der angeführten Nazigrößen als Entlastungszeuge vorgeladen war, obwohl anzunehmen ist, dass deren Fluchtweg von Gotha nach Weimar geführt hatte. Nach geheimer Beratung wurde Gadolla „zum Tode und zum Verlust der Wehrwürdigkeit“ verurteilt.⁹³

⁹⁰ Protokoll des Standgerichts Weimar vom 4. April 1945, in: Priestoph, Josef Ritter von Gadolla, S. 18.

⁹¹ Ebenda, S. 19.

⁹² Aussage Gadolla im Protokoll des Standgerichts Weimar vom 4. April 1945, in: Ebenda, S. 19.

⁹³ Ebenda, S. 19.

Stadtbaurat Müller-Kirchenbauer erklärte, dass er sich vorerst geweigert hatte, aber dann ihm von Gadolla befohlen wurde mitzufahren. Offensichtlich bezugte Gadolla, dass Müller-Kirchenbauer den Verteidigungsbefehl nicht kannte. So wurde er vom „Volksgericht“ freigesprochen.

Der Pfarrvikar Leo Schramm, der Gadolla nach dessen Verurteilung in der Gefängniszelle aufsuchte, berichtete später: „Ich traf einen gläubigen katholischen Menschen an, der aus echter Gewissensentscheidung die Stadt Gotha an die heranrückenden Amerikaner hatte übergeben wollen, um sie vor der Zerstörung und die Menschen vor unsinnigem Sterben zu bewahren.“ Leo Schramm begleitete den Todeskandidaten auf seinem Weg zur Exekutionsstätte im Außenbereich der Mackensen-Kaserne am Ettersberg. Er bezugte, wie Gadolla mit dem Ruf: „Damit Gotha leben kann, muss ich sterben!“⁹⁴ unter den Salven des Exekutionskommandos am 5. April 1945, um 7.00 Uhr, tot zusammenbrach.⁹⁵ Nach den Gepflogenheiten der „Volksgerichts-Todesurteile“ dürfte die Leiche im Außengelände der Mackensen-Kaserne verscharrt worden sein.

Voller Angst und Verzweiflung, aber mit der Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges, verbrachten die Gothaer die Nacht vom 3. zum 4. April in Luftschutzkellern und Bunkern. Zeitweise wurde die Stadt mit Artillerie beschossen, aber im Morgengrauen, als die weißen Fahnen auf Schloss und Rathaus gesehen werden konnten, hörte der Beschuss auf. Die verbliebenen Beamten im Rathaus warteten ungeduldig auf die offizielle Übergabe, da sie hofften, dass die Parlamentäre ihr Ziel erreicht hatten.

Inzwischen hatten die amerikanischen Streitkräfte die Arnoldischule besetzt, die als Lazarett genutzt war, und die Verwundeten dort zu Kriegsgefangenen erklärte. In den frühen Morgenstunden des 4. April kamen ein Amerikaner mit einem deutschen Unteroffizier als Dolmetscher ins Rathaus. Dieser erklärte den wartenden und völlig überraschten Beamten, der amerikanische Kommandeur wolle Gewissheit haben, ob die Stadt zur Übergabe bereit wäre. So ging Stadtrechtsrat Günther Ewald als Bevollmächtigter in die besetzte Arnoldischule und wurde dem zuständigen Offizier zugeführt. Ein Dolmetscher fragte: „Sie sind also befugt und entschlossen, die Übergabe der Stadt zu unterzeichnen?“ Ewald bejahte diese Frage und wies darauf hin, dass am Abend zuvor Gadolla und Müller-Kirchenbauer in dieser Angelegenheit mit den Amerikanern Verbindung aufnehmen wollten. Die Antwort lautete: „Die von Ihnen genannten Herren sind uns unbekannt. Wir haben bisher lediglich weiße Fahnen beobachtet.“⁹⁶ Ein

⁹⁴ Brief von Alma von Gadolla an Helga Raschke vom 9. Juni 1965 mit der Abschrift des Briefes von Pfarrvikar Leo Schramm an Alma von Gadolla vom 31. Oktober 1945, Museum für Regionalgeschichte und Volkskunde Gotha, Nr. 17290, Bl. 123.

⁹⁵ Standesamtsregister Weimar II/431/1946. Sterbeurkunde vom 23. September 1946.

⁹⁶ Günther Ewald, Meine Mitwirkung bei der Übergabe der Stadt Gotha. Kreis- und Stadtarchiv Gotha, Akte Gadolla.

amerikanischer Offizier fuhr sodann mit Ewald in einem Jeep zum Rathaus, wo kurz nach 9.00 Uhr die offizielle Übergabe der Stadt an die alliierten Streitkräfte stattfand. Stadtrechtsrat Günther Ewald und Stadtamtmann Fritz Ritter⁹⁷ unterzeichneten das Dokument.⁹⁸

Späte Ehrungen

Alma von Gadolla lebte im April 1945 mit ihrer hochschwangeren Tochter in Markredwitz. Sie hatte im Radio gehört, dass Gotha kampflös übergeben worden war. Damit verband sich ihre Hoffnung, ihr Ehemann wäre in Gefangenschaft gekommen. Erst im Juni bekam sie aus Gotha die traurige Nachricht über die Ermordung Gadollas. Auf der Suche nach den Schuldigen erstattete sie am 15. März 1946 über den Rechtsanwalt Martin Hirsch aus Markredwitz beim Landgericht Gotha Anzeige gegen die Nazirichter. Da die Reisemöglichkeit in den ersten Nachkriegsmonaten noch eingeschränkt war, musste sie einen Reiseantrag in die sowjetische Besatzungszone stellen.

Sie durfte Anfang April 1946 nach Gotha fahren, um an Ort und Stelle zu recherchieren. Für die mittellose Witwe hatte Gadollas ehemaliger Mitarbeiter, Fritz Donau, die Anerkennung als „Opfer des Faschismus“ beantragt.⁹⁹ Doch da Alma von Gadolla in Bayern und nicht in Thüringen wohnte, scheiterte der Antrag bereits an den Formalitäten. Auch von der Stadt Gotha erhielt sie keine finanziellen Mittel, obwohl Oberbürgermeister Dr. Kurt Hoßfeld die moralische Verpflichtung der Stadt anerkannte, die Witwe und Tochter des Mannes, der sich für die Gothaer geopfert hatte, zu unterstützen. Gleichzeitig führte er in seinem

⁹⁷ Das Original des Kapitulationsschreibens nahmen die Alliierten an sich. Fritz Ritter hatte eine Durchschrift davon sorgfältig zu Hause aufbewahrt. Als Helga Raschke im Juli 1965 mit Fritz Ritter ein Gespräch über die letzten Kriegstage in Gotha führte, entdeckte sie das wertvolle Dokument. Es befindet sich heute im Kreis- und Stadtarchiv Gotha.

⁹⁸ Bis in die Gegenwart hält sich die Legende, dass Gotha mit der Übergabe „vor einem schrecklichen Flächenbombardement bewahrt wurde, das kurz danach auf Nordhausen niederging,“ wie sich Helmut Roob in „Keine Legende“ (Gothaisches Museums-Jahrbuch 2002, S. 147) ausdrückte. Roobs Artikel war eine Polemik auf den Beitrag Ehrlich / Raschke über Gadolla im Gothaischen Museums-Jahrbuch 2000. Darin wurden Zweifel an den Aussagen Gothaer Bürger nach Kriegsende angemeldet, die behaupteten, dass das Bombengeschwader der Alliierten, das Nordhausen in Schutt und Asche legte, eigentlich auf Gotha gerichtet war und während des Fluges nach Nordhausen befohlen wurde. Den Einsatzbefehl mit dem Ziel für den Bombenabwurf erhielten aber die Piloten beim Start, wie das uns freundlicherweise Dr. Walter Geiger, Nordhausen, mitteilte. Die Flugroute des Geschwaders war über Fulda und Gotha angegeben. Bei Gotha hatten die Bomber nach Norden abzudrehen und ihre Last auf Nordhausen abzuwerfen. Einzelheiten dazu wird W. Geiger in einer Publikation über das Kriegsende in Thüringen darstellen (in Vorbereitung).

⁹⁹ Wenzel, Ein Mann kann eine ganze Stadt retten, S. 17.

Schreiben jedoch aus, dass eine „zusätzliche Ausgabe“ von der Sowjetischen Militäradministration nicht genehmigt werden würde. „Die Stadt Gotha hat viele Tausende Flüchtlinge aus dem Osten aufzunehmen und für sie zu sorgen. Nahezu 1000 Häuser sind in Gotha zerstört, die aufgebaut werden müssen. Eine große Anzahl von Witwen und Waisen von in KZ-Lagern Ermordeten fallen der Wohlfahrt der Stadt zur Last.“ Die Stadt beschränkte sich darauf, Gadollas „ehrendes Andenken zu behalten“.¹⁰⁰ So erhielt die in der Nähe der Gothaer Kaserne gelegene und auf die Bürgerauwe stößende Beckedorffstraße am 27. März 1946 den Namen Gadollastraße. Die Republik Österreich rehabilitierte ihren Bürger Gadolla am 23. März 1948.¹⁰¹

Anlässlich seines 50. Todestages ehrte Gotha Gadolla als „Verdienter Bürger der Stadt Gotha“. Nach einem Festakt am 4. April 1995 wurde im Schloss Friedenstein eine Gedenktafel eingeweiht. Am 30. Dezember 1997 hob das Thüringer Oberlandesgericht auf Antrag der Thüringer Generalstaatsanwaltschaft das Unrechtsurteil des Standgerichtes Weimar vom 4. April 1945 auf.¹⁰²

Damit war, juristisch gesehen, Gadolla freigesprochen und rehabilitiert. Nach Thüringens Justizminister Otto Kretschmar (SPD) war das Urteil „äußerst wichtig für die Aufarbeitung der Vergangenheit“.¹⁰³ Nach Schätzung des Berliner Oberstaatsanwalts Matthias Priestoph gab es allein in Berlin im Jänner 1998 ca. 190.000 nationalsozialistische Unrechtsurteile, die noch nicht aufgehoben waren.¹⁰⁴ Da es noch keine gesetzliche Regelung gab, wirkte die Rehabilitation Gadollas beispielgebend für weitere Urteilsaufhebungen.

In seiner Heimatstadt Graz erfuhr Gadolla eine weitere Ehrung. Am 4. Dezember 1997 beschloss der Gemeinderat die Benennung des Wegestückes zwischen Rudersdorfer Straße 97 bis 120 (Ringstraße) als „Gadollaweg“ im Grazer XVII. Bezirk (Puntigam).¹⁰⁵

¹⁰⁰ Schreiben von Oberbürgermeister Hoßfeld vom 5. April 1946, abschriftlich als Beilage zum Brief von Alma von Gadolla an Helga Raschke vom 9. Juni 1965.

¹⁰¹ Rehabilitierungsbescheid der Republik Österreich, Bundesministerium für Finanzen, GZ.: 121.023-II/48 vom 23. März 1948.

¹⁰² Beschluss des Thüringer Oberlandesgerichts vom 30. Dezember 1997, AR (S) 194/97 Rws 307/97 Thüringer Generalstaatsanwaltschaft. Vgl. Dazu: Matthias Priestoph / Enrico R. Brissa, Der Richtige Weg zur Gerechtigkeit?, in: Zeitschrift für Rechtspolitik, 3/1998, S. 91–96.

¹⁰³ Olaf Werner, Wichtiger Akt für den Rechtsfrieden, in: Thüringische Landeszeitung vom 20. Januar 1998.

¹⁰⁴ Priestoph, Josef Ritter von Gadolla, S. 13. Aufgrund des NS-Aufhebungsgesetzes wird eine vereinfachte Rehabilitation der nationalsozialistischen Unrechtsurteile durch die nunmehr zuständige Staatsanwaltschaft vollzogen (freundliche Mitteilung von Enrico R. Brissa, Jurist im Deutschen Bundestag, Berlin, 22. 3. 2003).

¹⁰⁵ Steirische Berichte 1–2/2000, Graz 2000, S. 51. Zeitschrift der Offiziersgesellschaft Steiermark Nr. 1/00, Graz 2000, S. 10. Neue Zeit, Graz 5. 4. 2000, S. 15. Kleine Zeitung, Graz 5. 4. 2000, S. 11. Der Standard, Wien 5. 5. 2000, S. 11.

Der damalige österreichische Bundeskanzler, Magister Viktor Klima, würdigte anlässlich des 60. Jahrestages des Untergangs der 1. Republik von Österreich, am 11. März 1998, Josef Ritter von Gadolla als vorbildlichen österreichischen Offizier: „Gadollas Beispiel zeigt, wie schwierig es ist, sich als Nachkriegsgeborener ein authentisches Bild von jener Generation zu machen, die zum Werkzeug einer menschenverachtenden Ideologie wurde.“¹⁰⁶

Das Militärgeschichtliche Forschungsamt Potsdam hatte sich eingehend mit der Persönlichkeit und Einzeltat von Oberstleutnant Gadolla beschäftigt und seine Traditionswürdigkeit begründet. So wurde in einem Festakt am 15. März 2001 für Gadolla in der Friedenstein-Kaserne der Garnison Gotha eine Gedenktafel enthüllt und der Gelbe Saal der Kaserne in „Gadolla-Saal“ umbenannt.¹⁰⁷ Seit 2002 befindet sich hier mit Fotos, Dokumenten und erläuternden Texten eine Darstellung über das Leben Gadollas.

Mit der Gadolla-Ehrung wurde zum zweiten Mal ein Österreicher in die Traditionslinie der deutschen Bundeswehr eingereiht; denn am 8. Mai 2000 verlieh Bundesverteidigungsminister Rudolf Scharping der Heeresflugabwehrschule in Rendsburg (Schleswig-Holstein) den Namen „Feldwebel Schmid-Kaserne“. Der Wiener Anton Schmid war am 25. Februar 1942 vom Kriegsgesicht Nr. 814 in Vilnius wegen Rettung von mehr als 300 Juden zum Tode verurteilt und am 13. April erschossen worden.

Am 4. April 2001 beantragte das Militärkommando Steiermark eine Gedenktafel für Oberstleutnant Josef Ritter von Gadolla, den ehemaligen Kommandanten des Militärflughafens Graz-Thalerhof, zu errichten. Die Tafel auf dem Flughafenfeld wurde während einer Gedenkveranstaltung am 5. April 2002 enthüllt.

¹⁰⁶ Kabinett des Bundeskanzlers, Bundeskanzleramt, Wien, Schreiben an Egon Ehrlich vom 1. März 1999 mit dem Wortlaut der Rede von Bundeskanzler Mag. Viktor Klima im Parlament.

¹⁰⁷ Austria Presse Agentur, Wien 19. 3. 2001; Der Soldat Nr. 8/2001, Wien 25. 4. 2001; Information für die Truppe Nr. 2/2001, Bonn 2001, S. 52–59; Y. Magazin der Bundeswehr Nr. 5/2001, Köln 2001, S. 97 ff.; Freundeskreis Panzeraufklärer, Nachrichtenblatt Nr. 30, Munster, Juli 2001, S. 18; Truppendienst — Zeitschrift für Führung und Ausbildung im österreichischen Bundesheer Nr. 4, Wien 2000, S. 357; Nr. 6/2000, S. 450; Nr. 2/2001, S. 125–129; Nr. 4/2001, S. 302 f.; Nr. 5/2001, S. 405.

Von seinen Anfängen an hat das DÖW über den politischen Widerstand hinaus alle Formen der NS-Verfolgung, insbesondere von Jüdinnen und Juden sowie Sinti und Roma, in seiner Arbeit berücksichtigt. Erst später allerdings, in den achtziger Jahren, wurde auch die Ermordung geistig und körperlich Behinderter (Euthanasie) in die DÖW-Forschungsarbeiten einbezogen. Heute bilden die Arbeiten zu den **NS-Medizinverbrechen** — neben unseren anderen Arbeitsbereichen **Widerstand und Verfolgung**, **NS-Verbrechen (insbesondere Holocaust)**, **Exil**, **Rechtsextremismus/„Revisionismus“** und seit einigen Jahren **NS- und Nachkriegsjustiz** — einen wichtigen Forschungsschwerpunkt am Dokumentationsarchiv, der in diesem Ausmaß nicht zuletzt durch eine Kooperation mit dem Otto Wagner-Spital ermöglicht wird.

So konnten wir 2002 u. a. die virtuelle Ausstellung *Der Krieg gegen die „Minderwertigen“: Zur Geschichte der NS-Medizinverbrechen in Wien* fertig stellen, zeitgleich wurde eine derzeit noch provisorische Ausstellung im Pavillon V-Gebäude des Otto Wagner-Spitals eröffnet. Ebenfalls im Mai 2002 veranstalteten wir gemeinsam mit dem Otto Wagner-Spital eine Tagung zum Thema *Rassenhygiene und Eugenik vor 1938*. Auch für die Bestattung der sterblichen Überreste von Opfern der NS-Kindereuthanasie am „Spiegelgrund“ am 28. April am Wiener Zentralfriedhof leistete das DÖW Vorarbeiten, etwa durch die Ermittlung der Namen der Opfer.

Im Forschungsbereich *Exil* wurde mit der Drucklegung des Bands *Österreicher im Exil. Mexiko 1938–1947* im Herbst 2002 ebenfalls ein mehrjähriges Projekt abgeschlossen.

Unserem Selbstverständnis als **Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Opferorganisationen** entsprechend, wollen wir über die *scientific community* hinaus einen breiten Kreis zeitgeschichtlich Interessierter erreichen. Dabei hat die Informationsquelle Internet in den letzten Jahren auch für unsere Arbeiten immer mehr an Bedeutung gewonnen. Die bisherigen Serviceleistungen der **DÖW-Homepage** (u. a. Bibliotheksdatenbank online, Projekt *Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer* online, virtuelle Ausstellung *1938. NS-Herrschaft in Österreich*, zeitgeschichtliche Referate/Aufsätze sowie Veranstaltungshinweise) wurden im April 2002 durch die **Datenbank Nicht mehr anonym. Fotos aus der Erkennungsdienstlichen Kartei der Gestapo**

Wien, die Fotos von NS-Opfern mit biographischen Eckdaten und Informationen über die Festnahme und weitere Verfolgung verbindet, ergänzt. Nur auf Grundlage der organisatorischen Struktur des DÖW — der **Vernetzung der Arbeitsbereiche Archiv/Bibliothek-Forschung** — und im Besonderen aufgrund von Vorarbeiten etwa durch die Publikationsreihe *Widerstand und Verfolgung in den österreichischen Bundesländern* oder das Projekt *Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer* war es möglich, die Datenbank in vertretbarer Zeit auf immerhin knapp über 2.000 Datensätze (Februar 2003) zu erweitern.

Das Echo ist äußerst erfreulich: 2002 konnten wir im Vergleich zu 2001 die Zahl unserer BesucherInnen mehr als verdoppeln. 253.410 UserInnen insgesamt riefen rund 2.172.000 Seiten auf, die durchschnittlichen Besuchszahlen stiegen von monatlich 10.000 (Jänner bis Dezember 2001) auf knapp über 21.000 im Jahr 2002 an. Diese positive Resonanz ist auch für 2003 erkennbar: im Jänner 2003 erreichten wir mit knapp 28.200 BesucherInnen mehr denn je zuvor.

Näheres zu den abgeschlossenen/laufenden DÖW-Projekten sowie zu unseren Beständen siehe im Folgenden.

Vorstand/Kuratorium

Im Rahmen der DÖW-Kuratoriumssitzung 2002 wurde der bisherige Vorstand wieder gewählt. Neu in den Vorstand gewählt wurden Sr. Dr. Edith Beinhauer (Orden der Franziskanerinnen von der christlichen Liebe) und Prof. Rudolf Sarközi (Obmann des Kulturvereins Österreichischer Roma und Vertreter der Roma im Volksgruppenbeirat).

Neu in das Kuratorium aufgenommen wurden Mag. Johanna Ettl (Bundeskammer für Arbeiter und Angestellte), Erich Hackl (Schriftsteller), Univ.-Prof. Dr. Michael Hubenstorf (Institut für Geschichte der Medizin), Mag. Hannah Lessing (Generalsekretärin des Nationalfonds der Republik Österreich für die Opfer des Nationalsozialismus) und Gerhard Roth (Schriftsteller).

Aus dem Kreis unserer Kuratoriumsmitglieder verstarb DDr. Ella Lingens.

Wie in den letzten Jahren erfolgte die Tätigkeit des Vereins Dokumentationsarchiv in engster Zusammenarbeit und in bestem Einvernehmen mit der Stiftung Dokumentationsarchiv. Deren Leitungsgremium, dem Stiftungsrat, gehören Vertreter der drei Stifter — Republik Österreich, Stadt Wien und Verein Dokumentationsarchiv — an.

Der Vorstand dankt allen Kuratoriumsmitgliedern und MitarbeiterInnen des DÖW für die geleistete Arbeit sowie den FreundInnen und Förderinnen/Förderern des DÖW für ihre ideelle Unterstützung sowie ihre finanziellen Spenden und Legate.

Vorstand 2002

Präsident: Landtagspräs. a. D. Hubert Pfoch. *Vizepräsidenten:* Vizepräs. i. R. Dr. Hubert Jurasek, Prof. Hugo Pepper, Staatssekretär a. D. Dr. Ludwig Steiner, Abg. a. D. Prof. Alfred Ströer, Oskar Wiesflecker. *Kassier:* Abg. a. D. Rudolf Edlinger. *Kassier-Stv.:* KR Dr. Gerhard Kastelic. *Weitere Mitglieder:* Dr. Heinz Arnberger, Mag. Dr. Brigitte Bailer, Sr. Dr. Edith Beinbauer, Diözesanrichter Dr. Stefan Denk, Obersenatsrat Univ.-Prof. Dr. Hubert Christian Ehalt, Prof. Rudolf Gelbard, Sekt. Chef i. R. Dr. Wilhelm Grimburg, RA Dr. Heinrich Keller, MR Mag. Elisabeth Morawek, Prof. Dr. Jonny Moser, Präs. d. IKG Dr. Ariel Muzicant, Abg. a. D. Ing. Ernst Nedwed, Prof. Rudolf Sarközi, HR Univ.-Doz., Dr. Georg Schmitz, OSR Dr. Kurt Scholz, Abg. a. D. Dr. Edgar Schranz, Univ.-Prof. Dr. Erika Weinzierl, Dr. Helmut Wohnout. *Wissenschaftliche Leiter:* Hon.-Prof. Dr. Wolfgang Neugebauer. *Kontrolle:* OSR Dr. Josefa Breuer, Friederike Krenn, Mag. Peter Soswinski.

Publikationen/abgeschlossene Projekte 2002

☐ *Österreicher im Exil. Mexiko 1938–1947*

Im Herbst 2002 erschien die 704 Seiten starke Dokumentation *Österreicher im Exil. Mexiko 1938–1947*. Über 400 Dokumente — Erinnerungsberichte, Artikel aus Exilzeitschriften, Akten aus mexikanischen, österreichischen, deutschen und amerikanischen Archiven, Briefe, Memoranden und Flugblätter von Einzelpersonen oder Organisationen, Interviews mit ZeitzeugInnen, umfangreiche Nachlässe sowie literarische Zeugnisse u. v. m. — vermitteln Wirken und Schicksal jener Österreicherinnen und Österreicher, die zwischen 1938 und 1945 Zuflucht in Mexiko fanden. Ausführliche Einleitungen der wissenschaftlichen Bearbeiter Christian Kloyber und Marcus G. Patka begleiten die jeweiligen Kapitel, eine chronikähnliche Zusammenstellung der kulturellen und politischen Veranstaltungen diverser österreichischer Exil-Organisationen in Mexiko bezeugt den nicht unbedeutenden Beitrag zum kulturellen und intellektuellen Leben Mexikos.

Bisher wurden in dieser Publikationsreihe Bände zum *österreichischen Exil* in Frankreich (1984), Belgien (1987), Großbritannien (1992), den USA (1995) und der Sowjetunion (1999) veröffentlicht.

☐ Herbert Exenberger / Heinz Riedel, *Militärschießplatz Kagran*

Auf dem Gelände der Militärschießstätte Kagran wurden in der NS-Zeit zahlreiche Soldaten — in den meisten Fällen wegen „Fahnenflucht“ oder „Wehrkraftzersetzung“ zum Tode verurteilt — erschossen. DÖW-Bibliothekar Herbert Exenberger und Heinz Riedel recherchierten u. a. biographische Angaben zu 129 Personen, die zwischen 1940 und 1945 am Militärschießplatz Kagran hingerichtet wurden.

Die Publikation, die auch einen Beitrag von Maria Fritsche zum Thema *Militärjustiz als Terrorjustiz — Strafverfolgung ungehorsamer Soldaten im Nationalsozialismus* beinhaltet, wurde 2002 fertig gestellt und wird vom DÖW in der *Schriftenreihe zur Geschichte der NS-Gewaltverbrechen* Anfang 2003 herausgegeben.

☐ *Opfer des Terrors der NS-Bewegung in Österreich 1933–1938*

1999 beauftragte das Wissenschaftsministerium das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und das Karl von Vogelsang-Institut mit der elektronischen Erfassung aller Opfer des nationalsozialistischen Terrors in Österreich vor dem „Anschluss“. Die am 1. Februar 2000 aufgenommenen Arbeiten wurden am 31. März 2002 abgeschlossen.

In die Datenbank wurden alle nationalsozialistischen Gewaltakte zwischen 1. Juni 1933 und 10. März 1938 aufgenommen. Im Mittelpunkt standen, entsprechend dem Forschungsauftrag, die Opfer (Geschlecht, Alter, Beruf, Wohnort und Bundesland, religiöses Bekenntnis, politische Zugehörigkeit/Einstellung sowie der Todestag im Falle einer Tötung bzw. das Sterbedatum im Falle des Todes als Folge einer schweren Verletzung). Insgesamt wurden 117 Personen bei nationalsozialistischen Anschlägen sowie im Zuge des NS-Putschs vom Juli 1934 sofort getötet, weitere 52 Personen so schwer verletzt, dass sie an den Folgen dieser Verletzungen verstarben. Von diesen 169 Todesopfern konnten bis auf fünf alle namentlich identifiziert werden. Erwartungsgemäß sind die meisten Opfer in den Tagen des Juliputschs 1934 zu verzeichnen, doch schon vor dem Putsch waren 26 Personen bei NS-Terroranschlägen getötet worden, und auch nach dem Putsch fielen noch 24 Menschen Anschlägen und Fememorden zum Opfer.

In der Datenbank wurden auch die 624 Verletzten erfasst: 291 Personen wurden schwer und 295 Personen leicht verletzt, in 38 Fällen ist der Verletzungsgrad nicht mehr feststellbar. 13 Personen wurden Opfer einer existenzbedrohenden Beschädigung.

Darüber hinaus wurden Angaben zum Tathergang in einer eigenen Ereignisdatenbank gespeichert, die auch Quellenangaben (in erster Linie Polizeiberichte und Zeitungsmeldungen) enthält.

Für 2003 ist eine Buchpublikation vorgesehen. Danach wird eine den Erfordernissen des Datenschutzes entsprechende Version der Datenbank im Karl von Vogelsang-Institut und im Dokumentationsarchiv einsehbar sein.

- Im Visier von Gestapo und NKWD. Fallschirmagenten der UdSSR im Zweiten Weltkrieg*

Mit dem Forschungsvorhaben sollten die Einsätze der hinter der Front eingesetzten Funk- und Fallschirmagenten (vor allem deutsche und österreichische Emigranten oder Kriegsgefangene) rekonstruiert und zugleich biographische, sozialpsychologische und institutionengeschichtliche Aspekte der Agententätigkeit beleuchtet werden.

Im Zuge der Arbeiten konnte festgestellt werden, dass eine erhebliche Anzahl der eingesetzten Agenten nach der Verhaftung durch die Gestapo (bei den namentlich bekannt gewordenen Deutschen und Österreichern betrug die Verhaftungsrate annähernd 95 Prozent) „umgedreht“ wurde, häufig indem man die betreffenden Personen zur Mitwirkung an „Funkspielen“ (d. h. zur Aufnahme oder Wiederaufnahme des Funkverkehrs mit den ursprünglichen Auftraggebern) zwang. Ebenfalls untersucht wurde ein bislang fast unbekannter Modellfall für die taktische Kooperation zwischen NKWD und der britischen Sabotageorganisation SOE (*Special Operations Executive*), die sowjetische Agenten übernahm, in Fallschirmspringerschulen ausbildete und über den von den Nazis besetzten westeuropäischen Ländern oder über dem Deutschen Reich absetzte. Etwa 70 Prozent der solcherart nach West- und Mitteleuropa transferierten Funk- und Fallschirmagenten konnten identifiziert werden.

Für etliche deutsche bzw. österreichische Fallschirmagenten, die bis Kriegsende in Gestapo-Haft blieben, bedeutete die Befreiung nicht Entlassung aus der Haft: sie galten den Sowjets — mitunter allein aufgrund ihres Überlebens — umstandslos als „Kollaborateure“ und „Verräter“, wurden in GULag-Lager deportiert oder hingerichtet.

Das von der Volkswagen-Stiftung geförderte Projekt entstand in Kooperation mit der Forschungsstelle Widerstandsgeschichte von FU Berlin und Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin.

Periodika

- Jahrbuch 2002*. Schwerpunkt: Widerstand und Verfolgung. Redaktion: Christine Schindler. Mit Beiträgen von Michael Gehler, Karl Glaubauf, Barry McLoughlin, Hartmut Mehringer/Albert A. Feiber, Peter Steinbach/Johanna Tüchel u. a., 184 Seiten

- Mitteilungen*. Erscheinungsweise: fünfmal jährlich. Auflage: 6.200 Stück. Inhalt: Informationen über Projekte, Publikationen sowie Aktivitäten des DÖW; Serviceleistungen wie Veranstaltungshinweise, Rezensionen etc.; Hilfsmittel für den Verkauf der vom DÖW erarbeiteten Publikationen. Im PDF-Format auf der Homepage des DÖW.

Homepage: www.doew.at

Neu:

- Nicht mehr anonym. Fotos aus der Erkennungsdienstlichen Kartei der Gestapo Wien*

Eine erste Auswahl aus der so genannten Gestapo-Kartei umfasste ab April 2002 rund 600 Fotos von NS-Opfern, die durch biographische Eckdaten (Geburtsdatum, Wohnort, Beruf) sowie — soweit dies möglich war — durch Informationen über die Festnahme und weitere Verfolgung ergänzt wurden. Im Juli wurde die Datenbank auf knapp über 1.200 Fotos erweitert. Eine weitere Aktualisierung (auf rund 2.000 Datensätze) erfolgte im Februar 2003. Die Kartei, die aus den Beständen des Wiener Stadt- und Landesarchivs stammt, wurde 2001 im DÖW eingescannt und in einer Datenbank erfasst.

Möglich sind gezielte Abfragen nach dem Familiennamen ebenso wie ein Blättern durch die einzelnen Themenbereiche: Jüdinnen und Juden ♦ Roma und Sinti ♦ FremdarbeiterInnen ♦ Individuelle Widerständigkeit ♦ Arbeiterbewegung ♦ Katholisch-konservatives Lager ♦ Römisch-katholische Kirche ♦ Internationale Bibelforschervereinigung (Zeugen Jehovas)

- Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer online*

Die Datenbank wurde im Berichtsjahr aktualisiert und erweitert: Sie enthält nun Informationen zum Schicksal von rund 62.000 österreichischen Opfern des Holocaust sowie zusätzlich (neben Name, Vorname und Geburtsdatum des Opfers sowie Zielort der Deportation) die Felder Deportationsdatum und Todesort.

- Unter der URL <http://doew.wap> ist der Bibliothekskatalog des DÖW — mit derzeit rund 25.000 Eintragungen — seit Anfang 2002 orts- und zeitunabhängig mit jedem WAP-fähigen Mobiltelefon oder PDA abfragbar.

Laufende Projekte

Schwerpunkt Holocaust

- Gedenkbuch österreichischer Juden in Theresienstadt*
Die vom Österreichischen Nationalfonds geförderte Neugestaltung des vor Jahren vom DÖW herausgegebenen *Totenbuchs Theresienstadt* erfolgt in Zusammen-

menarbeit mit der Theresienstädter Initiative in Prag. Das Kernstück des Gedenkbuchs — die Listen der österreichischen und ungarischen Jüdinnen und Juden, die von Österreich aus nach Theresienstadt deportiert wurden — soll durch einen wissenschaftlichen Einleitungsteil zu verschiedenen einschlägigen Themen (Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Wien und Theresienstadt, Deportation der österreichischen Jüdinnen und Juden aus dem Protektorat u. a.) ergänzt werden. Das rund 500 Seiten starke Buch mit den Namen von mehr als 17.000 deportierten ÖsterreicherInnen wird 2003 für den Druck vorbereitet.

□ *Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer*

Auch nach dem vorläufigen Abschluss des Projekts (2001) werden neue Opfernamen in die Datenbank aufgenommen bzw. erhalten wir zahlreiche Anfragen von Angehörigen von Holocaustopfern aus dem In- und Ausland.

Mit den vom DÖW zur Verfügung gestellten Daten wurde von der Israelitischen Kultusgemeinde Wien in der Synagoge eine Gedenkstätte mit den Namen von 62.000 Opfern gestaltet.

□ Die Arbeiten zur Erschließung von *Holocaust-Quellen in österreichischen Archiven* — in Kooperation mit dem United States Holocaust Memorial Museum — werden vermutlich im Frühjahr 2003 abgeschlossen sein.

Schwerpunkt Widerstand und Verfolgung

□ *ZeitzeugInnen-Projekt Mauthausen*

Das vom Bundesministerium für Inneres finanzierte und gemeinsam vom DÖW und dem Institut für Konfliktforschung unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Gerhard Botz durchgeführte Projekt, im Zuge dessen 800 ehemalige Mauthausen-Häftlinge interviewt werden sollen, läuft seit Februar 2002 und wird bis März 2003 programmgemäß abgeschlossen werden; trotz dieser äußerst knappen Projektlaufzeit wird das Plansoll von 800 Interviews sogar überschritten werden können. Interviewt werden Überlebende in rund 20 Ländern, wobei die Auswahl der InterviewpartnerInnen nach Möglichkeit gemäß der Zusammensetzung der Häftlingsgesellschaft im KZ Mauthausen nach Häftlingsgruppe, Nationalität, Zeitpunkt des Aufenthalts und Geschlecht erfolgte. Rund 80 Interviews werden auch auf Video aufgezeichnet, ein Teil davon wird in die provisorische Ausstellung in Mauthausen integriert werden, die im Frühjahr 2003 der Öffentlichkeit präsentiert wird.

□ *Namentliche Erfassung der Opfer politischer Verfolgung 1938–1945*

Auf den Erfahrungen des Projekts *Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer* aufbauend, werden in Kooperation mit dem Karl von Vogelsang-

Institut die Namen und verfolgungsrelevanten Daten von ÖsterreicherInnen erfasst, die im Zeitraum vom 11. März 1938 bis zum 8. Mai 1945 aus politischen Gründen durch das NS-Regime zu Tode gebracht wurden.

Konkret handelt es sich dabei um Opfer des SS- und Polizeiapparates, Opfer der NS-Justiz (sowohl Hingerichtete als auch während des Strafvollzuges Umgekommene), Todesopfer der Konzentrationslager und Tote von Massakern. Mit berücksichtigt werden auch Personen, die im Zuge der Verfolgung Selbstmord verübt haben. Als ÖsterreicherInnen gelten nicht nur jene Personen, die 1938 das „Heimatrecht“ bzw. die österreichische Staatsbürgerschaft besaßen, sondern — analog zum Opferfürsorgegesetz (OFG) — auch alle jene, die 1938 mindestens zehn Jahre in Österreich ihren Wohnsitz hatten.

Nach der EDV-gestützten Aufarbeitung der entsprechenden Quellenbestände im In- und Ausland sollen die Daten in geeigneter Form (Buch, CD-ROM, Internet) öffentlich zugänglich gemacht werden.

□ *Gedenken und Mahnen in Niederösterreich und der Steiermark*

Projektziel ist die Darstellung sowohl der Perspektive der Erinnerungszeichen auf die Vergangenheit als auch des zeitgeschichtlichen Kontextes der kollektiven Erinnerung an den Zeitraum 1934 bis 1945. Basierend auf den Erfahrungen des Pilotprojekts *Gedenken und Mahnen in Wien* wurden — in Zusammenarbeit mit dem Verein zur Erforschung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen und ihrer Aufarbeitung, der Karl-Franzens-Universität Graz (Abteilung Zeitgeschichte) und der österreichischen Akademie der Wissenschaften (Forschungsprogramm „Orte des Gedächtnisses“) — Erinnerungszeichen in Niederösterreich und der Steiermark erfasst, wobei die Recherchearbeiten 2002 zum Großteil abgeschlossen werden konnten.

2003 soll die Dokumentation wissenschaftlich ausgewertet und im Hinblick auf regionalspezifische Erscheinungsformen von Gedächtnisorten in den wissenschaftlichen Diskurs zur österreichischen Gedenkkultur eingeordnet werden. Die Ergebnisse sollen 2004 publiziert werden.

□ *Widerstand und Verfolgung in der Steiermark 1934–1945*

Projektziel ist die Erstellung einer kommentierten Quellenedition, mit der die Aktenlage zu Widerstand und Verfolgung in der Steiermark überblicksmäßig erfasst und damit eine Basis für weitere Lokalstudien geschaffen wird.

In Form einer analytischen Darstellung, komplettiert durch exemplarisch wiedergegebene Dokumente, soll der Einleitungsband Entwicklung und Formen des Widerstands gegen den „Ständestaat“ dokumentieren. Erstmals im Rahmen der Publikationsreihe *Widerstand und Verfolgung in den österreichischen Bundesländern* werden nicht nur Widerstand und Opposition der proletarischen Gruppen (Sozialisten, Kommunisten, Freie Gewerkschaften, linke Splittergrup-

pen) bzw. deren Verhältnis zueinander thematisiert, sondern auch die Konflikt-haltung der illegalen Nationalsozialisten zum „Ständestaat“ und deren Beziehungsgeflechte zu linken Gruppen ebenso wie zu Teilen der Heimwehren. Band 2 und 3 widmen sich Widerstand und Verfolgung nach Errichtung der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich.

Im Rahmen dieser Reihe sind bisher insgesamt 13 Bände erschienen (Wien, Burgenland, Oberösterreich, Tirol, Niederösterreich, Salzburg).

□ *Hochverrat, Landesverrat, Wehrkraftzersetzung — politische NS-Strafjustiz in Österreich und Deutschland*

Im Mittelpunkt des von der VW-Stiftung geförderten Projekts der Philipps-Universität Marburg, das im April 2000 anließ und bei dem das DÖW als Kooperationspartner fungiert, steht die Spruchpraxis des Volksgerichtshofs und des Oberlandesgerichtes Wien. Im Berichtsjahr konnte die Erhebung der für das Forschungsprojekt relevanten Quellen in Österreich und Deutschland abgeschlossen werden. Nunmehr stehen insgesamt 2.708 politische Strafsachen des Volksgerichtshofes und der beiden Oberlandesgerichte Wien und Graz mit 6.243 Angeklagten zur Auswertung zur Verfügung. Im Zuge umfangreicher neuer Archiv-recherchen konnten die Verfahren genauer dokumentiert werden: So gelang es, eine erhebliche Anzahl bisher nicht belegter Anklageschriften und in einem geringeren Umfang auch unbekannt Urteile aufzufinden. Die Auswertung der Daten erfolgt sowohl nach formalen (Daten, Sanktionen, Richter, Staatsanwälte, Orte, Zeugen) als auch qualitativen Kriterien (Normen, Handlungen, Gruppen-zugehörigkeiten, Verfahrenstypisierung).

□ *Zur Nazifizierung der Strafjustiz in Österreich 1938–1945*

In Kooperation mit der Philipps-Universität Marburg soll mit diesem Forschungsvorhaben, das vom Jubiläumsfonds der OeNB unterstützt wird, die Einführung des deutschen Strafrechts in Österreich nach dem März 1938 und die Struktur der Richter und Staatsanwälte in Österreich 1938–1945 behandelt werden.

Dem „Anschluss“ Österreichs an NS-Deutschland im März 1938 folgten grundlegende Veränderungen in Verwaltung, Justiz und in territorialer Hinsicht. Bereits im April und Mai 1938 erfolgte die Einsetzung einer Unzahl von Gesetzen, Verordnungen und Verfügungen in Österreich. Auf dem Gebiet des Strafrechts verfolgten die Machthaber verschiedene Wege. Zum einen übernahm das NS-Regime einen großen Teil des bisherigen österreichischen Strafgesetzbuches. In für sie relevanten Teilbereichen und hier vor allem auf dem Gebiet des politischen Strafrechts, wurde das reichsdeutsche Recht mit punktuellen Modifikationen eingesetzt. Parallel erfolgte die Neuorganisation des Gerichtswesens und vor allem eine NS-spezifische Personalpolitik.

Die angesprochenen Entwicklungslinien sollen in ihren komplexen Zusammenhängen transparent gemacht werden, so dass sich ein bisher nicht vorliegendes anschauliches Bild dieses Teils der NS-Herrschaft in Österreich ergibt. Dazu gehört, neben der administrativen Einbindung Österreichs in den NS-Machtapparat, vor allem auch die Ermittlung aller Richter und Staatsanwälte, ihr dienstlicher Werdegang für den Zeitraum 1938–1945 (mit einem Ausblick auf die Nachkriegszeit) sowie ihr Wirken auf dem Gebiet des politischen Strafrechts. Abschließen soll das Forschungsprojekt mit einem aufgrund eines Samples erstellten Profil der Sozialstruktur von Justizjuristen während der NS-Zeit in Österreich, insbesondere in Bezug auf Herkunft, politische Orientierung, Ausbildung und Justizpraxis.

□ *Biographisches Handbuch der österreichischen Diplomaten 1918–1955*

Kooperationsprojekt mit der Österreichischen Gesellschaft für historische Quellenstudien (HR Dr. Gertrude Enderle-Burcel) über österreichische Diplomaten 1918–1955 — darunter zahlreiche Widerstandskämpfer und Verfolgte — analog zu früheren Gemeinschaftspublikationen (Diener vieler Herren. Biographisches Handbuch der Sektionschefs der Ersten Republik und des Jahres 1945, Wien 1997; Christlich — Ständisch — Autoritär. Mandatare im Ständestaat, Wien 1991).

Schwerpunkt NS-Medizinverbrechen

□ *Der Krieg gegen die „Minderwertigen“:*

Zur Geschichte der NS-Medizinverbrechen in Wien

Von 1940 bis 1945 existierte auf dem Gelände der Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ (des heutigen Otto Wagner-Spitals) unter der Bezeichnung „Am Spiegelgrund“ eine so genannte „Kinderfachabteilung“, in der rund 800 kranke oder behinderte Kinder und Jugendliche umkamen. Um die Hintergründe der Verbrechen und den Umgang damit einer breiteren Öffentlichkeit nahe zu bringen, wurde mit Unterstützung der Stadt Wien die virtuelle Ausstellung *Der Krieg gegen die „Minderwertigen“: Zur Geschichte der NS-Medizinverbrechen in Wien* konzipiert und 2002 ins Netz gestellt (www.gedenkstaettesteinhof.at). Eine derzeit noch provisorische Ausstellung im Pavillon V-Gebäude des Otto Wagner-Spitals, die ebenfalls vom DÖW betreut wird (Führungen, ZeitzeugInnenprogramm), wurde ebenfalls im Mai 2002 eröffnet. Die inhaltlichen Schwerpunkte der Ausstellung und der Website bewegen sich von den ideologischen Wurzeln in der Eugenik und Rassenhygiene, des gesundheits- und sozialpolitischen Paradigmas des Nationalsozialismus, den verschiedenen Tötungsaktionen bis zur Nachgeschichte der Verbrechen.

Gemeinsam mit dem Otto Wagner-Spital wurde im Mai 2002 das 3. Symposium zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien — *Vorreiter der Vernichtung?*

Eugenik, Rassenhygiene und Euthanasie in der österreichischen Diskussion vor 1938 — durchgeführt. Die Beiträge werden wie bei den bisherigen Symposien publiziert werden.

Einen weiteren Schwerpunkt bildeten die Vorbereitungen zur Gründung einer „Gedenk- und Forschungsstätte Steinhof“ auf dem Gelände des Otto Wagner-Spitals, die von der Stadt Wien für die Opfer der NS-Euthanasie errichtet werden soll.

- Nach Abschluss des Projekts *NS-Euthanasie in Hartheim 1940–1945*, das für den Verein Schloss Hartheim durchgeführt wurde, wirkte das DÖW im Berichtsjahr an der für 2003 geplanten OÖ Landesausstellung sowie an der Errichtung der Gedenkstätte in Hartheim mit.

Schwerpunkt Exil

- *ÖsterreicherInnen im Exil. Die La Plata-Staaten Argentinien, Uruguay, Paraguay 1934–1945*

Die vom Jubiläumsfonds der OeNB bzw. vom Jubiläumsfonds der Stadt Wien für die ÖAW unterstützte Studie, die im Oktober 2001 in Kooperation mit dem Verein Gedenkdienst und der Fundación Memoria del Holocausto angelaufen ist, basiert auf lebensgeschichtlichen Interviews mit ZeitzeugInnen aus den La Plata-Staaten und Österreich sowie auf umfassenden Archivrecherchen in Österreich, Deutschland und den drei erwähnten Ländern.

Schätzungsweise 2.000 österreichische Vertriebene — und damit mehr als in jedem anderen lateinamerikanischen Staat — fanden vor der nationalsozialistischen Verfolgungsmaschinerie in ihrem Heimatland in Argentinien Zuflucht. Die wenigsten von ihnen sind nach dem Krieg wieder nach Österreich zurückgekehrt, sondern haben sich auf die eine oder andere Art und Weise und in unterschiedlichem Ausmaß in die argentinische Gesellschaft integriert bzw. sich ihr angepasst. Rund 400 davon leben noch, ihre persönlichen Erlebnisse und Empfindungen, ihre Identität und Selbstwahrnehmung sollen untersucht und mittels *oral history*-Interviews dokumentiert werden.

Inhaltliche Schwerpunkte: Der Weg ins Exil — Ausmaß und Struktur der Emigration — Einwanderungspolitik der drei Exilländer — Politisches Exil — Kulturelles Exil — Remigration oder Einbürgerung.

Die Forschungsergebnisse werden sowohl am DÖW als auch an der Fundación Memoria del Holocausto in Argentinien der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt.

- Im Zuge der Arbeiten an einem geplanten *Österreich-Band* des *Biographischen* Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933 wurden

380 Kurzbiographien von ÖsterreicherInnen, die in der Ära des Nationalsozialismus bzw. des „Ständestaats“ zur Flucht ins Exil gezwungen waren, erarbeitet. Um die Recherchen zu erleichtern, wurde für die Kurzbiographien eine neue Datenbank mit einer benutzerInnenfreundlicheren Oberfläche konzipiert.

Schwerpunkt Volksgerichtsbarkeit nach 1945

- Für das bisher gemeinsam von DÖW, Zentraler österreichischer Forschungsstelle Nachkriegsjustiz und dem Archiv Yad Vashem durchgeführte *Mikroverfilmungsprojekt von Wiener Gerichtsakten von Verfahren wegen NS-Verbrechen* konnte 2002 auch das US Holocaust Memorial Museum als Partner gewonnen werden. Seit Beginn des Projekts (Ende 1993) wurden — auf 160 Mikrofilmen — 800 Akten mit einer Gesamtzahl von rund 400.000 Aufnahmen verfilmt. Die Verfilmungsaktion verfolgt auch das Anliegen, die teilweise vom Zerfall bedrohten Akten für die Nachwelt zu erhalten. Die verfilmten Gerichtsakten werden inhaltlich erschlossen.

- Die *Erstellung von Findhilfsmitteln* zur Erleichterung der Nutzung von Gerichtsakten für die historische Forschung wurde 2002 in Wien und Linz fortgesetzt und soll 2003 auf weitere Standorte in Österreich ausgedehnt werden. Anfang 2003 konnte die elektronische Erfassung des Hauptverhandlungsregisters des Volksgerichts Wien abgeschlossen werden.

- Das DÖW zählt ferner zu jenen Einrichtungen, die ihre *Infrastruktur* für das von der Forschungsstelle Nachkriegsjustiz in Kooperation mit dem Institut für Österreichische Rechtsgeschichte und Europäische Rechtsvergleichung der Universität Graz und dem Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck durchgeführte gesamtösterreichische Projekt des Wissenschaftsfonds *Justiz und NS-Gewaltverbrechen in Österreich. Regionale Besonderheiten und Vergleich mit Deutschland* zur Verfügung stellen.

Schwerpunkt Rechtsextremismus/„Revisionismus“

- Neubearbeitung des *Handbuchs des österreichischen Rechtsextremismus* Die erstmals 1993 veröffentlichte Publikation, die den Schwerpunkt auf die Darstellung und Analyse des organisierten Rechtsextremismus legte und die dominierende Rolle der Haider-FPÖ im Rechtsextremismus aufzeigte, ist mittlerweile in vier Auflagen mit über 20.000 Exemplaren erschienen.

Eine laufend aktualisierte *Auswahl von rechtsextremen Organisationen, Vereinen und Medien* auf Basis des Rechtsextremismus-Handbuchs ist — ebenso wie die laufend aktualisierte Chronik *Neues von ganz rechts* — auf der DÖW-Homepage abrufbar.

Archiv- und Bibliotheksbestände

Beratungs- und Betreuungstätigkeit

Sammlung, Aufarbeitung und schließlich Archivierung aller Materialien zählen zu den wichtigsten und aufwändigsten Arbeiten unserer MitarbeiterInnen.

2002 besuchten das DÖW rund 1.000 Interessierte, die pro Person im Schnitt viermal beraten und betreut wurden. Wir waren hierbei Ansprechpartner für StudentInnen (Seminar- und Diplomarbeiten sowie Dissertationen), SchülerInnen (zeitgeschichtliche Referate, Fachbereichs- und Projektarbeiten), WissenschaftlerInnen (Recherchen für Forschungsprojekte, Publikationen und Ausstellungen), ExpertInnen aus den Bereichen Medien, Kultur, Erwachsenenbildung, Schule, gewerkschaftliche Bildungsarbeit sowie interessierte Einzelpersonen. Zusätzlich wurden zahlreiche schriftliche/telefonische Anfragen beantwortet.

Arbeitsbereich Archiv

Seit 1988 (beginnend mit der DÖW-Aktennummer 18.877) werden die Akten des DÖW mit Hilfe der Datenbank ARCHIDOC elektronisch erschlossen (Kurzbeschreibung der im Akt enthaltenen Dokumente, Auswertung nach geographischen Bezügen, Namen und Schlagwörtern). Diese ausschließlich für Abfragen innerhalb des DÖW zur Verfügung stehende Datenbank enthielt am 31. Dezember 2002 rund 44.000 Datensätze.

Für die Akten bis zur Nummer 18.876 steht ein Zettelkatalog mit rund 70.000 Namen auf mehr als 100.000 Karteikarten als Findhilfsmittel zur Verfügung. Darüber hinaus wurden inzwischen mehr als 50 Prozent der „Altakten“ ebenfalls elektronisch beschrieben und geographisch sowie inhaltlich beschlagwortet. Die Akten der Nummern 18.877 bis 22.000 sind größtenteils inhaltlich voll erschlossen und beschlagwortet, drei weitere Laufmeter Akten wurden für die Datenbank-Auswertung vorbereitet. In diesen Zahlen nicht enthalten sind die 14.062 Personalakten des KZ-Verbands Wien, von denen über 80 Prozent bereits elektronisch erfasst wurden.

Seit dem Jahre 2001 werden neu übernommene Akten nicht mehr im „Eingangsbuch“, sondern elektronisch verzeichnet. 2001 und 2002 wurden 7 lfm Akten in dieser Weise erfasst (DÖW-Signaturen 50.000 bis 51.180). Parallel dazu wird seit Mitte 2002 das „Eingangsbuch“ in die Datenbank ARCHIDOC übertragen. Nach Abschluss dieser Arbeit werden auch die „E-Akten“, die bisher nur über das „Eingangsbuch“ zugänglich waren, zumindest kursorisch erschlossen und über die Datenbank abfragbar sein.

Archiv/Spezialsammlungen

- Erzählte Geschichte* (Lebensgeschichtliche Interviews mit mehr als 800 Personen, die während des NS-Regimes Widerstand leisteten bzw. Verfolgungen

ausgesetzt waren; rund 70 Interviews mit Teilnehmern an den Februarkämpfen 1934. Archivierung als Abschrift bzw. als Tonbandkassette)

- Filme, Videos, Tonbänder*
- Fotosammlung* (mehr als 10.500 Katalognummern mit über 40.000 Bildern, zum Großteil EDV-gestützt erfasst; der Bestand der *Erkennungsdienstlichen Kartei der Gestapo Wien* wurde digital erfasst)
- Frauen-KZ Ravensbrück* (Unterlagen über die Lager Ravensbrück und Uckermark; Akten über den Prozess gegen die Wachmannschaft und die SS-Ärzte des KZ Ravensbrück, Hamburg 1946–1948)
- Mikrofilme* (Akten von NS-Behörden aus amerikanischen und britischen Archiven; Quellenmaterial des *Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933*: zumeist Fragebögen, Zeitungs- und Zeitschriftenausschnitte über rund 25.000 EmigrantInnen; Akten der österreichischen Volksgerichte nach 1945: vorläufig nur Akten des Volksgerichts beim Landesgericht Wien, Benützung an besondere Auflagen gebunden)
- Plakate* (rund 3.000 Plakate, beginnend mit der Zeit des Ersten Weltkriegs bis in die Gegenwart)
- Rechtsextremismus-Sammlung* (Material zu mehr als 150 — existierenden und nicht mehr existierenden — österreichischen sowie rund 100 deutschen Organisationen, Parteien, Medien u. ä., insbesondere Zeitungsausschnitte, rechts-extreme Periodika, Flugblätter, Bücher)
- Spanien-Dokumentation* (Unterlagen über die Beteiligung von mehr als 1.000 ÖsterreicherInnen am Spanischen Bürgerkrieg; rund 400 Personen sind nur über Hinweise erfasst)
- Museumsgegenstände* (KZ-Kleider, Uniformen, Kappen, Handarbeiten aus KZ, Gefängnis und Internierungslagern, diverse Fahnen, Embleme, Abzeichen, Orden, Armbinden, Erinnerungsalben, Lagergeld, Ausweise, Pässe, Formulare, Stempel u. a.)

Arbeitsbereich Bibliothek

Im Bereich der **Präsenzbibliothek**, deren Bestände ebenfalls teilweise EDV-mäßig erfasst sind, konnten im Berichtsjahr wieder beträchtliche Zuwächse verzeichnet werden. Die Bibliothek wuchs auf 37.150 Titel an, wobei die einzigartige Sammlung der FIR über internationalen Widerstand, in einem gesonderten Katalog erfasst, nicht mitgezählt ist.

Der elektronische Katalog der DÖW-Bibliothek (rund 25.000 Einträge) ist sowohl im Intranet als auch im Internet abrufbar und wird laufend erweitert.

Bibliothek/Spezialsammlungen

- Flugblätter, Broschüren, Zeitungen österreichischer Widerstandsgruppen 1934–1945* (ca. 10.000 Exemplare; *Periodika*: Österreich 1934–1938,

1938–1945, Deutschland 1933–1945; Untergliederung nach politischen Gruppierungen und deren Unterorganisationen. *Flugblätter, Streuzettel, Broschüren*: 1934–1938, 1938–1945, alliierte Kriegspropaganda; Untergliederung nach Staaten und Serien)

□ *Exil* (rund 5.000 Bände; Publikationen und Periodika österreichischer Exilorganisationen; Exilliteratur; deutsche Exilliteratur; Sekundärliteratur zur Exilforschung)

□ *Bibliothek der FIR* (5.000 Bände; thematischer Schwerpunkt: europäischer Widerstand)

□ *Spanischer Bürgerkrieg* (über 1.000 Bände)

□ *Judaica* (2.500 Bände)

□ *Zeitungsausschnittarchiv* (nach Personen bzw. nach Sachgebieten geordnet; Österreich-Sammlung aus englischen, amerikanischen und kanadischen Publikationen; fortlaufende Ergänzung)

Auseinandersetzung mit rechtsextremen Tendenzen

Das DÖW hat der Auseinandersetzung mit dem organisierten Rechtsextremismus und Neonazismus stets große Bedeutung zugemessen und dabei gesellschaftliche Veränderungen wie etwa die Verlagerung rechtsextremer Strömungen von Klein- und Kleinstgruppen hin zu einem Bestandteil der etablierten Parteienlandschaft in Österreich oder den europaweiten Anstieg von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit dokumentiert und reflektiert. Das DÖW unterstützte zahlreiche Initiativen, vor allem von Publizisten und Einzelpersonen, bei Auseinandersetzungen mit rechtsextremen Tendenzen. Darüber hinaus referierten DÖW-MitarbeiterInnen vor Schulklassen, im Bereich der Erwachsenenbildung, bei Podiumsdiskussionen und sonstigen Veranstaltungen in ganz Österreich zur Thematik Rechtsextremismus/„Revisionismus“ (Verharmlosung bzw. Leugnung der NS-Verbrechen).

Mit Hilfe der Rechtsextremismus-Sammlung des DÖW werden Öffentlichkeit und Behörden immer wieder auf rechtsextreme, antisemitische Aktivitäten/Veröffentlichungen aufmerksam gemacht.

Geschichtsvermittlung/Veranstaltungen 2002

Die Vermittlung unserer Forschungsergebnisse und -vorhaben nach „außen“ beinhaltete die Durchführung eigener Veranstaltungen (siehe unten) ebenso wie Vorträge, die Teilnahme an Diskussionen und Gedenkveranstaltungen, an wissenschaftlichen Tagungen und Konferenzen im In- und Ausland sowie Beiträge für in- und ausländische Publikationen seitens unserer MitarbeiterInnen. Ein

nicht unwesentliches Element dieser Vermittlungstätigkeit sind Lehrveranstaltungen im universitären und außeruniversitären Bereich: MitarbeiterInnen wirkten bei Seminaren für Geschichtslehrer und an Lehrerfortbildungsveranstaltungen mit. Lehrveranstaltungen hielten im Sommersemester 2002 und/oder Wintersemester 2002/2003 der wissenschaftliche Leiter des DÖW, Dr. Wolfgang Neugebauer, sowie die DÖW-MitarbeiterInnen Dr. Brigitte Bailer und Dr. Florian Freund (alle Universität Wien).

Einige der älteren, ehrenamtlichen MitarbeiterInnen des DÖW waren 2002 als ZeitzeugInnen in Schulen in ganz Österreich, wo sie über ihre Erlebnisse während der Zeit des Nationalsozialismus berichteten und im Anschluss daran oft lange diskutierten. Gespräche mit ZeitzeugInnen werden auch im DÖW angeboten.

Zeitungen, Fernsehen und Rundfunk berichteten des Öfteren ausführlich über Projekte und Publikationen des DÖW. MitarbeiterInnen wurden mehrfach als Fachleute für Interviews in den Medien herangezogen.

Februar/März

In Kooperation mit dem DÖW präsentierte die Volkshochschule Wien-Hietzing vom 19. Februar bis 8. März die Ausstellung *Die Wannsee-Konferenz*.

März

In den Räumen des DÖW wurde am 7. März 2002 die Publikation *Für das Leben, gegen den Tod. Mein Weg in den Widerstand* von Lipej Kolenik präsentiert.

Im Rahmen der *traditionellen Jahresversammlung des DÖW* am 11. März im Gemeinderatssitzungssaal des Alten Rathauses sprach Bischof Dr. Maximilian Aichern (Linz) über die Haltung der Kirche in der NS-Zeit sowie den religiös motivierten Widerstand. (Siehe Abdruck des Vortrags, S. 5–11) Im Rahmen der Veranstaltung las Elisabeth Orth aus Gedichten und Abschiedsbriefen von Widerstandskämpfer/inne/n.

In Zusammenarbeit mit dem DÖW u. a. veranstaltete die Botschaft von Mexiko im Rahmen des MexikoForums am 12. und 13. März ein *Gedenk-Programm* anlässlich des Protestes Mexikos gegen den „Anschluss“ Österreichs.

April

Am 24. April 2002 wurde die vom wissenschaftlichen Leiter des DÖW Wolfgang Neugebauer gemeinsam mit Heinz Eberhard Gabriel herausgegebene Publikation *Von der Zwangssterilisierung zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien, Teil II* präsentiert.

Der *Helga und Willy Verkauf-Verlon-Preis für österreichische antifaschistische Publizistik* wurde am 25. April 2002 an den Historiker Dr. Winfried R. Garscha (DÖW, Zentrale österreichische Forschungsstelle Nachkriegsjustiz) verliehen.

Mai

Anlässlich des 80. Geburtstages von DÖW-Vizepräsident Dr. Ludwig Steiner luden das DÖW und das Karl von Vogelsang-Institut am 2. Mai zu einer gemeinsamen Veranstaltung ein, in deren Rahmen der Bericht über die durchgeführten Forschungsarbeiten im Zuge des von Ludwig Steiner initiierten Projekts *Opfer des Terrors der NS-Bewegung in Österreich 1933–1938* präsentiert wurde.

MitarbeiterInnen des DÖW waren an Veranstaltung und Organisation des 3. Symposiums zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien (*Vorreiter der Vernichtung? Eugenik, Rassenhygiene und Euthanasie in der österreichischen Diskussion vor 1938*, Wien, 6./7. Mai 2002) mitbeteiligt.

Am 29. Mai 2002 wurde die vom DÖW gestaltete Ausstellung *Der Krieg gegen die „Minderwertigen“*. *Zur Geschichte der NS-Medizin in Wien* im provisorischen Gedenkraum im V-Gebäude des Otto Wagner-Spitals offiziell eröffnet.

September

Im Rahmen einer Veranstaltung des Förderervereins des DÖW sprach DÖW-Mitarbeiterin Dr. Brigitte Bailer am 25. September zum Thema *Erste Forschungsergebnisse der Historikerkommission*.

Ausstellungen

Viele Gruppen, Schulklassen und Einzelpersonen besuchten 2002 die **ständige Ausstellung des Dokumentationsarchivs *Der österreichische Freiheitskampf*** in der Bürgerstube des Alten Rathauses. LehrerInnen nutzen in zunehmendem Maße die kostenlosen Führungen als wertvolle Ergänzung des zeitgeschichtlichen Unterrichtes. Doch auch Gendarmerie- und Polizeischüler, Bundesheerangehörige, Zivildienstler im Grundlehrgang, Jugendgruppen aus dem In- und Ausland sowie Botschafter und ausländische Delegationen zählen zu den Besucherinnen/Besuchern der Ausstellung. Alle diese Gruppen werden von ZeitzeugInnen oder jüngeren Historikerinnen/Historikern betreut. Im Anschluss an die Führungen fanden häufig Diskussionen, besonders über die Frage rechtsextremer und rassistischer Tendenzen in Österreich, statt.

Die **Wanderausstellungen *Der österreichische Freiheitskampf* und *Österreicher im Exil*** können kostenlos durch Schulen, Institutionen und Organisa-

tionen im DÖW entlehnt werden; für den Transport muss der Veranstalter selbst sorgen.

Am Morzinplatz in Wien befand sich 1938/1945 im ehemaligen „Hotel Metropol“ das Hauptquartier der Gestapo. In dem an dieser Stelle neu errichteten Haus, benannt nach dem Widerstandskämpfer und späteren Bundeskanzler Ing. Leopold Figl, erinnert eine vom DÖW betreute **Gedenkstätte** an die Opfer des Nationalsozialismus. 2002 wurde die Gedenkstätte von rund 1.300 Personen besucht. Der Gedenkraum in der Saltorgasse 6 ist Montag 14–17 Uhr, Donnerstag und Freitag 9–12 Uhr und 14–17 Uhr sowie anlässlich besonderer Gedenk- und Feiertage geöffnet.

In der Gedenkstätte Konzentrationslager Mauthausen wird die im Auftrag des Bundesministeriums für Inneres vom DÖW in Kooperation mit österreichischen ZeitgeschichtlerInnen gestaltete Ausstellung *1938. NS-Herrschaft in Österreich* gezeigt.

Förderverein

Dem 1994 gegründeten *Verein zur Förderung des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes* sind inzwischen mehr als 600 FreundInnen und SympathisantInnen des Archivs beigetreten, die damit das DÖW und seine diversen Projekte ideell und finanziell unterstützen. Es gibt drei mit dem begünstigten Bezug von DÖW-Publikationen verbundene Kategorien von Mitgliedsbeiträgen, und zwar zu EUR 7,20, EUR 22,- und ab EUR 72,-.

Kooperationspartner

Im Zuge der diversen Projekte ergaben sich u. a. Kooperationen mit folgenden Institutionen:

Anti-Defamation League, New York bzw. Wien ♦ Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Abteilung Politische Bildung ♦ Centre de Documentation Juive Contemporaine, Paris ♦ Centre for German-Jewish Studies, University of Sussex ♦ Europäische Stelle zur Beobachtung von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, Wien ♦ European Center for Research and Action on Racism and Antisemitism/C. E. R. A., Paris ♦ FFDJF (Les Fils et Filles des Déportés Juifs de France), Paris ♦ Fachhochschule für Informationsberufe, Eisenstadt ♦ Forschungsstelle Nachkriegsjustiz ♦ Forschungsstelle Widerstandsgeschichte von FU Berlin und Gedenkstätte Deutscher Widerstand ♦ Fundación Memoria del Holocausto ♦ Gedenkstätte Konzentrationslager Mauthausen ♦ Helping Hands, Wien ♦ Historisches Museum der Stadt Wien ♦ Institute for

Jewish Policy Research, London ♦ Institut für Konfliktforschung ♦ Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien ♦ Israelitische Kultusgemeinde Wien ♦ Jüdisches Museum der Stadt Wien ♦ Karl-Franzens-Universität Graz, Abteilung Zeitgeschichte ♦ Karl von Vogelsang-Institut/Institut zur Erforschung der Geschichte der christlichen Demokratie in Österreich ♦ KZ-Gedenkstätte Buchenwald ♦ KZ-Gedenkstätte Dachau ♦ Philipps-Universität Marburg ♦ Österreichische Gesellschaft für historische Quellenstudien ♦ Stadtschulrat für Wien ♦ Terezinska Iniciativa (Theresienstädter Initiative) ♦ United States Holocaust Memorial Museum, Washington ♦ Universitätsbibliothek Wien ♦ Verein Gedenkdienst ♦ Yad Vashem, Jerusalem

An der Umstrukturierung der *Gedenkstätte Mauthausen*, die zu einer Bundesanstalt öffentlichen Rechts führen soll, hat sich das DÖW aktiv beteiligt. DÖW-Vizepräsident Botschafter a. D. Dr. Ludwig Steiner und der wissenschaftliche Leiter des DÖW Hon.-Prof. Dr. Wolfgang Neugebauer gehören einem wissenschaftlichen Beirat des BMI an. Darüber hinaus beteiligt sich das DÖW an der neu zu gestaltenden Homepage der Gedenkstätte Mauthausen und bearbeitet dazu die Themenbereiche *Aktion „14f13“ — Ermordung von Häftlingen im Schloss Hartheim, Österreichische Juden im KZ Mauthausen* und „*Revisio-nismus*“.

Mit der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, dem Institut für Zeitgeschichte an der Universität Wien, dem Restitutionsbeauftragten der Stadt Wien Dr. Kurt Scholz u. a. wurde über die Errichtung eines Shoah-Forschungszentrums beraten.

Das DÖW arbeitet eng mit der *Jura-Soyfer-Gesellschaft* zusammen. Die einzigartige Sammlung handschriftlicher Manuskripte und Briefe des Dichters im DÖW wurde mit Beständen der Jura-Soyfer-Gesellschaft zu einem Jura-Soyfer-Archiv zusammengefasst, das teilweise mittels Computer zugänglich ist. DÖW-Mitarbeiter sind in der von DÖW-Kuratoriumsmitglied Univ.-Prof. Dr. Anton Pelinka und DÖW-Vorstandsmitglied Univ.-Prof. Dr. Erika Weinzierl geleiteten *Gesellschaft für politische Aufklärung* vertreten und unterstützen deren Aktivitäten. Ebenso wirkt das DÖW in der *Internationalen Tagung der Historikerinnen und Historiker der Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung* (ITH) mit, die alljährlich eine internationale Konferenz in Linz durchführt. Wissenschaftlicher Leiter Hon.-Prof. Dr. Wolfgang Neugebauer fungiert als Vizepräsident der *Aktion gegen den Antisemitismus* und ist im Vorstand des Vereins *Niemals Vergessen*, eines anerkannten Trägervereins für den Auslandszivildienst, der sich die Förderung von Holocaust-Gedenkstätten zum Ziel setzt, sowie der 2002 gegründeten *Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung* vertreten.

DIE AUTORINNEN

EDITH BLASCHITZ, Mag. phil., Mitarbeiterin der argentinischen Historikerkommission CEANA und der Österreichischen Historikerkommission, Gars/Kamp

MILO DOR, Schriftsteller, Wien

EGON EHRLICH, Oberst i. R., Wien

SIEGWALD GANGLMAIR, Dr. phil., Mitarbeiter des DÖW, Wien

CHRISTOPH HAACKER, Dr. phil., Mitbegründer und Leiter des Arco Verlags, Wuppertal

PHILIPP METTAUER, Mag. phil., freier Mitarbeiter des DÖW, Buenos Aires

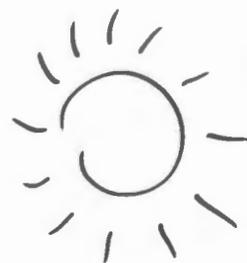
JONNY MOSER, Prof. Dr. Phil., Historiker und Publizist, Vorstandsmitglied des DÖW, Wien

REGULA NIGG, Mag. phil., Historikerin, freie Mitarbeiterin des DÖW, Buenos Aires

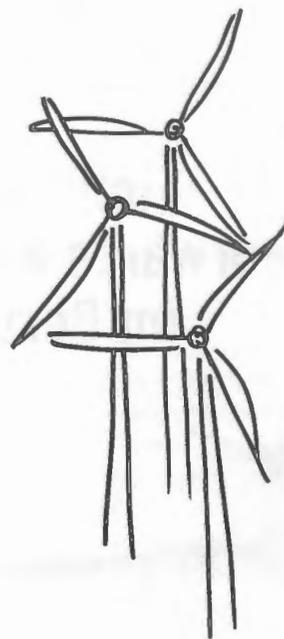
WOLFGANG NEUGEBAUER, Hon.-Prof. Dr. phil., wissenschaftlicher Leiter des DÖW, Wien

HELGA RASCHKE, Dr. phil., Dipl.-Ethnologin, Gotha

JÖRG THUNECKE, Dr. phil., Dozent an der Westdeutschen Akademie für Kommunikation, Köln



*Wir
drucken
für Sie
mit Strom
aus
Windkraft!*



PLÖCHL-DRUCK

GESELLSCHAFT m.b.H. & Co.KG

A-4240 FREISTADT, Werndlstraße 2

Tel. 0 79 42/722 27-0, Fax -20

E-mail: ploechl.druck@uta1002.at



**Ich will
vorwärts kommen
im Beruf.**

Die **AK Wien** fördert ihre berufliche
Bildung als AK Mitglied.



WIEN

www.akwien.at

Wiener Vorlesungen

seit 16 Jahren

Aufklärung statt Vernebelung

Tiefenschärfe statt Oberflächenpolitur

Differenzierung statt Vereinfachung

Analyse statt Infotainment

Auseinandersetzung statt Belehrung

Die Vorträge erscheinen in drei bibliophilen Buchreihen im Picus Verlag, im WUV-Verlag und im Peter Lang Verlag. Im Jubiläumsjahr 2002 erschienen u. a. folgende Bände:

Wiener Vorlesungen im Picus Verlag

Band 82: **Reinhold Brinkmann**
Arnold Schönberg und der
Engel der Geschichte

Band 86: **Michael Mitterauer**
Wege nach Wien –
Migration im Rückblick

Band 90: **Friedrich Achleitner,**
Michael Athanassiadis,
Herbert Muck
Ottokar Uhl – Architekt
und Ermöglicher

Band 91: **Paul Michael Lützeler**
Hermann Brochs
Kosmopolitismus: Europa,
Menschenrechte,
Universität

Band 92: **Hans-Jürgen Puhle**
Parteienstaat in der Krise:
Parteien und Politik zwi-
schen Modernisierung und
Fragmentierung

Band 100: Die Wiener Vorlesungen.
Jour Fixe der Vernunft im
Wiener Rathaus

*Wiener Vorlesungen. Konversatorien
und Studien im WUV-Facultas Verlag*

Band 4: **Hubert Christian Ehalt**
(Hg.)
Formen familialer Identität
mit Beiträgen von André
Burguière, Jacques Gélis,
Michael Mitterauer, Josef
Ehmer

Band 12: **Mitchell G. Ash,**
Christian H. Stifter (Hg.)
Wissenschaft, Politik und
Öffentlichkeit. Von der
Wiener Moderne bis zur
Gegenwart

Band 13: **Alfred von Liechtenstein**
(Hg.)
Internet und Öffentlichkeit

Planung und Koordination:

Univ.-Doz. Dr. Hubert Ch. Ehalt / MA 7, Wissenschafts- und Forschungsförderung,
Friedrich Schmidt-Platz 5, 1082 Wien

Tel.: (01) 4000-88741, 88744 / Fax: (01) 4000 7167 / E-Mail: str@m07.magwien.gv.at /
<http://www.wien.gv.at/ma07/vorlesungen/next.htm>

Nicht mehr anonym

Fotos aus der Erkennungsdienstlichen
Kartei der Gestapo Wien und
Kurzbiographien der Opfer im Internet

www.doew.at



Karoline Spiro-Wende, Wien
geboren am 5. Februar 1903

Die Bürokräft Karoline Spiro-Wende heiratete 1939 in Frankreich ihren jüdischen Lebensgefährten. Sie wurde am 25. August 1942 wegen „rassenschänderischen Verhaltens“ festgenommen. Nach Einstellung des gegen sie eingeleiteten Strafverfahrens wurde ihre Überstellung in ein KZ auf die Dauer von 3 Monaten verfügt. Karoline Spiro-Wende kam am 15. März 1943 in Auschwitz um.

Schwerpunkt: **Exil**

Beiträge u. a. von

Jörg Thunecke

Fritz (Frederick) Brainin

Österreichischer Dichter in der Neuen Welt

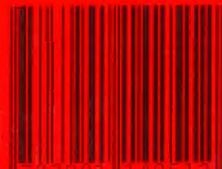
Edith Blaschitz

NS-Flüchtlinge österreichischer Herkunft:

Der Weg nach Argentinien

Milo Dor

Die Mechanik des Tötens



9 783901 142512

ISBN 3-901142-51-7